
UNIVERSITY
OF
TORONTO







Franz Dingelstedt's

Sämmtliche Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden.

Erste Abtheilung:

Erzählende Dichtungen.

Dritter Band:

Bunte Reihe.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

Bunte Reihe.

Von

Franz Dingelstedt.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1877.

Inhalts-Verzeichniß.



Kinder-Liebe.



An der Leinestraße zu Hannover steht, — stand wenigstens vor Jahren, da Hannover noch eine Residenz war, in welcher hochrothe Gardelieutenants wild wuchsen und der britische Löwe mit dem guelphischen Roß friedlich weidete, — ein liebes, vielbesuchtes Haus, die Konditorei des Hrn. Robby, nicht so berühmt, wie Stehely am Berliner Gensdarmen-Markte oder der welthistorische Sperl im glücklichen Wien, aber für Hannover immer ein bedeutender Name, eine von seinen wenigen Notabilitäten. Dort saß ich eines Abends im Lesestübchen, wie gewöhnlich an einem der eleganten Pfeilertischchen, um die deutsche Literatur aus Zeitschriften und Punschgläsern genetisch zu studiren. Es war aber einer jener hannoverschen Winter-Abende, wo man nichts Besseres thun kann, ja nicht einmal etwas Anderes, als Zeitungen lesen und Bonbons essen, wenn man keine einheimischen Cigarren rauchen mag. Die rothen Vorhänge waren dicht herniedergelassen, die Gaslampe warf ihr mildes Licht ebenmäßig im Zimmer umher, und die Wanduhr am Ofen hämmerte ihre eintönige Weise fort. Dazwischen gingen die Ladenmamsells geräuschlos ein und aus, Gäste kamen und verschwanden in stummer Abwechselung, und von

ferne klang das Geklapper der Bälle vom Billard herüber. Man kennt dergleichen idyllische Abende nicht, wenn man nicht in Hannover gewesen ist.

Sei's nun von der Zeitung oder vom Punsch, genug, ich wurde nach einem Weilchen ordentlich kouraschös und strich mit langen Schritten in dem heimlichen Lesezimmerchen umher, und meine bösen Gedanken hefteten sich zäh an meine Fersen und gingen immer mit und jagten mich immer schneller. Wie Wolkenschatten über eine nackte Herbstgegend zogen die Bilder meines unsteten Lebens an mir vorüber. Ich sehnte mich einmal wieder recht nach einem Herde und einem Herzen, an dessen Wärme ich rasten könnte, und lehnte am Ende müde und ingrimmig am Fenster, an welches verdrießlich Regen und Schneegestöber klatschten. Und wie ich von der Ecke aus meine Augen unruhig in meiner Umgebung umherschicke, nur um sie von meinem eigenen langweiligen Leibe abzuziehen, da fällt mir, als der einzige Gast, welcher sich außer mir noch in dem Zimmer befand, ein junger, schwarz gekleideter Mann auf, mit edlen, einnehmenden Zügen, die aber von frühem Schmerze gebleicht und zerdrückt schienen, eine schmächtige Gestalt, durch Wuchs, Haltung und Anzug als englisch bezeichnet, also wahrscheinlich einer jener zahlreichen Insulaner, welche in der Hauptstadt des verschwisterten Reiches ihr Geld und ihre Zeit todtschlagen. In dem Gesicht lag vieles, was ihn von seinen bocksledernen, früh gealterten und ernsthaft ausgeprägten Landleuten unterschied, ein trüber, beschattender Hauch und dennoch eine milde, menschliche Wärme. Der junge Engländer hatte sich über einen kleinen Divan

gebeugt und betrachtete, beide Hände auf dessen Lehne gestützt, die Landkarte der „vereinigten Königreiche von Großbritannien," welche an der Wand hing. Zu einer anderen Zeit wäre mir das nicht aufgefallen; oft genug hatte ich einen Lord Bindfaden mit langem Ueberrocke und gläsernen Augen, ein gigantisches Zeitungsblatt zwischen den Fingern, vor jener Tafel stehen sehen, die Beine nachlässig übereinander geschlagen und mit dem Kopfe sinnreich hin- und herwackelnd. Allein in den Zügen des jungen Mannes schien kein politischer Forschungs-Eifer zu glänzen; seine blauen, fast erloschenen Augen hefteten sich, so kam's mir vor, durchbohrend immer auf eine Stelle an der Karte, dann und wann zuckte es, einem fernen Wetterleuchten gleich, über das feine Antlitz und einmal fuhr er gar mit den weißen, durchsichtigen Fingern wie suchend nach dem Blatte.

„Armer Junge!" dacht' ich und nahm mir die pöbelhafte Freiheit, mich für den Unbekannten zu interessiren „da stehst Du im fremden, fernen Lande, wo man Deine Sprache nicht redet und nicht nach Deinem Küchenzettel speist, und träumst von den weißen Küsten Deiner Heimath oder von den weißeren Wangen einer geliebten, theetrinkenden Miß, oder von den verlassenen Fleischtöpfen Deiner Mama. Und wenn Du gar ein Herz mit herüber gebracht oder ein Herz drüben gelassen, jenseits des fluthenden Kanals, wenn Dir die grünen Wiesen von Alt-England und Deine freie, comfortable Jugend vor den brennenden Blicken schweben, wenn Du hinüberfliegen möchtest, leicht wie eines Deiner vaterländischen Dampfschiffe und flink wie Eure Seemöven, und kannst nicht,

sondern fühlst Dich allein und wieder allein im Lande Hannover — armer, armer Junge!“

Der Mann zog mich an. Konnt' es ihm nicht gehen wie mir, der ich ja auch keine Heimath hatte, weder jenseits der ewigen See, noch eigentlich diesseits, der ich zu keinem Menschen sagen konnte: „Nimm mich hin“ und von keinem Mädchen: „Du bist mein“? Konnt' er nicht, wie ich, in der lustigen Konditorei ein trauriges Todtenopfer feiern für liebe Leichen? Deswegen trat ich ihm näher, leise näher, und wie er wiederum herzbrechend seufzte und die ächt englische, schroff zurücktretende Stirn an das papierene Bild seines fernen Vaterlandes drückte, wie an eine entseelte Mutterbrust, da hielt ich mich nicht länger und legte sanft meine Hand auf seine Schulter, und mit dem weichen Klang des Herzens, der in allen Sprachen und unter jedem Himmel derselbe ist, der eine, menschliche, göttliche, sagt' ich ihm, ganz zu seinem Ohr gebeugt: „Home, sweet home!“ —

Das ist nämlich der Anfang eines alten britischen Volksliedes, welches dem Engländer allmächtig zum Herzen dringt, wie der Gesang seiner Wellen, und ihn mahnt an das lustige Albion mit all' seinen Reizen, wie der Kuhreigen den Sohn der Alpen unbezwinglich nach seinen Gletschern ruft. Und es bedeutet, wenn Du nicht englisch verstehst, liebe Leserin: „Heimath, du süße Heimath!“

Wie ich ihm das zugeflüstert, einmal und noch einmal, da hat sich der Mann stark und schnell herumgedreht; in seinem Gesichte strebte der englische Hochmuth auf und die starre Kälte gegen Jeden, der kein Landsmann ist. Aber ich sah es, wie ich mit den Tönen seiner

Muttersprache die besseren Geister aus den Tiefen der verschlossenen Brust heraufbeschworen hatte, wie die Strenge seiner Züge in weiche Rührung dahinschmolz, und ich braucht' es nicht noch einmal zu sagen, das „Home, sweet home“, da lag er schon, von leisem Schluchzen geschüttelt, in meinen Armen und drückte sich bebend, aber innig an mich.

Was brauch' ich's viel zu erklären, daß zwei Menschen, die beide von weißer Farbe waren, beide im frühen Mannesalter standen und beide englisch redeten, daß die zwei Menschen innerhalb einer Stunde Freunde wurden, hinten im Lesestübchen des Konditor Robby zu Hannover, während draußen alles stille und todt geworden, bis auf den Stadtnachtwächter, und drinnen alles leer, bis auf den schlaftrunkenen Kellner? Wir sprachen uns über die eigenthümliche Art unserer ersten Begegnung aus; die Saite eines stillen, tiefen Heimwehs klang in beiden erregten Herzen wieder, und immer weiter, immer fröhlicher schlossen wir einander den vielfach bekümmerten Sinn auf. Freundliche Worte flogen, wie Funken, weckend und wärmend hin und wieder, der Gedanke an das ferne England, welches wir beide kannten und liebten, wölbte über die letzte Kluft eine luftige Brücke. Alles Fremdthun, aller Zwang sank wie unnützer Ballast von den leicht dahinschwimmenden Seelen. Wir wurden Freunde an jenem Abend und sind's geblieben, bis —

Aber Alles hübsch in der Ordnung!

Es waren schöne Tage, die ich mit dem jungen Engländer zu Hannover verlebte. Seit der Stunde im Lesezimmer haben wir uns wenig mehr getrennt. Ich konnt'

ihm nicht viel geben, wenn ich mich ganz, mit dem unbeschränkten Feuer eines jungen Herzens, in seine Arme warf. Mein Leben war ein einfaches, wenig bewegtes; darum schloß ich mich um so leichter und fester an ihn, von dem ich für Geringes so viel empfing. Wohl merkte ich es dem stolzen, alt-englischen Gemüthe an, wie es oft gewaltsam sich wieder zuklemmen wollte und der raschen Vertraulichkeit gegen einen Fremden sich schämte; aber ich sah auch, wie es an dem frühlingswarmen Hauch meiner Liebe allmählich aufthaute und unter Schutt und Asche, welche böse Stunden darauf geworfen, frische Blüthen trieb.

Ich gebe Dir, freundliche Leserin, diese Blüthen, welche längst verwelkt und zerknittert sind. Nimm sie hin — in dem Sinne, wie mein Freund William sie mir brachte. Zertritt sie nicht. In den anspruchlosen Blättern liegt für mich eine süße Erinnerung begraben, und auch Deinem Herzen kann daraus manch' tiefe Wahrheit erblühen.

William war der zweite Sohn einer Familie, welche sich zu den reichsten und angesehensten des ganzen Landes zählte. Die Güter des Lords, seines Vaters, lagen in der Nähe der Hauptstadt, wo denn auch die jährliche Saison regelmäßig und mit allem, dem erlauchten Hause geziemenden Glanze gefeiert wurde. Gleich darauf pflegte

der Lord, um desto ungestörter von diesen Mühen und Genüssen ausruhen zu können, mit den Seinen ein Landhaus zu beziehen, welches weit oben im Norden von England lag, unweit der östlichen Küste des Landes, da, wo dieses sich von Schottland durch die Wellen des Tyne abgrenzt. Die Umgebungen dieses Schlosses waren dem leidenschaftlichen Jagdliebhaber besonders werth, und Mylady, welche namentlich nach dem Sommer in London viel an Kopf und Nerven litt, gefiel sich auch, des beliebten Gegensatzes wegen, in der ländlichen Beschränkung von Carltonhouse ungemein. Dort war es, wo William, der zweite Sohn, geboren wurde, aus jener Gegend schreiben sich die ersten Eindrücke und Erinnerungen seines kindlichen Gemüthes. William war ein stiller, sanfter, blondlockiger Knabe, der dem Vater wenig Freude machte und um den sich Mama wenig kümmerte. Das Gesinde hatte mit James, dem Erstgebornen und künftigen Mylord, zu viel zu thun und vergaß über seinen Launen den Kleinen, welcher wenig zu befehlen wußte und im ganzen Hause über die Achsel angesehen wurde. So wuchs das Kind für sich, der Sorge eines Privatlehrers überlassen, heran. Im Frühjahr zog er mit seinen Eltern nach London, im Herbst kehrte er auf das entlegene Grenzschloß zurück und brachte dort zuweilen den ganzen Winter zu, wenn der Vater mit dem übrigen Theil der Familie wieder gen Süden zu seinen andern Besitzungen aufgebrochen war.

Wie freute sich William, wenn er durch langes Bitten dem Lord die Erlaubniß abgedrungen hatte, mit seinem Lehrer in Carltonhouse bleiben zu dürfen! Den Knaben beängstigte das Leben im Kreise der Seinigen;

ein sehr feines Gefühl sagte ihm, wie wenig er, besonders neben Bruder James, im Hause bedeutete. Das demüthigte die junge Seele, goß aber zugleich eine bittere Gleichgültigkeit gegen sein äußeres Leben und eine verschlossene, in sich gekehrte Strenge in seine Adern. Monsieur Girardin — so hieß sein Lehrer — war nicht geeignet, diese frühen Keime einer innerlichen Unzufriedenheit im Herzen seines Zöglings zu ersticken; Franzose mit Leib und Seele, Zögling der Revolution, pflanzte er vielmehr mit seinen Erziehungsgrundsätzen à la Jean Jacques eine Nichtachtung bürgerlicher Unterschiede und ein natürliches Freiheitsgefühl in die glühende Brust seines Schülers. Die Saat fiel auf ein ergiebiges Feld. Litt doch William selbst unter den verrosteten Ketten, welche Vorurtheil und hergebrachte Sitte sogar im elterlichen Hause um seine freie Jugend schlangen; mußte er es doch täglich erfahren, wie die Geburt, das rein Zufällige, seinen Bruder zum Glücklichen privilegirt hatte und ihn unwiderstehlich in's Dunkel, in die Unbedeutenheit zurückdrängte! Sein Herz war zu gut, als daß es sich von den Regungen kindlicher und brüderlicher Liebe hätte losreißen und in tückischer Kälte gegen seine Familie verstocken können; allein er zog die Fühlhörner bedachtsam an sich, verschloß in die geheimsten Tiefen seines Wesens, was in ihm gährte, und reifte so innerlich zum Jünglinge, während seine Umgebung und namentlich der Lord in dem wortkargen, still hinbrütenden Jungen immer noch den gering begabten, den prädestinirten Youngster erkannte.

Nur Girardin wußte, was er an William gebildet

hatte. Vor ihm entfaltete sich das gepreßte, reiche Gemüth des Knaben; an seiner Brust weinte er die heißen, ingrimmigen Thränen, welche ihm das Bewußtsein seiner unverschuldeten Mißverhältnisse wider Willen entlockte; mit ihm träumte er von fernen, glücklichen Zonen und von Zeiten, wo es keine Youngster und keine geborenen Herrscher im Familienkreise mehr geben würde.

Seine Jugend fiel in jene Zeit, wo ein Theil der englischen Nation ihren Byron vergötterte, während ihn der andere im bigotten Eifer schlag- und maulfertig verketzerte. Girardin hing mit der eines Franzosen würdigen, rücksichtslosen Gluth an einem Geiste, welcher mit allem Bestehenden in so keckem, höhnendem Widerstreite lag; er hatte den bereits verschiedenen Dichter selbst gekannt, und las von allen englischen Poeten nur seine Werke und die Dramen von Shakespeare. Der Lady gegenüber mußte er seinen Enthusiasmus zurückdrängen, und das verstand er, abermals als echter Franzose, vortrefflich; Mylord redete nur vom Parlament, von der Fuchsjagd und vom Wettrennen. Darum suchte Girardin seiner begeisterten Liebe für jenen Dichter einen anderen Theilnehmer, und diesen fand er bald in William. Noch ehe der Knabe fähig war, die Werke des dämonischen Dichters zu verstehen, saß der eifrige Franzmann in ungestörter Abendstunde neben ihm und las mit fremdartigem Accent, aber mit hinreißendem Feuer die verführerischen, flammenden Liebeslieder Byron's dem aufhorchenden Jungen vor. Das waren seltsame Scenen. Der kleine, grauköpfige Franzose stieg mit langen Schritten im Zimmer umher, in der einen Hand ein zerlesenes Exemplar seines Abgottes,

mit der anderen heftig und unmäßig gestikulirend. In zügelloser Hast polterten ihm die vollen, sonderbar ausgesprochenen Verse von den Lippen, und dazwischen machte er kurze, unregelmäßige Pausen, und schleuderte mit Pariser Schnellzüngigkeit seine eigenen Exklamationen zwischen die Lektüre. Der kleine William verstand ihn kaum zur Hälfte; allein er hatte seinen Monsieur Girardin lieb, und das schien ihm Grund genug, dessen Abgott ebenfalls lieb zu haben. Dann saß er klein zusammengehockt auf einem niedrigen Schemel dicht an alt-englischer „Feuerseite," mit den Augen den Bewegungen seines Freundes folgend und ihm die Worte emsig vom Munde ablauschend. Dazwischen blickte er wohl, wenn's Herr Girardin zu arg und unverständlich trieb, einmal träumend in die Gluth, welche im rothen Widerschein auf dem hübschen Gesichtchen und um die blonden Locken spielte, und wenn ihm die blauen tiefen Aeuglein zuletzt zufallen wollten, weil Herr Girardin doch auch gar zu lange las; dann rückte er seinen Stuhl an's Fenster und schweifte mit den jungen Gedanken hinaus in das dämmernde Feld, zum Sternenhimmel, über die weite See, die immer blaue, immer freie, deren Brandung an die nahgelegene Küste eintönig anschlug.

Lieber noch, wie die Abendstunden mit dem Lord Byron, über den Monsieur Girardin die pflichtmäßigen Abendgebete zuweilen vergaß, waren William die Wandertage, wann jener mit ihm auszog, erst in die nächsten Umgebungen und dann in immer größere Kreise, sogar bis hinüber gen Schottland, dessen Grenze vom Carltonhause kaum eine Tagereise entfernt war. Dort gefiel's

ihm über die Maßen. War's auch nicht das eigentliche Hochland mit seinen Schneespitzen, mit den unendlichen Haiden, wo die dunklen Wellen der schottischen Bergseen rauschten, und wo die alten, kauderwälsch redenden Clans miteinander gefochten hatten, so rüstet sich doch schon dort, in der Nähe der englischen Grenze, die Natur zu jenen zerrissenen, großartigen Schöpfungen, welche sie im eigentlichen Hochlande so verschwenderisch ausgegossen hat. Monsieur Girardin hing dann eine große blecherne Büchse zum Botanisiren um, steckte Lord Byron, seinen Frisirkamm und eine weiße Weste hinein, und machte sich in hohen Gamaschen, den weißen Filzhut keck auf die Stirn gedrückt, auf den Weg. William trollte überglücklich neben ihm her, seine leichte Jagdflinte auf der Schulter, die Flöte im Ränzlein, und das Herz voll hüpfender Träume. So durchstreifte das Paar die Umgegend, erklimmte alle Bergspitzen und stieg in alle Schluchten hernieder, besuchte die Minen und Maschinen, übernachtete in den Hütten gefälliger Landbauern — kurz, führte ein freies, fröhliches Nomadenleben, keiner Rückkehr eingedenk, keinem Zwange huldigend, ganz sich selber überlassen und in der reichen, mannigfaltigen Natur jener Gegenden aufgehend.

Das waren gute, freie, fröhliche Tage für den kleinen William, und darum hing er so an Schloß Carltonhouse, weil dort der Mittelpunkt jener Streifzüge war. Der Lord hätte dergleichen nie zugegeben; wie durfte sich ein Mitglied seiner Familie, sei's auch nur ein Youngster, unter dem Landvolk umhertreiben und Fußwanderungen in's Gebirge anstellen? Darum mußte man die Zeit ab=

warten, wo die übrige Familie nach London oder auf die südlich gelegenen Besitzungen zog, darum blieb William so gern im Grenzschlößchen und scheute Wind und Wetter der rauhesten Jahreszeit nicht, um an der Hand seines Mentor die gemeinschaftlichen Irrfahrten fortzusetzen.

Aber der Lord wurde alt und seine Söhne auch. James war bereits in ein Regiment der englischen Armee eingekauft, sollte aber nur eine kurze Zeit dienen und dann nach einer großen Tour über das Festland in die Würden und Bürden seiner Herrlichkeit des alten Lords hineinwachsen. Mit William hatten sie es anders vor. „Der Bursche träumt mir zu viel," äußerte der Vater oft und runzelte finster die stolze Stirn, „es ist keine Kraft in ihm, kein Geist, kein Sinn für high life. Ich muß ihn zur Kirche geben." Darum wurde Monsieur Girardin heimgesandt zu seinen Vätern und William, als er kaum das zwölfte Jahr erreicht, einer öffentlichen Schule übergeben. Nichts von ihrer Trennung, noch von dem Abschied, den der trostlose Knabe von Carltonhouse nahm und vom blauen, freien, unendlichen Meer!

Vier lange Jahre schlichen über dem Haupte des Jungen dahin. Der ganze Druck altenglischer Schulzucht lastete centnerschwer über der aufstrebenden Seele und trieb noch entschiedener als die Einsamkeit im Vaterhause alle Blüthen derselben nach innen. Da begab es sich, daß er um die Pfingstfeiertage noch einmal auf kurze Zeit aus den Mauern seines Kerkers entfliehen konnte, um die Seinigen in Carltonhouse heimzusuchen. Es war nicht die gewohnte Zeit ihres dortigen Aufenthaltes,

die Routs von London hatten schon angefangen, und nur eine plötzliche Grille von Mylady, ein Bedürfniß von Landluft und Ruhe konnte die Familie auf das Grenzschloß verweisen. Es war Abend, wie William, nach alter Weise zu Fuß, allein diesmal ohne seine liebe Vogelflinte, von der letzten Höhe vor Carltonhouse das theure, unvergeßliche Thal seiner Kindheit wiedersah. Wie sehnsüchtig er ihm mit der Flöte ein „Willkommen" zurief, den fernen, duftblauen Hügeln, dem Meer, dem stillen, im ersten Grün prangenden Park, welcher sich um das Wohnhaus schlang!

Daheim war alles beim Alten und noch älter geworden. Mylady lag zu Bette, hatte Asthma und frömmelte gewaltig, Mylord jagte und trank, wie ehedem, und Bruder James stolzirte im fashionablen Jagdanzug langbeinig in Schloß, Flur und Garten umher.

Eines Morgens — den Morgen hat William nie, nie vergessen, es war der einundzwanzigste im Maimonat — befahl der Lord große Jagd. Die Männer saßen auf, James und William unter ihnen, die Hunde zerrten an der Koppel, die Jagdhörner riefen lustig in die duftige Frische hinaus, und los brachen die schnaubenden Renner, daß die Funken stoben und die rothen, gleißenden Jacken gar bald im Sonnenlichte verschwunden waren. Im Verlaufe der Jagd kommt der schimmernde Zug an eine jener Barrièren, mit denen man in England die Felder einzuzäunen pflegt; der Lord fliegt, der Erste, hinüber, wendet sich dann um, nach seinen kunstgewandten Söhnen zu schauen; James sprengt an, hoch darüber her und seine Herrlichkeit lächeln ihm ein freundliches Bravo.

Jetzt William. Der vierzehnjährige Jüngling stutzt, des Reitens ungewohnt; ein zorniger Blick des Vaters fällt auf ihn; James lacht in sich, die Dienerschaft harrt — da brennt's dem Knaben über Stirn und Wangen, er drückt dem zaudernden Roß die Fersen in die Flanke, es bäumt sich, hoch geht's hinüber, — jenseits liegt William am Boden, ein Blutstrom bricht aus dem Munde, und der Schimmel braust mit zerrissenem Gurt wild und scheu in die Ebene hinein.

Verwirrung und Noth aller Enden! Der Lord wirft sich neben dem bewußtlos liegenden Sohne nieder, James ringt in rathloser Angst die Hände, die übrigen Reiter stehen wie vom Donner gerührt. „Der Bursche lebt!“ schreit endlich der Lord und ein Strahl von Vaterliebe gleitet über die strengen Züge. „Schnell auf, zu Sir David!“

Ein Jockey nimmt den leise athmenden Knaben vor sich auf sein Roß, der Lord fliegt als Bote selbst voraus und hinter ihm drein reitet, wie langsam jetzt und wie still gegen vorhin, der übrige Zug.

Als William die Augen wieder aufschlug, sah er sich, des Vergangenen wie eines schmerzlichen Traumes gedenkend, verwundert in einem fremden, freundlichen Zimmer, dessen blaue Vorhänge dicht zusammengezogen waren, so daß nur ein spärliches Licht auf sein Krankenlager fiel. Er rührte sich und erhob die Blicke. Da beugt sich

über den Rand seines niedrigen Bettes, die Gardine behutsam zurückschiebend, ein zartes Kindergesichtchen, von dunklen, reichen Haaren umflossen, um den Mund ein besorgtes, hoffendes Lächeln. William will reden. Aber die kleine Gestalt legt den Finger an die Lippen, hüpft fort zum Fenster, reißt den Vorhang weg und mit einem flüchtigen Blick auf das Gesicht des Kranken, springt sie laut, laut „Mutter“ rufend, durch eine Seitenthüre von dannen.

Ehe sich William von seinem Erstaunen über das alles erholen konnte, kam die Kleine wieder zurück mit einer schönen, bleichen Dame und führte diese, in die runden Hände klatschend, zu seinem Bette. „Siehst Du, Mutter“, rief sie aus, „nun ist William wieder gesund; der dicke Doktor hat's gesagt, wenn er keine rothen Wangen mehr hätte und nicht mehr so hastig athmete. Ich hab's gehört, Mutter, ich hab's gehört.“ Und wieder ging's an ein Klatschen und Jubiliren, und das kleine Ding sprang in seinem grünen Kleidchen wie toll im Zimmer umher, daß sich William auch mitfreute und selbst die bleiche, schöne Dame, welche den Mund zum Schelten aufgemacht hatte, unwillkürlich lächeln mußte.

Das war nämlich so zugegangen; die Frau und das Kind haben William nachher alles erzählt. Das Gut von Sir David, — der Gatte der schönen, reichen Dame und der Vater von dem kleinen Mädchen, welches Harriet hieß, — sein Gut lag etwa zwei englische Meilen von der Stelle, wo William von dem bösen Schimmel gefallen war. Da es nun nach Carltonhouse viel weiter ist, und die Lady auch leicht den Tod von dem Schrecken hätte

haben können, ritt der Lord hin zu seinem alten Freund, Sir David, und bat ihn um ein Kämmerlein, wo sein William sterben oder wieder gesund werden könne. Lady David war gewaltig erschrocken, und die kleine Harriet wollte gar nicht wieder aufhören zu weinen, als bald darauf der Leichenzug ankam mit dem armen William, welcher für todt in den Armen seines Jockey hing, von Blut überströmt, ganz blaß, mit verworrenen Locken, die Hände krampfhaft geschlossen. Aber über den großen James mußte sie doch lachen, der kam ganz zuletzt durch das hohe Gitterthor in ihren Hof geritten und schlotterte mit den langen Beinen auf seinem Fuchs herum, obschon ihm nichts fehlte.

Die Frau des Baronet hatte selbst alles zur Aufnahme des Kranken in Ordnung gebracht. In einer kurzen Weile war der Arzt da — ein dicker, kleiner Mann mit einer ganz rothen Nase und einer blonden Perücke, die ihm in der Angst zuweilen ein bischen schief zu sitzen kam. Er untersuchte den Puls des kranken William und schüttelte oft mit dem Kopfe; hernach sagte er aber, der Kleine würde gerettet werden. Da fiel Lady David am Bette nieder und weinte und betete leise, denn sie hatte selbst keinen Sohn, und der alte Lord drückte dem Sir David recht stark die Hand. Die kleine Harriet aber sah immer nur den William an und den dicken Doktor, ob er auch nicht gelogen hätte, und nur zuweilen schielte sie mit heimlichem Kichern nach James. Der war wieder ganz ruhig geworden, saß auf der Fensterbank und kaute an seinen Nägeln und läutete mit den langen Beinen.

Ganze vier Tage hatte William gelegen ohne

Besinnung. Darin war Lady David wohl keine Stunde lang aus seiner Nähe gekommen, und Harriet, ihr Töchterlein, hatte sie oft aus der Stube jagen müssen, damit sie nicht auch krank werde von dem langen Wachen. Das Kind war noch nicht einmal dreizehn Jahre alt. Der Lord war mit James noch am selbigen Tage nach Carltonhouse zurückgekehrt, um seine Gemahlin auf schonende Weise von dem traurigen Vorfall in Kenntniß zu setzen; er kam aber alle Tage herübergesprengt nach Wittstone und saß stundenlang am Bette seines Kindes, und dann zur Abwechselung einmal wieder bei Sir David, mit dem er Ecarté spielte und Portwein trank. James war von Carltonhouse wieder abgereist, um zu seinem Regimente zu stoßen, und die Lady, die arme Mutter, konnte das Haus nicht verlassen. Ihre Nerven waren zu schlecht.

Mit der Genesung Williams ging's langsam, aber sichtlich vorwärts. Die schöne Jahreszeit war eben recht im besten Blühen; mit ihr kam Kraft in die Bäume und Gesundheit in alle kranke Menschen. Nur von einer Rückkehr des Patienten nach Carltonhouse wollte der dicke Doktor immer nichts wissen, obwohl es kaum eine halbe Tagereise von Wittstone entlegen war. Wenn's der Knabe auch ertragen hätte, so wollte ihm der Arzt doch Lady Davids köstliche Pflege nicht entziehen, und der kleinen Harriet, die so schön bat, den Kummer nicht anthun. Der Lord war denn auch wohl damit zufrieden, um so mehr, da seine Gattin von ihrer nahen Abreise nach London sprach, und als die Mutter ihren kranken Sohn noch einmal gesehen, kam sie endlich mit Lady David darin überein, daß William, den man doch nicht in

die Schule zurücksenden könne, und der in London auch nichts tauge, den Sommer über in Wittstone bleiben solle, damit er sich recht vollständig erhole. Als die Dame ihre Zustimmung gegeben, freuten sich Harriet und William, dem es gar wohl bei Davids gefiel, unendlich. Auch Lady David war darüber sehr glücklich, und doch hatte sie Williams Mutter so lange und so sonderbar angesehen, als diese ihre Einwilligung ertheilte; nachher war sie gar auf die beiden Kinder, welche am Fenster saßen, zugegangen, hatte ihr Töchterchen erst stürmisch und fest an sich gedrückt, und dann ihre Hand auf die blonden Haare des bleichen Jungen gelegt und dabei vor sich hingeseufzt: „Du armer Knabe!"

Harriet hatte nichts davon verstanden und ihre Mutter groß angesehen. Aber William ahnte, was sie mit dem Seufzer und der Umarmung meinte. Das Leid seiner frühen Kindheit brach von Neuem in dem verharschten Herzen auf, er stürzte der Lady David zu Füßen und umschlang ihre Kniee und drückte seinen Kopf schluchzend in ihren Schooß.

Armer William! Seine Mutter ritt auf prächtigem Damenzelter aus dem Schloßhofe hinüber gen Carltonhouse, wo seine Kindheit, die glückliche, begraben lag, wo er mit Monsieur Girardin gelesen hatte und mit dem Bruder James gespielt. Seine Mutter verließ ihn, sein Bruder war fern, Girardin vielleicht schon todt, und sein Vater saß drüben am Kamine bei Sir David und plauderte über die nächste Parlamentswahl. Aber über ihn beugte sich Lady David, die schöne, bleiche Dame, und ihre weißen Hände ruheten, wie segnend und schirmend,

auf dem verwaisten Haupte, und Harriets Arm schlang sich eng um seine Schultern, und das Mädchen weinte mit, weil sie ihren Freund weinen sah. Glücklicher William!

Oft hatte William auf seinen Streifzügen das Landhaus des Baronet liegen sehen. Es war gar schön. Mitten in einem jener wellenförmig ausgeschweiften Thäler, an denen England so reich ist, stieg Wittstone empor. Und wenn der grüne, lachende Sommer seine besten Farben über die Gegend gegossen hatte, wenn das weiße, schimmernde Landhaus so recht zierlich auf dem fetten, satten Grün der Wiesen sich abhob, rund umgeben, wie von einem Kranze, von blühenden Bäumen, dunkel und licht, wenn das fröhliche Auge suchend weiter schweifte über die bebaute Ebene, bis an die fernen, blauen Bergwände, an denen ein Strom hell und schnell, wie ein gepanzertes Heer, dahinzog — da kam's dem glücklichen Knaben vor, als sei es hier mindestens eben so gut wohnen, als daheim in Carltonhouse, wenn er auch die Brandung des Meeres nicht hören und die fernen, schottischen Grenzberge nicht erjagen konnte.

Er wurde bald heimisch in Wittstone. Den Baronet hatte er zuweilen beim Vater gesehen, seine Gattin aber nicht, und die kleine Harriet noch weniger. Sir David war nur eine andere Ausgabe von Williams Vater, unter

minder prächtigem Titel erschienen, sonst an Inhalt ganz das Nämliche. Lady David aber gehörte zu jenen Frauen, wie man sie nur in England findet, gebildet bis zum Gelehrtsein, dabei so häuslich, so unendlich liebreizend und echt weiblich, daß ihnen jedes Herz mit Vertrauen und warmer Hingabe entgegenschlägt. Auch ihr Aeußeres trug englisches Gepräge; die Gestalt sehr zierlich, Fuß und Hand im schönsten Ebenmaße, der Nacken von blendender Weiße und etwas nach vorne hinübergetragen, die Züge durchsichtig klar, eine Stirne kühl und hell, wie ein griechischer Tempel, von leichtem, lichtem Haar umweht. Gott weiß, welcher Wille sie an den Baronet gebunden hatte, der stolz auf die Bildung und Schönheit seines Weibes, dennoch so wenig für jene als für diese geschaffen war. Lady David mußte das tief empfinden. Wie ein leiser Nebel lagerte sich der Schmerz der Täuschung und eine stille, weibliche Resignation über ihr Leben; ihre Talente schlummerten in der ländlichen Einsamkeit, wozu sie die Bequemlichkeit ihres Gatten verdammte. Jeder gesellige Genuß ging dem Weibe verloren. Sie lebte nur in sich, nur für das einzige Kind, welches sie geboren; ein beschränktes Leben, und doch so reich, so unendlich reich an Segen für die eigene Brust und für ihre Umgebung.

Harriet war als das schönste Kind hundert Meilen im Umkreise bekannt. Dunkles, seidenweiches Haar umgab das süße, lind geröthete Antlitz in schlichter Ordnung; die Augen waren hellblau wie die Kornblumen, wenn sie eben aufgebrochen sind. Ein fahrender Schüler, welcher einmal vier Wochen lang die Gastfreundschaft des Hauses

in Anspruch genommen hatte, machte sogar ein Gedicht auf die Kleine und verglich ihr Gesichtchen, dem Eindrucke nach, mit einer Mondnacht im Frühjahr. Es lag eine tiefe, schlummernde Fülle von Liebreiz, eine träumende Ahnung in den kindlichen Zügen, und wenn sie die langen Wimpern des Auges schwer und langsam aufhob, um einen mit Einem raschen, schelmischen Blicke zu durchblitzen, dann war's wirklich, als wenn der Mond, der volle, glühende, hinter dem dunklen Bergwald heraufgezogen käme und seine zitternden Strahlen über die Felder und durch die rauschenden Baumzweige gösse.

Da sah es nun gar zu schön aus, wie das dreizehnjährige Mädchen auf der obersten Gartenterrasse saß zu den Füßen ihrer holden Mutter und mit den kleinen Fingern durch die Saiten der Harfe fuhr, welche sie in freien Stunden von Mama spielen lernte. William stand neben ihr und blies seine Flöte zur Begleitung. Wie Schwäne durch die blauen Wellen zogen die Töne durch die ruhige Sommerluft, und das Abendroth schwebte liebend und duftig um die kleine Gruppe. Und wenn die einfache Weise verhallt war, dann setzte William sein Instrument von den glühenden Lippen langsam ab und blickte die kleine Harfenspielerin still an. Die aber packte ihm Harfe und Flöte lachend auf, faßte ihn an der Hand und fort ging's durch den weiten, schönen Garten, die Mutter in freundlichem Sinnen hinter dem unschuldigen Paare her.

William lernte eigentlich erst in Wittstone den Zauber und die unendliche Seligkeit der Kinderjahre kennen, und sie durchdrang seine Seele um so wohlthätiger

und inniger, als in dem fünfzehnjährigen Knaben schon geheime Wünsche ihre Keime trieben. Morgens, wenn die Kleine im Hause beschäftigt war, irrte er allein im Parke umher; er legte sich feiernd in das hohe, dunkelgrüne Gras und betrachtete das Haus und zählte die blitzenden Fensterscheiben, immer die suchend, hinter welchen Harriet bei ihren französischen Vokabeln saß. Dann wieder sah er träumend an den Himmel, der seinen tiefblauen Bogen ruhig über ihm ausspannte, oder er schaukelte sich in dem Kahne auf dem kleinen Schloßteiche und las im Byron, welchen er schon weit besser verstand. Wenn Harriets Stunden aus waren, kam sie herab zu ihm gehüpft; er kannte sie schon am Tritt, welcher knisternd durch die weißen Sandwege sich näherte, und sobald er erst ihr Kleid durch die Zweige schimmern sah, klopfte es ihm unruhig in der jungen Brust, daß er ihr kaum entgegeneilen konnte. Dann gingen sie Hand in Hand durch den Park und zählten die Blumen, welche über Nacht aufgeblüht und verwelkt waren; Harriet wies dem Knaben die dunkeln Spuren im Grase und sagte, da hätten die Feen am Abend getanzt und davon sei das Gras so dunkelgrün geworden. „Mutter nennt das fairy rings“, fügte sie hinzu, und die Kinder fürchteten sich mitsammen und wandelten Fuß vor Fuß in den verschlungenen Kreisen umher.

O du selige Zeit junger, sprossender Liebe, schöner und inniger als der Genuß späterer Jahre, wo schon die Fackel der Begierde lodernd in das gereifte Gemüth schlägt, wo fremde Sorge und äußere Rücksicht ihre Schatten in

die sonnige Stille des Lebens werfen — selige, dreimal selige Zeit!

Schnell, wie ein Traum, flogen die Tage des Sommers über Williams Haupte dahin, die glücklichsten, die einzig glücklichen seines Lebens. Die Sonne wurde bleicher, die Blätter rieselten von den Bäumen und William packte weinend seinen Koffer. Denn Michaelis sollte er wieder zur Schule. Seine Eltern kamen dieses Mal nicht nach Carltonhouse; der Lord hatte Verluste gehabt und die Lady Launen; beide lebten in dumpfem Mißbehagen auf ihren Gütern in der Nähe Londons. Da saß er wenig Tage vor seinem Scheiden noch einmal mit Harriet auf der obersten Terrasse im Garten; Lady David war im Hause geblieben und spielte Schach mit ihrem Manne. Die Beiden im Garten hatten musizirt, wie ehedem, aber nicht mit derselben glücklichen Unbefangenheit, die Nähe des Abschiedes lag beklemmend auf den jungen, spielend ineinandergewachsenen Herzen. Harriet hob heute die schweren Wimpern nur selten empor und William hatte seine Flöte weit von sich geworfen in's falbe Gras. Und als auf einmal eine Schaar von Kranichen über ihnen hinwegflog, nach einem fernen, südlichen Lande ziehend, da trat er stumm zu dem kleinen Mädchen und erblaßte und deutete auf die geflügelten Wanderer und auf die niedergehende Sonne. Es brach aus, wie ein plötzlicher Blitz, in ihren Seelen, und das Kind, welches in dem Augenblicke zur Jungfrau wurde, klammerte sich fest an seine Brust und weinte laut, und sie küßten sich. William riß sich los und stürzte hinab in den dunkelnden Garten. Sie aber blieb oben stehen;

der Wind erwachte und schlug kühl an ihre brennende Wange, sie merkte es nicht, die ersten Sterne leuchteten auf, sie merkte es nicht, und als die Mutter ging, sie zu suchen, lag sie regungslos auf ihren Knieen und ihre Hände waren feucht von Thränen und vom frühen Nachtthau.

William kam des Abends nicht zum Thee und am dritten Morgen war er abgereist.

Jahre gingen und kamen. Harriet wuchs heran zur schönsten Blume im Thale des Tyne; aber in ihrem Kelche wuchs, wie die Perle in verschlossener Muschel, die Liebe zu William, dem entfernten, und diese tiefe Neigung vergeistigte ihre Reize nur noch mehr. Das Leben des Jünglings floß einsam und trübe zwischen den Wänden seiner Schule dahin. Es kam kein Brief von Wittstone und es ging keiner nach Wittstone ab; seit jenem Abend, wo sich die Kinder geküßt hatten, sahen sie einander nicht wieder und hörten gegenseitig kein Wort von sich. Desto häufiger flogen Gedanken und Wünsche, luftige Küsse und rosenrothe Träume zwischen den Getrennten hin und her, die schnellsten, die treuesten aller Brieftauben.

Und so waren etwa vier Jahre seit dem Herbsttage des Abschiedes hingegangen. Da kam eines Morgens die ganze Familie des Lords, William ausgenommen, welcher sich zur Abreise nach Cambridge anschickte, von Carltonhouse nach Wittstone hinübergeritten. Sie war in der ganzen Zeit nicht wieder auf dem Landgut im Norden gewesen, und Lady David wußte kaum, wie sie den plötzlichen Besuch und die übergroße Artigkeit von Mylord und Mylady aufnehmen sollte. Die Gewißheit kam ihr

kurz darauf. Der Lord hatte sich, nachdem er viel und oft im Geheimen mit dem Baronet verkehrt, einmal nach dem Frühstücke an dem großen Kamine niedergelassen und flüsterte wieder angelegentlich mit Sir David. Die drei Damen saßen am Fenster, und James, der junge Premier-Lieutenant, wandelte gleichmüthig in der Halle auf und nieder und stocherte sich in den Zähnen. Draußen war's alt-englisches Wetter. Der Nebel lag dicht und schlaff, wie ein Bahrtuch, auf der Erde; die Akazien nahe an der Schloßthüre senkten die vertrockneten, früh gefrorenen Blätter kraftlos hernieder, und der Wind pfiff in melodischem Einklange mit der siedenden Theemaschine durch das weite Zimmer. Mit einem Male erhob sich der alte Lord, that seinen Mund auf und sprach —

Nun, er warb in feierlichen Worten, als ob er vor dem gesammten Reichs-Parlament stände, bei Sir David und seiner Gattin um die Hand ihrer einzigen Tochter Harriet, im Namen seines erstgeborenen Sohnes, des sehr ehrenwerthen Sir James, Premier-Lieutenant im zehnten Dragoner-Regiment, zukünftigem Lord.

Der aber hielt in seinem Parademarsch durch den Saal ein, ging mit abgemessenen Schritten auf Miß David zu, verbeugte sich tief und küßte der Mutter die Hand. Sein inwendiges Dragoner-Gesicht schmunzelte aber gewaltig; denn Harriet war ein bildschönes Mädchen, und seine Eitelkeit berauschte sich schon in dem Gedanken, eine Frau zu bekommen, die in dem Book of beauties gestanden hatte und sicher eine Zentral-Sonne für das Londoner high life werden mußte. Sir David machte eine Miene wie ein englischer Plumpudding, so glänzend

und so feist; die kleinen Augen waren die schwarzen, leckeren Rosinen drin. Und Mylady und Mylord standen steif neben einander und verbeugten sich verschiedene Male.

Harriet? Sie wußte nicht, was sie that und thun sollte. Ihre Mutter aber schaute mit den großen, schmerzgewohnten Augen verwundert unter den Personen des kleinen Zirkels umher, und als ihr Blick auf die einzige Tochter fiel, die unendlich geliebte, da neigte sie ihr Haupt, wie eine Lilie, und ihre Hände zitterten, wie Lilienblätter, und sie schauerte still in sich zusammen. Ihr schönes Herz hatte es sich wohl ganz anders gedacht, denn sie kannte Harriets unschuldige Neigung und in ihrer Brust sprach eine gewaltige Stimme für den fernen, wie einen Sohn geliebten William.

Der englische Familienkreis vereinigt, wie das ganze Leben des Volkes, die seltsamsten Widersprüche. Seiner äußeren Erscheinung nach ungemein frei und die bei uns Deutschen unerläßlichen Formen der Konvenienz abweisend, stellt er dagegen alle inneren Verhältnisse, namentlich die Abhängigkeit des Kindes von den Eltern, um so schroffer und fester heraus. Darin, wie in vielen anderen Stücken, hat das englische Volk mit dem altrömischen (beide sind im Allgemeinen sehr praktisch,) eigenthümliche Aehnlichkeit. Verbindungen sind bei ihnen gewöhnlich das Werk elterlicher Uebereinkünfte und spekulirender Berechnung; selten gehen sie in den höheren Ständen aus gegenseitiger Neigung hervor. Eine Leidenschaft ist gar bei einem vornehmen Engländer ein seltener Vogel. Ihre Ehe trägt von innen und außen die Spuren dieser Wahrheit.

Der Lord war durch mißglückte Geld-Experimente, durch Aufwand und heimliches Spiel heruntergekommen. Darum suchte er eine reiche Parthie für seinen Erstgeborenen, um dadurch den Glanz seines Namens aufrecht zu erhalten, und fand diese in der Tochter seines Freundes, des Sir David. Der Baronet fühlte sich wiederum durch eine so nahe Verbindung mit einer der edelsten Familien in den drei vereinigten Reichen bedeutend gekitzelt; er gab sein Geld, jener seinen Namen — mußte das nicht eine vortreffliche Ehe werden? James und Harriet waren dabei bloße Faktoren, todte Größen in der Rechnung.

„Es ist eine alte Geschichte", sagt Heine. Die Tochter weinte, der Vater schalt, die Mutter bat — Mylord und Mylady traten auf hohen Fuß, zürnten ob der bloßen Möglichkeit eines Bedenkens, und James war und blieb ein Dragoner-Lieutenant, wie es ihrer viele giebt in London, in Petersburg und in Berlin. Ich glaube, die römischen Centuriones sind nicht anders gewesen. Die gewöhnlichen Noth-, Hülfs- und Hausmittelchen von „Bedenkzeit, großer Jugend, Liebe zum elterlichen Hause" waren bald abgenutzt, der Winter drang um die Wette mit dem unwillkommenen Heiraths-Antrage auf das arme Mädchen ein. Eines Sonntag-Mittags sitzen sie am Frühstücks-Tische, wieder in peinlicher Stille; horch! da donnert's auf den breiten Stufen der Haupttreppe, die Saalthür fliegt weit auf, und herein stürzt William, einen kleinen entfalteten Brief in der Linken, athemlos am Armstuhl des Baronet niedersinkend, die flehentlichen Blicke auf Lady David gerichtet.

Ei, wie war der Bursche hübsch und groß geworden in den vier Jahren, und wie stand der schwarze, wallende Studentenmantel — denn er kam grades Weges von Cambridge — so schön zu dem glühenden Gesicht und zu den blonden, etwas gedunkelten Locken! Von seinen Lippen stürzten die heftigsten Bitten, die heißesten Liebeserklärungen, verworrene Berichte, jugendliche Pläne — alles wirr durch einander. Harriet hatte sich bei seiner Erscheinung erhoben, sie ging auf ihre Mutter zu in schwankender Eile, barg sich an ihrer Brust, wie ein Vöglein im Nest, und schluchzte krampfhaft. Der Vater Williams, mit seiner Gemahlin ebenfalls zum Besuch anwesend, stotterte zornige Erwiderungen, die Lady und der Baronet sahen sich mit sprachlosem Erstaunen an, und James — spazierte wieder im Saal umher? Nein, er hatte sich in eine Fensterbank zurückgezogen, kaute an den Nägeln und läutete mit den langen Beinen. Eine Familien-Scene wie aus deutscher Schule!

Sie endigte auf englische Weise. „Sir!" sagte der Lord zu William: „Ihr seid mein Sohn gewesen." Seinen Namen konnte er ihm, wie das in deutschen Rührstücken so oft und effektvoll angewandt ist, nicht nehmen, weil er ihn nicht führte.

William sollte auch des Baronets Haus nicht wieder betreten. Der Familienzirkel hatte sich wie Spreu, unter die ein Windstoß gefahren, plötzlich zerstreut. Die Lady war nach einem Blick voll Zorn auf das Mädchen am Arme ihres Gemahls zur Thüre hinausgerauscht. James trat gutmüthig zu dem Zerschmetterten heran, schüttelte ihm mit einem ruhigen „Farewell" die Rechte und ging

ohne Gruß an Harriet von dannen. Diese kniete noch immer zu den Füßen ihrer Mutter, welche nur für das Leid ihrer Tochter Sinn zu haben schien. Sir David fluchte und wies dem jungen Bewerber die Thüre.

Als es Abend geworden war — ein recht milder Abend nach einem finsteren, stürmischen Tage, — streifte William in den bekannten Gängen des Parkes von Wittstonehouse umher. Alles war noch wie ehedem, durch die Aeste blickten gastlich die Lichter des Wohnhauses, die Wellen des Sees rauschten gelinde am Ufer auf und ab, und hoch über dem Haupte des Wandelnden wölbte sich des Himmels tiefblaue Decke. Aber statt daß einst an den Bäumen junge Blüthen gehangen hatten und in dem Knaben-Herzen süße Hoffnungen, schüttelte jetzt der Herbstwind die nackten Zweige durcheinander, und des Knaben Träume waren welk geworden in einer Stunde. Er wußte es, daß er Harriet liebte und von ihr geliebt wurde; sein Leben hatte in ihr eine Seele gefunden, sein Streben in ihrem Besitze ein Ziel, und nun — o es ist eine schwere Stunde, die man an einem geliebten Grabe verweint oder über der Leiche einer Braut; aber schwerer ist die, wo man seine lebendige Liebe tödten und begraben muß, des Lebens frischen, warmen Körper von sich werfen und als Schatten noch fortwandeln durch eine öde, leere, unheimliche Welt!

William blieb in der Nähe von Wittstone. Er schrieb an Harriet; er sah sie selbst Abends hinter den Gardinen ihres Fensters, und konnte unterscheiden, wie sie das Taschentuch an ihre Augen drückte und beide Hände heftig auf die Brust, wie sie ihm Küsse herunterwarf

und flehend zuwinkte. Am dritten Abend, als er wieder, dicht an die Mauer gedrückt, zu den hellen Scheiben emporschaute, öffnete sich der eine Flügel, ein Billetchen flog herunter — William fing es auf; noch einen Blick auf das offene Fenster, wo Harriet mit ausgebreiteten Armen stand, laut weinend, und er stürzte fort in die einsame Nacht.

„Ich liebe Dich," schrieb sie ihm, und Thränen hatten die Schriftzüge halb verlöscht, „so sehr, wie Du es weißt, und noch mehr. Aber fliehen darf ich nicht mit Dir. Ich habe eine Mutter, der ich alles bin, die ohne mich verzweifeln würde, die nur mich hat auf dieser weiten Erde für ihr großes, schönes Herz, nur mich. Ich fliehe nicht mit Dir. Aber wie damals, mein William! als wir noch Kinder waren und glücklich, wie die Kraniche hoch über uns hinwegflogen und Du seufzend zu ihnen hinaufwiesest, so will ich zu Dir treten und Dich hinaufweisen zu den ziehenden Wolken und Wettern des Himmels. Zieh hin, Du meine Seele, mein Leben, fahre hin — auf Nimmerwiedersehen!"

Und William ging. Denn es giebt eine Liebe, die größer ist, als die Sorgen und Schmerzen von dieser Welt, und inniger, als der Rausch des Besitzes; eine Liebe, die stark ist, wie ein Löwe, und still und duldsam, wie ein Lamm, die das Weib zum Manne und den Mann zur Jungfrau macht. William ging.

In England ist das eine eigene Sache mit dem Wandern. Dort können heute fünf Knaben in einem und demselben Zimmer beim Schulrektor schlafen gehen, und heut' über's Jahr sind die fünf Knaben in fünf

Welttheilen Seeleute, Kaufleute, Kriegsleute, Weltleute, Kunstleute. England ist ein großes Land, aber lange nicht das Vaterland der Engländer. Die haben kaum eine Heimath und seltener noch ein Heimweh. Die sind überall auf Reisen und überall zu Hause.

Die Sonne beider Indien bleichte das Bild nicht, welches William im Herzen herumtrug, die Fluth des Weltmeeres spülte das Gedächtniß an Harriet nicht hinweg; er hatte sie ja geliebt. Er war einundzwanzig Jahre alt, als er, Offizier in der Marine seines Vaterlandes, in Italien zum ersten Male wieder europäisches Festland betrat, seit er nach dem Abschied im Parke von Wittstone als Midshipman die weißen Küsten von Albion hatte versinken sehen. Sein trüber Sinn trieb ihn zum Wandern, rastlos von einer Stelle zur andern, von Land zu Land, über Meer und Berg, — als ob das Unglück sich selbst entlaufen könnte. Er war in Neapel gelandet und besuchte von da das wenig entfernte Herkulanum. Wie er in die noch halb verschütteten Gassen der unterirdischen Stadt hinabstieg, überlief ihn ein eigenes Grauen; so wie dort sah's in seiner Brust, in seinem Leben aus. Zerstörte Tempel, zertrümmerte Götterbilder, Staub und Stille ringsum — eine Stille des tiefen, plötzlich hereingebrochenen Todes. Ihm war zu Muthe, als sei er in seine Heimath wiedergekehrt nach langem, wüstem Umherirren und fände Gräber, wo er Paläste verlassen hatte, Leichen für Lebendige. Gedankenvoll lehnte er an einer Säule am Tempel des Jupiter und starrte in die Räume der alten Götzenkirche hinein. Da tritt ihm auf einmal aus einem dunklen, halb verschütteten Gang derselben eine

Gestalt entgegen, eine Gestalt, die er unter Tausenden erkannt, am Schritte, an der leisen Neigung des Hauptes nach vorn, am Pochen seines eigenen Herzens — Harriet, Harriet! Er ruft's mit herzzerschneidendem Schrei, mit einem Sprung ist er über die Trümmer hinweg. Die Fremde hatte den Schleier von dem bleichen Gesicht schnell hinweggeschlagen und sie lagen sich stumm, küssend, innig verschlungen in den Armen, die Kinder vom Parke zu Wittstone, unten in der Gruft, wo eine ganze Stadt geschlummert hatte und erwacht war — ach! zu einem blassen, falben Scheinleben!

Aus dem Inneren des Tempels war bei dem Rufe des Namens eine lange Gestalt heraufgestiegen, zugeknöpft in einem engen, unabsehbaren Ueberrock, den Hut tief in die Stirne gedrückt, den braun eingebundenen Murray in der Hand. Er schritt überrascht und hastig auf die Beiden zu, welche einander noch immer in den Armen lagen, wie zwei versteinerte Bewohner jener unterirdischen Hallen, und trat mit einem fragenden Blicke auf sie ein. Harriet richtete sich bei seinem Herannahen auf, ganz langsam, strich mit der Hand über die trocken gebliebenen Augen und wandte sich mit den Worten: „mein Gemahl!" aus Williams Armen auf den Andern zu. Es war nur ein Wort, aber in dem einen, im bloßen Klang der Stimme, der gepreßten, todten, hohlen, lag die ganze Leidensgeschichte von den drei Jahren, wie der Baronet befohlen und die Mutter geweint habe, bis die arme, verlassene Harriet von allen Seiten bezwungen worden. Es war ein Wort und ein Augenblick, wie sie in die Katakomben von Herkulanum recht eigentlich paßten.

In dem langen Ueberrock steckte natürlicher Weise James. Die Ausschweifungen der Garnison und die Londoner Routs hatten ihre Züge ungemein leserlich in sein Gesicht eingeschrieben; sonst hatte er nicht altern können, weil er nie jung gewesen. Er erzählte dem Bruder, indem er sich wegen der Umarmung auf die Lippen biß, daß er jetzt Lord sei, weil sein Vater gestorben; seine Schwiegermutter wäre gleichfalls seit einem halben Jahre todt, und er reise zur Zerstreuung mit seiner Frau in Europa umher. Kinder hätten sie nicht, fügte er kurz hinzu, und fragte dann nach dem Zustand der ostindischen Kolonieen, und wann William wieder abreise.

Harriet sprach kein Wort. Sie hatte sich abgewandt und den grünen Schleier wieder herabgelassen. Als ihr aber der Lord nach einer langen, langen Minute in rascher Wendung den Arm reichte, um sie hinwegzuführen, blieb sie kopfschüttelnd stehen, zog die Handschuhe langsam von beiden Händen, legte sie sanft auf Williams Schultern und küßte ihn leise auf den Mund. Darauf ging sie, nicht zögernd und nicht eilend, nicht einmal zurückschauend, aus dem Tempel hinaus. Noch eine Sekunde, und sie war Williams Blicken fern in der dunkelnden, verschütteten Straße entschwunden.

William lehnte noch immer an der Säule des Jupiter-Tempels. Ohne Besinnung, wie im Traume gebannt und gefeit, hatte er das Weib geküßt und umfaßt und ziehen lassen. Ach! und so ergriff ihn der Anblick ihres ungeheuren Leids, daß seine eigenen Irrfahrten und Schmerzen untergingen in dem Gedanken an sie. Ihre Lippe hatte nicht geklagt, ihr war kein Wort entschlüpft,

als das eine; aber in dem erloschenen Glanz des Auges, in den bleichen, versunkenen Zügen, in den abgemagerten Händen, in dem zersprungenen Ton der Stimme sprach sich das in seinen tiefsten, heiligsten Keimen zerstörte Leben dieses Weibes aus. Und sie war Harriet, seine Liebe, sein Leben, seine Seele!

Das begab sich am Jupiter-Tempel zu Herkulanum. Von jenem Abend aber bis zu dem in Hannover, wo ich William im Konditor-Stübchen begegnete, begab sich nichts mehr in seinem Leben. Er reiste mit größerer Rastlosigkeit, als früher; damals trug er nur sein eigenes Weh, jetzt verfolgte ihn auch die gebrochene Gestalt der Geliebten. Was die vorhergehenden Zeilen enthalten, theilte er mir, so lange wir in der Residenzstadt Hannover zusammen litten, abgerissen und unvollständig mit, gerade wie ich es wiedergegeben habe. Dabei wandelten wir unter den entblätterten Linden der Friedrichsstraße umher, oder wir saßen daheim und copirten die Comforts seiner fernen, englischen Heimath so gut wie möglich. Es war eine schöne Zeit und darum eine kurze. Noch hatten wir uns keinen Monat geliebt, da begleitete ich ihn schon auf den hannoverschen Posthof; er wanderte weiter. Wandern, immer wieder wandern! Wie der Wagen aus dem großen, roth angestrichenen Thorwege hinausrollte und der Postillon seine herzbrechende Musik zum Besten gab, streckte William sein Gesicht noch einmal zum Schlage

heraus und winkte mir mit der Hand. Sein Antlitz war bleich, der Strahl der Gas-Laterne fiel gerade hell über seine Züge. Ganz zuletzt winkte er noch einmal mit der Hand, und der Wagen war verschwunden. Ich aber schlug meinen Mantel fest um und über mich zusommen und ging von dannen.

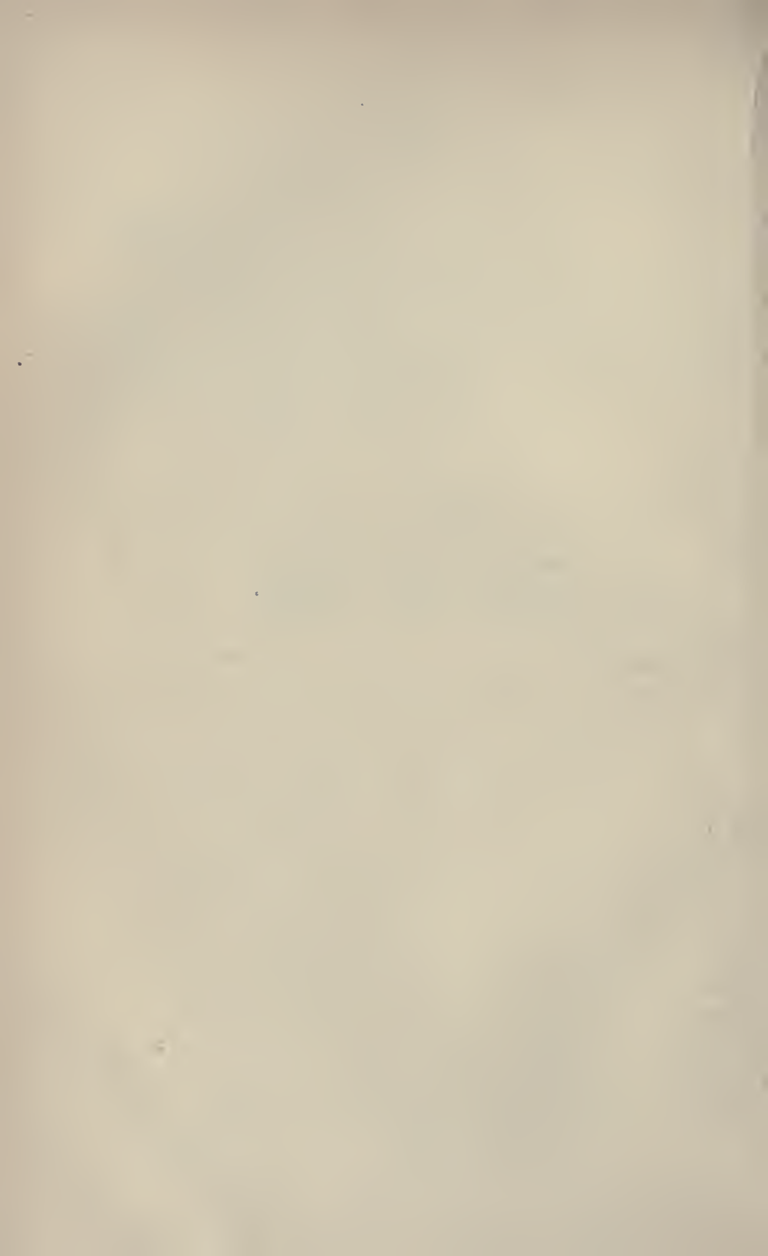
November darauf (denn ich muß nun einmal alles auserzählen, sollt' es auch noch so trübselig sein), also etwa ein Jahr später empfing ich, aber nicht mehr in Hannover, ein Packet aus England, mit seiner Handschrift bezeichnet. Er hatte mir nur einmal seit jener Zeit geschrieben. Ich riß es auf: ein Brief von unbekannter Hand fiel mir entgegen, darauf einer von William, trockene Blumen, verbleichte Schleifen und ein angefangenes weibliches Portrait. Von den Blättern ging ein süßer, fast betäubender Duft aus, sie rauschten so welk und grau unter meinen zitternden Fingern, mir war's, als schnürte ich eine vergilbte Mumie auf.

Eine Mumie ist es auch, eine Leiche. William hatte sich und seinen Schmerz nicht weiter schleppen können und war, wie es die Leute nennen, als Selbstmörder zur Ruhe gegangen. Der Monat November ist ein schlimmer Zeitpunkt für Schwermüthige; deshalb nennen ihn die Engländer auch Hang-month. Mir hatte er kurz vor seinem unglücklichen Ende geschrieben; über Harriet nur, daß er sie nicht wiedergesehen, über seinen freiwilligen Tod ein flüchtiges Wort, keine lange Entschuldigung, und endlich ein Lebewohl. Sonst enthielt das Packet den kurzen Brief Harriets, den William unter ihrem Fenster aufgefangen, und den früheren, ihm heimlich nach Cambridge

zugesandten, dann die kleinen Zeichen und Zeugen ihrer Kinder-Liebe.

William hat mich zum Todtengräber dieser Liebe gemacht. Ich schmücke ihr Grab, nicht künstlich und zierlich mit allerlei steinernen Schnörkeln und klagenden Inschriften; aber ein einfach Kreuz und einen einfachen Kranz hab' ich ihm nicht versagen mögen.

Das böse Auge.



1.

Wer am zwölften Jänner des Jahres 1271 in die gute Stadt Fulda, — damals weit mehr als jetzt, obgleich nur einige Gehöfte und Häuser umfassend, die sich um die Kurie des Abtes geschart hatten — eingezogen wäre, der hätte sich wohl verwundern mögen über das rege und ungewöhnliche Treiben, das sich auf den Straßen überall kund gab. Kaum war der Wintertag angebrochen, als die Bürger und Insassen jener Häuser mit Weib und Kind sich in kleineren und größeren Gruppen zusammengesellten, und gemeinsam dem freien Platze vor der Kurie des Abtes Bertho, seines Namens des Zweiten, zuwandelten. Auch vom Lande waren die Bauern in reicher Anzahl hereingekommen, und mitten unter dem Volkshaufen gewahrte man die Reisigen und Dienstmannen des Abtes in vollständigem Waffenschmucke, als gälte es wiederum einen Zug in Feindesland, dergleichen der in Krieg und Frieden mit gleicher Kraft herrschende Abt schon gar viele angestellt hatte. Nur Rittersleute und Adelige waren in jenem Zusammenlauf nicht zu bemerken; die wenigen, welche innerhalb der Ringmauern der Stadt oder in deren

unmittelbarsten Nähe ihre Behausungen hatten, hielten sich jenes Morgens streng hinter Thor und Riegel verrammelt. Kaum daß einzelne ihrer Knappen, und diese mit ingrimmigen Gesichtern, unter dem Volke umherschlichen, Flüche in den Bart murmelnd und unwillkürlich die Faust ballend, wenn sie in dem Gedränge auf das kahle Haupt und die braune Kutte eines Mönches stießen.

Hieraus und noch mehr aus der ängstlichen Spannung und den ahnungsvollen Schauern, die sich auf den meisten Gesichtern deutlich abspiegelten, hätte der Fremde wahrnehmen können, daß weder eine gottesdienstliche Feier, noch ein fröhliches Volksfest die Masse zusammenzog. Er brauchte nur ihrem Strome zu folgen, um vor den verschlossenen Thüren der etwas erhaben gelegenen Abtsburg den dunklen Schlüssel zu dem Räthsel des zwölften Januars, das sich entfalten sollte, aufzufinden.

Dort stand nämlich, aus rohem Eichenholze gezimmert, ein Unheil weissagendes Gerüste, an welchem die Dienstpflichtigen des Abtes strenge Wacht hielten, um dem Andrange der Neugier zu wehren. Das Gerüst bedeutete nichts mehr und nichts weniger als ein Schaffot, und wer es besteigen sollte, war auch der Volksmenge kein Geheimniß mehr. Hatten es doch schon acht Tage zuvor die Boten des Abtes Bertho im ganzen Lande umhergetragen, daß am zwölften Januarius des Jahres 1271, des zehnten in der glorreichen Regierung des gestrengen geistlichen Herrn, der Hermann von Ebersberg, der berüchtigste unter den zahlreichen Raubrittern des gesegneten Buchenlandes, öffentlich und durch Henkers Hand vom

Leben zum Tode gebracht werden sollte, ihm selber zur nachdrücklichen Strafe seiner wiederholten und bundbrüchigen Frevel in des Abtes Gebiet, seines Gleichen aber zum warnenden Exempel.

Welch' ein Aufsehn erregte die grausige Kunde im ganzen Buchenlande, von der Werra bis zu den Ufern des Mains, ja selbst weiter hinauf nach Franken und nach Thüringen, wohin die Wundermähre mit tausend eilfertigen Füßen gekrochen kam! Wie ergrimmte das Geblüte der adeligen Herren, die sich immerdar noch nicht recht unter den Krummstab des Abtes fügen wollten, wie hart sie derselbe auch und wie oft er sie zu Paaren getrieben hatte! Selbst der Bürger und der Bauer schüttelte, wo er sich unter den Seinen glaubte, bedenklich das Haupt, und Mancher meinte wohl, sie würden es den Rittern entgelten müssen, wenn ihr Gebieter also an einem aus ihrer Mitte sich vergriffe. Nur die Mönche und die Geistlichen stießen hell in die Trompete der triumphirenden Kirche und verkündeten ihren Sieg über die weltliche Macht als ein glückliches, segensreiches Ereigniß. Von Allen aber, Frohlockenden und Leidtragenden, wallfahrteten zahllose Haufen am bestimmten Tage zur Stadt Fulda und drängten sich um den Platz des blutigen Schauspieles, neugierig, zu sehen, wie ein Diener des Friedens einem Manne der Gewalt sein dem Gesetze verfallenes Haupt vor die Füße legen lassen wollte.

Der Mann, von dem der strenge Befehl ausgegangen war, Abt Bertho der Zweite, saß schon in vollständigem Schmucke seines hohen und heiligen Amtes, die Zeichen ir=

discher und weltlicher Macht vor sich ausgebreitet auf dem kunstvoll gearbeiteten Tische, in dem großen Prunkgemach seiner Burg. Abt Bertho war ein hoher, kräftiger Mann, der die Vierzig kaum überschritten haben mochte. Um die gewissenhaft gepflegte Tonsur seines Hauptes schlang sich noch, wie ein dunkler Kranz um einen nackten Stamm, eine Fülle schwarzer, dichter Haare. Sein Auge, sonst gewohnt, in dem kriegerischen und muthigen Feuer zu blitzen, das den Seinen in so mancher Feldschlacht vorgeleuchtet hatte, blickte besorglich unter den dunklen Brauen empor, wenn er die stets wachsende Menschenmasse vom Fenster seines Saales aus um die Thüren der Abtei zusammenschlagen sah. Fast schien es, als kämpfte er noch mit Zweifeln und Unentschlossenheiten; unruhig erhob er sich von Zeit zu Zeit aus seinem Sessel und ging mit raschen, aber leisen Schritten in dem weiten Gemach umher, die Arme gekreuzt und die Stirn in düstere Falten ziehend.

In der weitläufigen Saalthüre stand unbeweglich, wie ein steinernes Bild, ein Mann, der Einzige außer dem Abt im Zimmer, der den Bewegungen des Letzteren stumm und scheinbar theilnahmlos folgte. Er war im Aeußeren ganz das Gegentheil zu dem Abte, ein kleiner, schmächtiger Mann, dessen tiefliegende Augen aus einem unheimlich-bleichen Gesichte zu Zeiten wie Irrwische aufflackerten, um hernach sich ganz in ihre Höhlen zurückzuziehen. Da lagen sie, schief und zusammengekauert, wie ein Paar lauernder Raubthiere, und nur wenn der Abt an's Fenster schritt und seine Wanderungen im Saale von Neuem antrat, schossen sie auf ihn los, und ein böses

Lächeln flog über die ausdruckslosen und verwitterten Züge des Mannes. Er war ganz in einen schwarzen, lang herabfallenden Mantel gehüllt, worunter ein Paar hoher, lederner Stiefel von rother Farbe hervorsahen.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Saale, in grellem Gegensatz gegen das Geräusch, das von unten wie die Brandung eines entfernten Meeres an die Fenster schlug. Endlich unterbrach jene der Abt, auf den Kleinen an der Thüre zugehend. „Gerhard!“ sagte er und blieb vor ihm stehen, „was meinst Du, soll ich oder soll ich nicht?“

Ein seichtes Lächeln war die Antwort des Gefragten. „Gestrenge Gnaden,“ sprach er dann, sich tief neigend, „Ihr seid Herr hier; Euch kommt es zu, zu gebieten; mir, nicht zu rathen, sondern zu gehorchen.“

Wiederum ein lautloses Schweigen, während es im Hofe immer lärmender wurde. „Die Meute verlangt ihr Opfer. Panem et Circenses. Hörst Du sie schnauben, Gerhard?“

„Bin das gewohnt, gestrenge Gnaden. Die laufen zu dem Gerhard, wie zu einem Marktspringer und Gaukler auf den Messen.“ Dabei grinste ein tödtliches, gehässiges Lachen, womit er in den verschiedensten Nüancirungen jede seiner Reden zu begleiten pflegte, auf dem Gesichte des Furchtbaren.

Der Abt hob auf's Neue an, jedoch mehr mit sich selbst als zu Jenem redend: „In meinem guten Rechte handle ich hier, wie überall. Ich bin Herr, Jene sind mir von Kirche und Reichs wegen als meine Ministerialen unterthan. Ich darf sie belehnen, ich darf sie strafen an Gut und Blut. Und warum sollt' ich's nicht thun?“

Gerhard zuckte die Achseln.

„Verdient haben sie's tausendfältig," fuhr Bertho fort; „der zumal, der in Todesangst hier drunten sitzt und sein Sterbeglöcklein eben anklingen hört. Haben mich diese Ebersberger, diese von Steinau, von Lüppel, von Raßdorf, und wie sie alle heißen mögen, nicht gekränkt und mir geschadet, wo sie es vermochten? Ich wollte den Frieden, ja, den wollte ich, und alles Gute den Vasallen, so Gott der Herr unter meine Hand gegeben hat. Aber sie waren die Geißel des Landes. Sie befehdeten mich, als ich es zu thun hatte mit dem Grafen von Ziegenhain, mit dem Hersfelder Abte, mit den Hessen und mit den Thüringern; sie raubten, sie sengten, sie würgten in meinen gesegneten Landen, wie oft sie auch, von mir in redlicher Schlacht oder in ehrlichem Vertrage gezwungen, den Frieden auf die Bibel beschworen hatten. Sie zwingen mich, sie treiben mich zum Aeußersten; Ruhe muß ich haben. So falle denn das Haupt der Hyder!"

„Das wächst nach," murmelte Gerhard in sich hinein. „Da wird man alle Hände voll zu thun bekommen!" Zugleich lupfte er den schwarzen Mantel und hob sein Schwert, schier eben so lang als der ganze Mann, das er unter demselben verborgen hielt, mit beiden Händen hoch auf, um es dann tönend auf den steinernen Fußboden zu stampfen.

„Regt sich das Messer schon, ehe sich die Hand ausgestreckt?" fragte der Abt mit strengem Blicke, worauf der Meister zusammenfahrend sich tief verneigte und in seine steinerne Unbeweglichkeit zurückkehrte.

„Gerhard!" sagte Bertho nach einer kurzen Weile,

sich in seinem Sessel wieder niederlassend. „Tritt heran! Nahe heran! Du bist ein treuer Diener Deines Herrn, auch fromm habe ich Dich befunden und der Kirche von ganzer Seele zugethan. Endlich weißt Du, daß ich Dich nicht verabscheue, wie die Anderen, welche da meinen, Dein Gewerbe schände den Mann. Ruhig, Gerhard! Komm herzu, mein alter Küchenmeister!“

„Nur den Namen nicht!“ stammelte mit fliegender Röthe der Nahende, und zwar in einer Hast, die seltsam mit dem sanften und gemessenen Tone seiner übrigen Rede kontrastirte. „Gestrenge Gnaden weiß, daß wir, die wir Meister sind, unsern guten Namen ablegen müssen. Meiner, den Ihr eben genannt, ist eben so alt, wenn auch nicht eben so edel, als der von Steinau, von Spala, von Brandau. Meine Väter haben ihn alle geführt, und alle nur bis auf die Stunde geführt, da sie wurden, was ich bin. Ich habe ihn auch abgelegt am Tage, da ich mit meiner Braut hier getraut ward.“ Er drückte sein Schwert unter den Mantel an's Herz. „Laßt den alten nun in Frieden liegen. Ich schäme mich seiner nicht, habe ihn auch nicht geschändet und mein Eisen nur gezogen, wo ich durfte und mußte; aber — ein Henker soll nicht Küchenmeister heißen!“

Er knirschte mit den Zähnen und krampfte beide Fäuste fest zusammen, um an sich zu halten, so daß der Abt Mühe hatte, ihn zu beschwichtigen. Dieser brachte nun die Rede wiederum darauf, ob er dem Ebersberg noch auf dem Schaffot solle Gnade angedeihen lassen, oder ob der gedrohte Streich wirklich fallen müsse?

„Seht, gestrenge Gnaden!“ sagte Gerhard, sich auf

sein Schwert stützend und den schwarzen Mantel, worunter er schon das rothe Ehrenkleid seines entsetzlichen Amtes angelegt hatte, mit einem gewissen Stolze zurückwerfend, „mit so etwas scherzt man doch nicht gerne; da hättet Ihr den Gerhard wohl entbehren mögen. Ich habe mich nun einmal darauf geschickt, das Volk da drunten — Ihr hört ja, wie es mir sehnsüchtig entgegen murmelt, — freut sich auch auf die Execution, und am Ende ist der arme Ebersberger, dessen Seele Gott in einer Stunde gnädig sein möge, auch froh, seines wackeligen Kopfes los und ledig zu werden. Das Schlimmste hat er nun lange überstanden, die Angst. Ich kenne das, hochwürdiger Herr! Hernach ist so ein Bursche froh . . . ." — Der Abt winkte ihm, zu schweigen. „Du hast Recht," sprach er, „man scherzt nicht mit dergleichen. Vergiß das nicht! Uebrigens fordert es das Gesetz, welches sich nicht spotten läßt, daß hier ein wirkliches Opfer falle. Alle Mittel des Friedens und des Krieges sind nun vergebens angewandt. Sehen sie, daß ich das letzte, welches mir kraft meines hochheiligen Amtes zusteht, nicht gebrauchen mag, so legen sie mir es als Furcht aus, und die alten Gräuel nehmen wiederum ihren Anfang. Darum kein kindisches Schwanken und Zaudern mehr! Geh', rufe mir meinen Cellarius und den Dekanus. Man soll mich fertig ankleiden, mir meinen Frühtrunk reichen und zu gleicher Zeit mein Roß satteln. Binnen einer Stunde fällt sein Haupt. Du begib Dich mit einem Pater in das Gefängniß des Ebersberger's und bereitet ihn, jeder auf seine Weise, für seinen letzten Weg vor!"

Eilfertig verbeugte sich Gerhard Küchenmeister und

ging mit schnellen Schritten, als fürchte er einen Widerruf dieses ihn ersichtlich aufheiternden Befehles, hinaus. Auf der Schwelle rief ihn Bertho noch einmal zurück. „Gerhard!" sagte er, „mach's kurz mit dem armen Sünder, hörst Du?"

Da blitzte ihn ein tückischer Strahl aus den kleinen Augen giftig an. „Herr Abbas!" erwiderte der Gekränkte, „meine Altvordern waren zünftige und gelernte Meister bis in's vierte Glied hinauf rückwärts. Mein Großvater Kilian, dessen Seele der heilige Kilian, sein Schutzpatron, aus dem Fegefeuer erlösen möge, so er ihn bislang noch vergessen, hat ein einzig Mal fehlgeschlagen, und das lag nicht an seiner Hand, sondern am Nacken des Delinquenten, der war ausgewachsen."

Stolz schritt der Scharfrichter zur Thür hinaus, und der Abt versank in tiefe Gedanken, mit den großen, klaren Augen aus dem Erkerfenster hinausschauend auf die im Schnee und Sonnenschein funkelnde Gegend, bis dahin, wo das kühne und scharfgezeichnete Profil des Rhöngebirges sich an dem blaßblauen Winterhimmel in prächtigen Silberlinien abschnitt.

2.

In der Kette dieses Gebirges glänzte als eines der festesten und bemerkenswerthesten Glieder der Ebersberg, worauf die Burg gleichen Namens, drei mäßige Stunden von der Stadt Fulda entfernt, gelegen war. Auf dieser Burg ging es an jenem verhängnißvollen Januar-Morgen

in demselben Grade still und öde zu, als es in Fulda belebt und lärmend war. Die kecken Thürme schienen ordentlich den Kopf hängen zu lassen, als wüßten sie, welch' schwere Unbill an ihrem Gebieter verübt werden sollte; wenigstens wehte von der Zinne des einen die schwarze Trauerfahne in düsteren Falten in den goldenen Morgen hinein. Alle Zugänge waren fest verrammelt, und kein lebendiges Wesen ließ sich in der Nähe des Schlosses blicken. Denn jenes Frauenbild, das mit aufgelösten Haaren auf dem höchsten Söller saß, starren und unverwandten Blickes auf die Thürme von St. Michael in Fulda herabblickend, war wohl nur ein Bild, von Künstlers Hand in täuschender Lebens-Aehnlichkeit dorthin gestellt! Oder athmete der Stein wirklich, floß warmes, rothes Blut in diesen schönen, aber regungslosen Gliedmaßen?

Das Bild erhob sich. Also doch ein lebendiges Wesen? Wer war das Weib? Sie erschien wie eine Göttin, nicht sowohl der sanften, klagenden Trauer, als vielmehr des Hasses und der glühenden Rachgier, wie sie, die beiden Arme auf die steinerne Brüstung gestemmt, noch immer starren Auges in das Fuldathal zu ihren Füßen hinunterschaute. Von der frischen Winterluft, die über den Kamm des Berges hinzog, bemerkte sie nichts, eben so wenig von den lieben Sonnenstrahlen, die bleich und kraftlos, aber segnend, wie ein brechendes Mutterauge, über die Gegend glitten. Ihr Herz war so kalt, daß es der Frost nicht tiefer durchschauern konnte, und so dunkel, daß kein Licht Eingang darin fand.

Es ist Winfrida von Ebersberg, die Gattin, vielleicht

in diesem Augenblicke schon die Wittwe dessen, den der Abt Bertho zum Tode durch Henkershand verdammt hatte. Ein schönes Weib! Niemals haben glühendere Augen einen heißen Manneswunsch angefacht, niemals weichere Lippen eine süßere Gewährung geküßt. Eine Fülle blonder Haare floß um das stattliche, in starken, aber edlen Formen ausgeprägte Antlitz, zu dem die von Kraft und Gluth strotzende Gestalt in ebenmäßigem Verhältnisse stand. Zartheit und Zierlichkeit wurden in jedem einzelnen Gliede dieses vollendeten Weibes vermißt; es entschädigte aber für ihren Verlust der überquellende Reichthum aller Formen und eine so gebietende Stattlichkeit, wie sie bei dem Weibe wohl selten gefunden wird. Winfrida war schon als Mädchen — aus dem Hause der Steinau stammte sie — berühmt gewesen als die keckste Jägerin im ganzen Buchenlande, der kein Roß zu wild, kein Eber zu gefährlich war. Auch liebte sie es, mit den Männern zu ihren Werken hinauszuziehen, statt, wie es die einfache Sitte jener Zeit gebot, im Frauengemache zu weilen an der Spindel oder am friedlichen Stickrahmen. War sie doch auch, mutterlos vom zehnten Jahre an, unter lauter Männern emporgewachsen, der Stolz eines tapferen, stets raub- und schlagfertigen Vaters, der seine Freude daran fand, wenn Winfrida mit den Söhnen oder ihren unbändigen Gesellen die steilen Felsenpfade der Berge verhängten Zügels hinuntersprengte und ganze Tage lang am blutigen Waidwerk sich vergnügte.

Es war eine wilde, gesetzlose Umgebung, worin das Mädchen aufblühte; zügellose Burschen, die kein Geschäft kannten, als Raub und Fehde auf den Heerstraßen und

Gelage daheim, bildeten ihre stete Gesellschaft, und die Grundsätze, die sie mit der Muttermilch einsog, zielten nur auf einen rauschenden Genuß des Nächsten und Gegenwärtigen. Was Wunder, daß Winfrida verwahrloste unter solchen Einwirkungen? Bewußtlos ließ sie sich von dem Strudel ihrer Umgebung fortreißen und erlangte bald unter dem Geniste der buchischen Ritterschaft einen so großen Ruf und eine solche Schaar von Anbetern, daß sie unumschränkt mit ihren Launen über alle gebot.

Sie zählte sechzehn Jahre, als sie mit einem Manne zusammentraf, der zum ersten Male tiefere Empfindungen in ihr rege machte. Wie ein Wesen höherer Art erschien er ihr mitten unter den Wüsten und Rohen, mit denen sie zeither geschwelgt. Eine allmächtige Veränderung ging von jenem Tage an mit dem Mädchen vor; sie ward still und in sich gekehrt, ihre Brüder trafen sie oft in Thränen, und Roß und Jagdspeer wurden von ihr nicht mehr berührt. Winfrida liebte mit aller Gluth ihres eigenmächtigen, an das Herrschen gewöhnten Herzens. Der Mann ihrer Wahl aber wandte sich kühl und besonnen von ihr ab; und als sie einst — so ging die Sage — mit dem flammenden Geständniß ihrer Neigung auf den stammelnden Lippen, bewältigt von dem unbändigen Drang des heftigen Herzens, ihm die sehnsüchtigen Arme öffnete, entfloh er, ein anderer Joseph.

Der Gegenstand dieser ersten und einzigen Liebe Winfrida's war aber kein anderer, als Abt Bertho der Zweite, damals noch Junkherr von Leipolz, berühmt, wie sie, im ganzen buchischen Quartier wegen seines schönen

und stattlichen Wuchses. Erst später hatte er, von Natur dem Weltlichen abgewandt, sich die schwarzen Locken vom Scheitel scheren lassen, war in dem Kloster auf dem Petersberge bei Fulda Mönch geworden, und hatte endlich im Jahre 1261 vom Probststuhl zu Petersberg einen tüchtigen Sprung gethan auf den Thron eines Fuldaischen Abtes. Denn wohl konnte man diesen Sessel einen Thron nennen, von dem aus das ganze Buchenland, bis nach Würzburg hinüber, in Thüringen und Hessen noch hinein, regiert wurde.

Winfrida fiel, als sie von Bertho auf so beschämende Weise sich verworfen sah, in ihr altes, zügelloses Leben zurück. Ja, sie stürzte um so tiefer in dessen Strudel hinein, als sie das Gedächtniß ihrer Liebe geflissentlich in sich zu betäuben suchte. Nur eines war von jener Stunde ihr geblieben, da sie unerhört die Hand des strengen, schönen Mannes an ihre Brust gepreßt hatte, ein seltsamer Blick des Auges, den keine Zeit wiederum verwischte. Früher war es groß, glühend, ausdrucksvoll gewesen, es hatte muthig, heiter, zärtlich und zornig geblitzt, dieses Auge, wie es die Stunde gebot; allein seit jenem Tage besaß es nur einen blendenden und stechenden Strahl, den eines tiefen, tödtlichen Hasses. Alle Regsamkeit und aller Ausdruck schien aus den glänzenden Kreisen entwichen zu sein; wie eine stehengebliebene Sonne, aber mit unheimlichen und unaussprechlich scharfen Lichtern, schaute das Auge unter der offenen, breiten Stirn hervor. Und mochte Winfrida noch so ausgelassen sein, selbst mitten in den Entzückungen der Liebe blieb ihr dieser verzauberte Blick. Niemand begegnete ihm gern; man glaubte, es weissage

Unheil, wenn Winfrida Einen mit den blauen, sonderbar geisterhaften Augen anblickte. Sie ward sich dessen auch selbst bewußt und hob die Lider nur selten auf; gewöhnlich wurzelten ihre Blicke am Boden, oder sie flogen in unstäten Kreisen umher. Nur wenn sie Jemandem ihre rechte Liebe oder ihren rechten Haß wollte zu erkennen geben, wandte sie die volle Kraft ihrer Sterne auf ihn, und gewiß taumelte dieser verwirrt zurück, hätte er selbst auf dem Schlachtfelde dem Tode unerschrocken in's Antlitz geschaut.

Nach des Vaters Ableben hatte Winfrida dem Ebersberger ihre Hand gegeben, weil er von allen Raubrittern der wildeste war. Als sein Gemahl setzte sie die bisherige Lebensweise ungestört fort, ja sie trieb ihren Gatten, sammt seinen Brüdern und den ihrigen, und welche Ritter im Buchenlande mit ihnen zusammenhingen, zu den gefährlichsten Zügen, zu den blutigsten Unternehmungen an, wobei es nichts Seltenes war, daß sie selbst in Reitertracht mit ausflog von ihrem Felsenneste. Dadurch ward dies zum Mittelpunkte jener Horste, von denen aus die unbändigen Raubvögel, die drei Ebersberger, Gyso von Steinau, Albert von Brandau, Eberhard von Spala, Konrad und Bertho von Lüppel, Konrad von Rasdorf, Gyso von Schenkewalt, das Land trotz der fortwährenden Gegenwehr der Fuldaer Aebte unsicher machten. In ihrem Interesse standen gewöhnlich auch die Grafen von Ziegenhain, und aus einer leicht erklärlichen Eifersucht die Hersfelder Aebte, namentlich der kriegerische Heinrich von Boyneburg, aber auch die Landgrafen von Hessen und Thüringen, welche zwei Lande um dieselbe Zeit unter

heftigen Wehen von einander gerissen wurden. Selbst die Bischöfe von Würzburg machten oft gemeinschaftliche Sache gegen den Abt zu Fulda mit jenen buchischen Rittern, die gewöhnlich nichts besaßen, als eine Burg oder ein Paar von der Fuldaer Abtei zu Lehen getragene Grundstücke. Deshalb that es wohl Noth, daß auf dem Stuhl in der Kurie zu Fulda ein ganzer Mann saß, dergleichen Bertho der Zweite war, so wie auch, daß einmal den ewig erneueten Raub- und Blutscenen ein nachdrückliches Ende gemacht wurde.

Abt Bertho wollte dies, wie schon erzählt worden, eben am Morgen des zwölften Jänner 1271 durch die Hinrichtung des ältesten Ebersbergers, Winfrida's Gemahl. Was diese, die bitterste Feindin des Fuldaer Abtes unter allen Grafen und Herren, bei dem erklärten Siege des Ersteren empfand, war nicht Wittwentrauer um den Gemahl, sondern ein Gefühl der empfindlichsten Kränkung, die wiederum von dem lange Verhaßten ausging, und der brennende Durst nach Rache an dem einst Geliebten, der es nicht nur gewagt, sie zu verwerfen, sondern der auch dem ganzen buchischen Adel mit Erfolg die Spitze geboten hatte. Als die furchtbare Botschaft auf Ebersberg anlangte, stand Winfrida erst eine geraume Weile erstarrt und bleich da, mit bebenden Lippen, die Hände krampfhaft geballt; hernach aber schneller gefaßt, als die zu Boden geschmetterten Männer, hieß sie die beiden Brüder ihres Gemahls, ein Zwillingspaar, Albert und Heinrich von Ebersberg, aufsitzen und im ganzen Buchenlande werben nach Männern. „Gilt es nicht, den Hermann zu befreien," so rief sie aus, und ihre Augen schleuderten Blitze unter

die entsetzten Ritter, „so gilt es, ihm eine Todtenfackel anzuzünden, wie noch keinem Gemordeten eine gelodert hat!“ Und die Brüder gehorchten blindlings dem Weibe, das sie doppelt lenkte: als Furie mit der Geißel des Hasses, und als Göttin an dem Leitzaume einer unsinnigen Liebe, worin beide Brüder der Schwägerin anhingen. Sie selbst blieb, während ihre Sclaven den dunklen Samen der Verschwörung unter den Empfänglichen ausstreuen sollten, daheim sitzen auf Burg Ebersberg, stumm und starr, wie eine Bärin, der man in die sichere Höhle dringen will. Ihr gewohnter Platz war droben auf dem Söller des einen Thurmes, von wo aus sie weit in die Gegend hinabschaute, als könnte sie mit dem bösen Auge eine Drachensaat geharnischter Männer aus dem winterlich verschneiten Boden zaubern. Dort saß sie stundenlang, die Hände gefaltet, mit aufgelösten Haaren, ohne daß eine Bewegung das mindeste Leben in dem gereiften, aber noch immer reizenden Körper verrathen hätte. Sie hatte keine Gedanken mehr, weder an sich, noch an den, der ihr Gatte hieß; ihre ganze Seele ward ausgefüllt von dem einen Bilde dessen, den sie einst auch, aber im entgegengesetzten Sinne, darin getragen hatte, und die Losung zu seinem Bilde war ein Wort, nur ein Wort, das flammende Wort: Rache!

3.

Vergeblich hatte Winfrida von Stunde zu Stunde auf Nachricht von den ausgesandten Brüdern ihres gefangenen Gatten geharrt. Die buchischen Ritter hatten

alle eine Scheu vor dem Abte, dem sie nicht gerne in offener Schlacht, Stirn gegen Stirn, begegneten. Alle Hoffnung auf Befreiung des Gefährdeten war deshalb bei Winfrida zerronnen. Nach einer schlaflosen Nacht stieg sie am Morgen des zwölften Jänner wiederum hinauf an die gewohnte Stelle, von wo aus sie sogar die aller Ecken und Enden zusammenströmende Menschenmenge dunkel erkennen konnte. Wie ein wimmelnder Ameisenhaufen zeigte sich ihr die Stadt Fulda, und es erfaßte sie bei dem Anblicke dieses fernen und unheimlichen Bewegens eine so tödtliche Unruhe, daß sie, unfähig, dieselbe länger zu bemeistern, hinabstieg, sich eilig in unscheinbare Knappentracht und auf ein rasches Roß warf und gen Fulda hinuntersprengte.

Glockengeläute von den Thürmen aller Kirchen und Klöster in der Nähe empfing sie. „Jetzt wird er hingerichtet!“ hörte sie die sich sputenden Landleute am Wege sagen und drängte ihr Thier in athemloser Hast durch ihre Reihen hindurch, um nicht zu spät zu kommen.

Die traurige Ceremonie war in vollem Gange, als sie, am Thore angelangt, vom Pferde absaß und auf die Kurie zuschritt. Schon hatte Hermann von Ebersberg, begleitet von einem Geistlichen, das Gerüst bestiegen. Eine athemlose Stille herrschte unter dem dichtgedrängten Zuschauerkreise. Am Portale seiner Kurie hielt, umgeben von seinen Dienern und von dem Hofstaate der Kirche, Abt Bertho, vollständig gerüstet und hoch zu Roß emporragend aus dem dunklen Menschenknäuel. In seine Nähe trieb Winfrida ein unwillkürlicher Drang ihres

Herzens, dessen Pulse in dieser schauervollen Stunde schier zu stocken schienen.

Sie gewahrte, wie Hermann an den Rand des Schaffots getreten war und, indem er das Oberkleid abwarf, dem Volke zuwinkte. Auch hörte sie aus dem leisen Brausen der Menge mit einem Male seine Stimme auftauchen, laut und vernehmlich, und wie sie emporsah, durchzuckte ihr Herz ein Strahl entsetzlicher Freude an ihrem Gatten, der, obschon dem Tode in das gräßlichste Antlitz sehend, doch so frei und unbefangen dastand.

„Ihr Männer," rief der Ebersberger mit der Schlachtenstimme dröhnend von seiner furchtbaren Rednerbühne herab, „Ihr Männer, Ihr wollt Einen sterben sehen, dem die Meisten von Euch das Leben schon lange nicht mehr gegönnt haben? Wohl, ich mache Euch das Vergnügen, obschon ich ohne redliches Urtheil hinüber muß. Der Mann da" — er winkte verächtlich nach Bertho — „hatte mir freies Geleit zugesichert."

„Das lügst Du," sagte der Abt mit fester und vernehmlicher Stimme; „Dir war Straflosigkeit verheißen, falls Du Dich reinigen könntest von Deinen vielen und schweren Verbrechen; Du vermochtest es nicht. Des Reiches Gesetz richtet Dich, nicht ich!"

Gerhard Küchenmeister, der auch schon oben auf dem Gerüste stand, schien des langen Geredes müde zu sein; er trat von einem Fuße auf den andern und fragte mit einer sehr verständlichen Pantomime bei dem Abte an, ob es noch nicht an der Zeit sei. Dieser wollte aber vor allem Volke nichts übereilen, um auch nicht den leisesten Schatten einer Ungerechtigkeit auf sein Verfahren zu laden;

vielmehr rief er dem Verurtheilten noch einmal mit lauter Stimme zu, ob er ihm oder diesen guten Leuten noch sonst etwas zu sagen habe.

„Diesen guten Leuten," erwiderte höhnisch Ebersberg, einen Schritt zurücktretend, „diesen guten Leuten, die sich freuen, den Hirsch erlegt zu sehen, der ihnen die Kohlgärten so oft zerstampfte, denen sage ich im voraus, daß eine Zeit kommen wird, da sie die heutige Stunde, obwohl sie ihnen im Augenblicke eine Feier erscheint, verwünschen werden. Wir haben Euch mit Nesseln gezüchtigt, aber die werden Euch mit Skorpionen züchtigen!"

Unwilliges Gemurmel des Volkes übertäubte seine Worte. „Vivat Berthous Secundus!" stimmten die Mönche an, und der Pöbel griff nach Steinen, um die eigene Wuth an dem Opfer der Gerechtigkeit noch einmal zu kühlen. „Fort mit ihm!" — „Meister Gerhard heraus!" so tönten verworrene Stimmen aus dem Haufen; ja, ein Wurf flog schon an die dröhnenden Bretter des Gerüstes.

„Wagt's, ihn anzurühren!" sagte hierauf mit gellender und schneidender Kälte der Scharfrichter, indem er vor seinen Delinquenten trat; zugleich warf er den schwarzen Mantel ab und stand nun in seinem feuerrothen Amtskleide, das Riesenschwert mit beiden Händen fassend, vor dem Ebersberger, ihn mit dem kleinen Leibe zu decken. Der aber schüttelte ihn von sich ab, wie der Bär den Schweißhund, der ihn gefaßt hat, und sich gegen den Abt wendend, raffte er noch einmal seine ganze zusammenbrechende Kraft zusammen und schrie ihm überlaut zu:

„Und Dir, der Du unter Deinem heiligen Gewande alle Leidenschaften der Erde birgst, Mann des Friedens,

dessen Kreuz ein zweischneidiges Schwert ist, Dir den letzten, grimmigsten Fluch eines Gemordeten! Rache über Dich und Deine Stadt und Deinen Stuhl!“

Da hielt den tobenden Pöbel keine Schranke mehr zurück. „Reißt ihn in Stücke!“ erscholl es von einer Seite, „hinauf an ihn und den Meister!“ von der andern. Gerhard und seine beiden Gesellen faßten den Ebersberger, drückten ihn auf den Stuhl nieder, — eine Secunde, ein Streich, ein Schrei von allen Enden — und es war geschehen. Gerhard Küchenmeister stand da, das Haupt des Gerichteten hoch in der Hand emporhaltend, mit einer gräßlichen Zufriedenheit auf dem sonst so blassen, jetzt aber hochrothen Angesicht, das versteinerte Volk stolz und höhnisch überblickend.

Zu gleicher Zeit war aber an den Thoren der Kurie eine neue Bewegung entstanden, und als das Volk, im ersten Augenblicke gebannt an die Scene auf dem Hochgerichte, die Blicke wieder dorthin wandte, sah man mit Bestürzung, wie mehrere Geistliche um den hochwürdigen Herrn beschäftigt waren. „Was ist mit dem Abte?“ — „Er ist krank, er ist ohnmächtig geworden, er ist vom Pferde gefallen!“ — Besorgt drängte man um die Stelle her, als auf einmal die Thore des Hofes aufgerissen, Abt Bertho schnell hineingeführt und jene dann den Nachstürzenden gerade vor der Nase wieder zugeworfen wurden. Unzufrieden und verwirrt stand die Menge an den Pforten. Da trat ein Kapuziner unter sie, um ihnen zu erzählen, wie alles zugegangen sei.

„Ich war in der Nähe des hochwürdigen und ge=

strengen Herrn," sagte er, „und werde Euch alles getreulich mittheilen.

Seht, in dem Augenblicke, da Eure Augen alle auf Meister Gerhard's ehrlose Hände gerichtet waren, da drängte sich auf einmal ein kecker, schlanker Bursche an den Herrn Abt heran. Und Ihr wißt, als der Verruchte, dessen Seele Gott jetzt gnädig sein möge, wie seinem Leibe die Raben, die kirchenschänderischen Worte: „Rache, Rache!" über unser gesalbtes Oberhaupt herabgerufen hatte, da faßte der Fremde fest in die Zügel des Herrn Abtes und sagte, ihn mit einem Paar Augen anglotzend, wie ich im Leben keine gesehen habe, auch keine wieder zu sehen begehre, ganz leise und doch ganz vernehmlich: „Amen!" Darauf glitt der Herr Abt wie ein Sack, mit Respekt zu vermelden, von seinem Rößlein, und ich hörte, wie er im Sinken, beide Hände wie zur Abwehr gegen den Fremdling ausgestreckt, den Namen Winfrida lallte."

Kopfschüttelnd und mit aufgesperrten Mäulern stand der Kreis des Volkes um den Pater herum.

„Wo ist der Fremde? Wo blieb er? Wer war er?" so bestürmte man ihn von allen Seiten.

„Im ersten Augenblicke, als wir um den Gestrengen herum waren, kam er mir aus dem Gesichte, und ich weiß nicht, wo er geblieben ist. Benedicite, lieben Kinder!"

Er gab seinen Segen, die Weiber kreuzten sich, die Fluth verlief. Meister Gerhard war der letzte auf dem Platze. Er hatte seinen Mantel wieder aufgerafft und stand mit unterschlagenen Armen auf seiner Schaubühne da, während die Gesellen den Leichnam des Ebersberger's

in einen schlechten, hölzernen Schrein sargten und schon an dem unheimlichen Gerüste emsiglich abbrachen.

4.

Im Fuldathale waren schon die ersten Boten eines frühzeitigen Lenzes eingetroffen, während in der Rhön noch alle Kuppen tiefer Schnee und alle Bergwasser das Eis bedeckte. Auch Winfrida's Rache keimte, sich noch äußerlich mit einer winterlichen Ruhe umhüllend, auf der Feste zu Ebersberg. Ein scheinbarer Friede hatte nach ihres Gatten Hinrichtung im Buchenlande geherrscht, aber unter diesem Frieden lag, ausgestreut von ihren und ihrer Helfer Händen, die böse Saat, die über Nacht emporschießen konnte. Fast alle Ritter des buchischen Quartiers waren der Verschwörung gegen Bertho beigetreten, theils aus eigenem Interesse, theils von den beiden Ebersbergern und ihrer Schwägerin getrieben. An der Spitze des geheimen Bundes stand Gyso von Steinau, Winfrida's Bruder; aber seine heftigsten und thatenlustigsten Theilhaber waren die Zwillinge Albert und Heinrich von Ebersberg, denen außer dem Gefühl befriedigter Rache wohl in der Ausführung ihres Planes noch ein süßerer Lohn entgegen blühen mochte. Ueber die Art und Weise, wie man an dem Abte den Tod des Ebersberger's rächen wollte, waltete aber unter den Verschworenen noch eine große Meinungsverschiedenheit ob. „Blut wird nur durch Blut gesühnt," das war alles, was die Wittwe entgegnete, wenn man sie um ihren Rath fragte. Ihrer An=

sicht traten die beiden Schwäger und ihr Bruder bei, während die Gemäßigten, theils aus einem Rest von frommer Scheu vor dem gesalbten Haupte, theils aus schmutzigem Eigennutz, eine bloße Brandschatzung des Fuldaischen Gebietes und einen öffentlichen, allgemeinen Kriegszug gegen Abt Bertho den Zweiten als hinreichend erkannten. Unter diesen Berathungen und Anschlägen, von denen der Abt, getäuscht durch die Todtenstille seiner Umgebungen, nichts ahnte, war der Monat März herangekommen. Winfrida trieb täglich zur Eile; die Verschworenen selbst meinten, es sei endlich Zeit, zu handeln. Da zeigte sich auf einmal in ihrer eignen Mitte ein Zwist seltsamer Art, der das ganze Unternehmen, wenn nicht zu vereiteln, doch aufzuhalten drohte. Die Brüder Albert und Heinrich von Ebersberg waren es, die, bisher in Rath und That die Unzertrennlichen, nun auf einmal in der bittersten und offensten Feindseligkeit gegen einander entbrannten. Der Gegenstand dieses Bruderzwistes war derselbe, welcher auch über den älteren Bruder sein blutiges Ende gewissermaßen herabbeschworen hatte, Winfrida, die Walkyre des Ebersberger Hauses. Die Zwillinge stritten darum, wer nähere Rechte an sie habe, und wem der Platz an des hingerichteten Bruders Stelle gebühre. Und so ingrimmig ward dieser von der unsinnigsten Liebe zu dem furchtbaren Weibe entzündete Haß, daß eines Tages — es war zu Anfang März — beide Brüder vom gemeinschaftlichen Mahle auf Burg Ebersberg fortstürzten, um draußen die blanke Waffe entscheiden zu lassen, wer von ihnen leben solle.

Unweit des Schlosses erhebt sich ein vorspringender

Theil jener breiten und bewaldeten Kuppe, worauf dasselbe gelegen ist, ein Hügelkopf, noch bis auf den heutigen Tag der Pfaffen- oder der Spielberg genannt, zum Gedächtniß an das, was gleich erzählt werden soll. Dorthin eilten mit gezücktem Schwerte Albert und Heinrich, sich messend mit den Blicken des tödtlichsten Hasses. Schon hatten sie ihre Stelle eingenommen, es klirrten durch Waldesdickicht bereits die Schläge der beiden breiten Degen, als auf einmal Winfrida mit fliegendem Haare und fieberisch gerötheten Wangen zwischen die Kämpfenden stürzte. „Was beginnt Ihr, Rasende?“ rief sie ihnen zürnend zu, die brudermörderische Waffe Beiden zugleich mit kecker Faust entreißend. Und die von ihrem Zauber Gebannten stürzten inbrünstig zu ihren Füßen nieder, jeder eine Hand der Geliebten an die Lippen ziehend.

Fürwahr, ein seltsames Bild: Winfrida in ihrer schwarzen Wittwentracht, groß und gebietend aus den entsetzlichen Augen auf die beiden Jünglinge herabstarrend, und diese, einander ähnlich, wie zwei Wesen desselben Gepräges, wie Doppelgänger, zu ihren Knien hingeworfen, die Arme sehnsüchtig nach ihr ausgestreckt. Man hätte sie mit Medusa vergleichen können, so flogen ihr die langen Haare schlangengleich um die runden Schultern, so funkelten in grausenhafter Unbeweglichkeit die thränenlosen Augen aus dem glühenden Antlitz hervor.

Verächtlich schleuderte nach einer langen Minute Winfrida die beiden Hände der noch immer Knienden zurück. „Ihr seid,“ sagte sie bitter, „nicht werth, dieses Gewand zu berühren. Steht auf!“

Fast mechanisch gehorchten Beide. „Versöhnung!“

herrschte ihnen die Unerbittliche weiter zu. Sie weigerten sich, wenn sie nicht erst über sie entschieden, zwischen ihnen gewählt hätte. „Ja, entscheide Du!“ flehten sie, und Winfrida schüttelte langsam das schöne Haupt.

„Seid Ihr nicht Thoren,“ sprach sie nachdrücklich, „daß Ihr in die blutigen Fußstapfen dessen treten wollt, der mit seinem kopflosen Schatten trennend zwischen uns steht? Meint Ihr, es sei ihm so weich gebettet gewesen an meiner Seite? Knaben, lernt erst hassen von einem Weibe, ehe Ihr lieben wollt!“

„Gebiete, was sollen wir thun, Dich zu gewinnen?“ Also stürmten die beiden Liebenden auf sie ein.

„Und Ihr fragt noch?“ entgegnete ihnen Winfrida. „Die Hand sollt Ihr gegen unseren gemeinsamen Feind aufheben. Ehe der Mörder Eures Bruders nicht todt zu meinen Füßen gelegen hat, eher — das schwöre ich bei seinem Andenken — wird Keiner von Euch an diesem Herzen liegen!“

„Er sterbe!“ sagten beide Brüder, einander die Rechte hinreichend, und Winfrida fügte ihre Linke, wie segnend diesen fluchwürdigen Bund, über die verschlungenen Hände.

Von Neuem beriethen nun die Ritter, wie man diesen längst bei ihnen feststehenden Plan, und zwar binnen der kürzest-möglichen Frist, zur endlichen Ausführung bringen könne. Albert erbot sich, den Abt in seiner Kurie oder auf seinem Zuge niederzustechen, Heinrich wollte ihm das Recht dazu streitig machen. „Mord!“ sagte Winfrida verächtlich, „feiger, heimlicher Mord! Ward mein Gatte etwa auch nur ermordet? Vor allem Volke mußte er sein edles Haupt zur Schlachtbank tragen, und Ihr wollt

den Schlechten nur rücklings und meuchlings, wie einen ganz gewöhnlichen Schächer, hinüberschaffen? Oeffentlich war sein Verbrechen, öffentlich sei auch seine Rache; ein Schauspiel, wie jenes, für den versammelten Haufen!"

Die Männer schauderten zusammen. „So entscheide Du," sagte Albert, „wer von uns Beiden den Streich führen wird!" Ihm stimmte Heinrich willfährig bei.

„Höret mich," entgegnete Winfrida. „Ihr seid einander körperlich und an geistigen Gaben gleich. Mein Herz würde nicht unter Euch zu wählen wissen, wenn es die Liebe gälte. Warum soll es zum Hasse Einen aussuchen? Laßt den Zufall entscheiden!"

Bei diesen Worten griff sie in den Säckel an ihrem Gürtel und zog zwei Münzen heraus. „Seht hier," fuhr sie fort, „sein verhaßtes Ebenbild, wie das eines Königs oder Kaisers auf edle Metalle geprägt. Diese zwei Münzen werde ich jede gegen meine Brust drücken, und zwar so, daß einmal ihre Schrift, das andere Mal sein Haupt meinem Herzen zugekehrt ist. Nun spielt! Ihr wählt jeglicher eine der Hände, und wer die Münze getroffen hat, die mit dem Kopf an meiner Brust liegt, der soll den Verhaßten tödten!"

„Wir sind's zufrieden," sagten die Brüder, „aber Du sollst auch entscheiden, wer von uns Zweien Deiner Liebe dienen darf, nicht bloß, wer Deinem Hasse!"

„Erst der Haß, dann die Liebe," sprach Winfrida mit stechenden Augen. „So steht es in meinem Herzen geschrieben." Zugleich kehrte sie sich von den Männern ab, drückte beide Hände, in jeder eine Münze haltend, auf ihre Brust, und hieß nun die Brüder wählen.

Lange standen sie unentschlossen, wer zuerst sich aussprechen sollte. Endlich ergriff Albert ihre Rechte; sie öffnete. „Du bist's!" sagte sie kalt. „Sein Kopf ruht an meinem Herzen."

Albert stand entzückt, Heinrich mit verbissenem Ingrimme. „Betrachte auch Deine Hand," sagte ihm Winfrida lächelnd. Er gehorchte. Die Münze lag eben so in der Linken wie in der Rechten, das Gepräge nach außen, Bertho's Bild nach innen gewandt. Staunend sahen die Brüder das Weib an.

„Versteht Ihr mich nicht?" fragte sie, und der Strahl einer dämonischen Freude glitt über das strenge Gesicht. „Mein Haß wählt nicht unter Euch, er will Euch Beide zu seinen Boten machen; nicht eines Todes soll der Mörder meines Gatten sterben, sondern eines zwiefachen, eines unendlichen."

Unzufrieden mit dieser Bestimmung, wollten die beiden Brüder auf's Neue um eine Entscheidung in Winfrida dringen, als diese, die Arme öffnend, mit jedem einen der Zwillinge fest und zärtlich umschlang. „Kleingläubige!" flüsterte sie in ihrer Mitte, „meint Ihr, wer so reich ist an Haß, besäße nicht auch der Liebe genug für Euch Beide?"

Sie küßte Einen nach dem Andern auf den Mund, machte sich alsdann sanft aus ihren Umschlingungen los und stieg des Weges zur Burg wiederum hinauf. So lange die Brüder noch einen Saum ihres schwarzen Kleides sehen konnten, starrten sie der Scheidenden mit trunkenen Blicken nach; dann aber, sich lange mit wechselndem Ausdrucke in dasselbe, zweimal wiederholte Antlitz blickend,

stürzten sie erst eine Minute lang einander in die Arme und trennten sich dann, auf entgegengesetzten Seiten die steilen Pfade des Pfaffen- oder Spielberges hinunter eilend.

5.

Die Sonne des achtzehnten März ging funkelhell über dem Rhöngebirge auf und bestrahlte dessen beschneite Scheitel mit einem blutigen Roth, ähnlich dem, worin die Gletscher des Alpenlandes bei ihrem Auf- und Niedergange flammen. Das Thal, durch welches die Fulda hinzieht, an einzelnen Stellen noch gebannt vom Eise des Winters, während sie anderwärts die geborstenen Schollen schon auf ihren Wogen fortwälzte, lag noch in einer tiefathmenden Ruhe, obgleich oben auf Burg Ebersberg bereits ein lautes und geschäftiges Treiben, durch die ersten Blicke der Sonne erweckt zu werden schien. Die Knappen zäumten die Rosse auf und führten die hell wiehernden auf den Burghof hinaus. In den Thüren und Gängen erschienen überall schlaftrunkene Gäste, welche den kurzen Schlummer und die Spuren eines nächtlichen Gelages abschüttelten und sich in ihre Waffen warfen. Im großen Saale saßen einige schon wieder bei ihrem frühen Trunk zusammen, wiewohl die leeren Krüge noch überall in den Ecken umherlagen, und reichliche Ströme auf dem Fußboden Zeugniß davon ablegten, wie mancher wackere Kämpe sich den Hals hatte brechen lassen müssen.

Derweilen nun Ritter und Reisige im Saale sich versammelten, schlich Heinrich von Ebersberg mit schwin-

delnden Sinnen aus Winfrida's Gemach, um sich gleich den Uebrigen zu rüsten. Als der erste Strahl von Osten an die Zinnen der Burg klopfte, weckte sie den Schlafenden in ihrem Arm und wand sich sanft aus dem seinigen. Bestürzt fuhr er auf, wie aus einem süßen Traume sehr zur Unzeit aufgejagt, und als er sich völlig ermuntert, hatte sie alle Mühe, den Stürmischen mit den schönen Händen von ihrer Brust abzuwehren und an seine Pflicht zu mahnen. „Halte Deinen Schwur besser, als ich den meinigen," flüsterte sie mit einem Anflug rosiger Scham auf den bleichen Wangen, der dem Weibe seltsam wohl stand, und indem sie ein inniges Lebewohl auf seine Lippen küßte, schob sie den begehrlich Widerstrebenden aus der Thür, um selbst in die Kleider zu fahren.

Nachdenklich stand Winfrida eine lange Weile an dem Fenster ihres Gemachs, der immer höher steigenden Sonne groß und ernst in das große, ernste Auge blickend. „Er sieht sie nicht wieder!" flüsterte sie in tiefer Bewegung in sich hinein, und ihre Finger falteten sich unwillkürlich. Wer möchte dem Gedankengange des Weibes folgen, als sie im Thale die ersten Glocken der Frühmette, von einem günstigen Lüftchen ihr zugeführt, erwachen hörte und mit ihnen die Klänge des Mordes und der ersehnten Rache verglich, von denen ihr Burghof dröhnte? Sie dachte sich noch einmal den unendlich Gehaßten als unendlich Geliebten, wie er vor ihr stand in aller Fülle und Kraft seiner Mannes-Schönheit; ihr Herz, wie damals, klopfte in seinen feurigsten Pulsen für ihn, sie wähnte sich im Augenblicke wieder das schuldlose, reine Mädchen, das in seiner Liebe ein neues Leben tagen sah. Und wenn sie

damit zusammenhielt, was sie geworden! Wenn sie an den als Verbrecher gefallenen Gatten dachte, wenn sie sich die letzte Nacht vergegenwärtigte, da sie nach einem wüsten Gelage mit den Dienern ihrer Rache den einen ihrer Buhlen aus ihrem Kämmerlein hinaus- und den andern hereingelassen hatte, — — beide Brüder des todten Gemahls — so brachen selbst über ihre verstockte und verwahrloste Seele Scham und Reue so gewaltig herein, daß sie bewegungslos an dem Fenster ihres Schlafgemachs zusammenglitt, den geschändeten Busen dem kalten Morgenwinde preisgebend und die weinenden, seit undenklicher Zeit zum ersten Male wieder weinenden Augen fest auf die entweihten Hände pressend.

Ein Pochen an der Thür störte sie auf; Gyso von Steinau, ihr Bruder, war es, der zur Eile trieb, weil sonst die Genossen im Burgsaale sich wiederum festzechen würden, statt auszuziehen. Hastig wusch Winfrida ihre Thränen — die letzten — aus dem überwachten Antlitz ab, hüllte die Glieder in die unscheinbare Knappentracht, die sie bei solchen Zügen zu tragen pflegte, und trat an des Bruders Hand in den Kreis der Männer, von Allen mit lautem Jubelrufe, nur von dem Zwillingspaare mit stummer Begier begrüßt; die Köpfe glühten schon wieder von dem frühen Wein; allein das war eine Gluth, die Winfrida als die Morgenröthe einer endlichen Rache freudig begrüßte. Sie gebot, den mächtigen Humpen noch einmal zu füllen, und festen Schrittes an den Tisch tretend, credenzte sie ihn den Rittern mit dem bedeutungsvollen Worte: „Einen guten Morgen, einen bessern Abend!“

Der Becher kreiste. Endlich fragte Gyso von Steinau,

das Haupt der Vereinten, ob Alle beisammen wären. Es meldeten sich außer ihm und den beiden Ebersbergern: Albert von Brandau, Eberhard von Spala, Konrad und Bertho von Lüppel, Konrad von Rasdorf und Gyso von Schenkewald. „Unser neun!“ zählte Gyso, „eine gute Zahl.“ — „Du vergissest mich,“ sagte seine Schwester, „ich reite mit.“ — „Also zehn im Ganzen, dann mögen noch drei Knechte mit aufsitzen.“ — „Nimm vier, Bruder,“ so erinnerte Winfrida, „denn dreizehn bedeutet kein Glück.“ Allein sie ward mit ihrer Warnung ausgelacht. Die Rotte polterte die Stiegen hinunter, drei Knechte saßen mit auf, und nun ging's, in vollem Trabe, zum dunklen Burgthore hinaus über die weichen, verschneiten Bergwege in's Thal abwärts.

Abt Bertho ahnte, als er früh Morgens aus seiner Studirzelle in den hellen, blauen Winterhimmel hinaufblickte, nichts von der Wetterwolke, die sich in diesem Augenblicke schon von der Rhön herab über seinem Haupte zusammenzog. Ein stiller Friede hatte sich in seiner Seele ausgegossen, weil, seit er an dem Ebersberger ein Exempel statuirt, sein Gebiet Ruhe gehabt vor den Einfällen und Gräueln der ritterlichen Wegelagerer. Ihn täuschte die äußere, gewissermaßen nur aus Betäubung fließende Windstille, in der ein besserer Wetterkundiger wohl den nahen Sturm hätte voraussehen mögen. Bertho aber schöpfte nichts Arges aus einzelnen Drohungen und Gerüchten; er meinte die Hauptmacht seiner Erbfeinde gebrochen zu haben, und ging nun mit rechter Lust am Schaffen darauf aus, auch im Frieden durch fromme Stiftungen, durch zeitgemäße Gesetze seiner Bürger Wohl

zu begründen. Dafür galt er ihnen auch alles, der thätige, herablassende, kluge Herr, der trotz seines erhabenen Amtes noch alltäglich in der von ihm gegründeten Jacobs-Kapelle die Messe las und seiner Verpflichtungen als Seelenhirt treulich selber wartete.

Ebenso schickte sich Bertho auch an jenem verhängnißvollen Morgen des achtzehnten März an, die gewohnte Messe an gewohnter Stelle abzuhalten. Bekleidet mit der Stola und dem Pallium, schritt er durch die Reihen der ihm ehrerbietig Raum machenden Kirchgänger, um in die Jacobs-Kapelle — sie lag unweit seiner Kurie — zu gelangen.

Auf dem Wege dahin stieß ihm auch Gerhard Küchenmeister seit langer Zeit zum ersten Male wieder auf, der, als unehrlich von dem Volke gemieden, unweit der Kirchenthür stand und bei Annäherung des hochwürdigen Herrn sein Haupt in schuldiger Demuth entblößte. Freundlich dankte der Abt dem bewährten Diener; und obgleich die unsern beobachtenden Bürger und Landleute nachdenklich den Kopf über solche Herablassung, dem Halbmeister gegenüber, schüttelten, blieb er doch eine Weile bei dem Manne stehen und fragte leutselig nach seinem Wohlergehen.

Bis zur Erde neigte sich Küchenmeister und entgegnete in einem mißmuthigen Tone: „Wie es so geht, gestrenge Gnaden! Nichts zu schaffen gehabt seit vielen Tagen! Da sitzt man denn bei den Büchern in der Halbmeisterei so ganz einsamlich, brütet über einem neuen Tränklein oder einer wunderthätigen Salbe. Aber ich wollte, die Muße hörte wiederum einmal auf.“.

„Da sei ja Gott für," erwiderte der Abt mit verweisendem Tone, „daß wir Deines Armes so bald wieder bedürfen sollten! Glaube nicht," setzte er begütigend hinzu, „daß wir Deine Treue und Ergebenheit darum minder schätzen; allein so lange wir noch in diesem Gewande hienieden zu wallen haben, verhoffen wir, mit dem Stäblein Sanft auszukommen und Deines Stabes Wehe nimmermehr zu bedürfen."

„Wie es Euer gestrengen Gnaden belieben dürfte," sagte unterwürfig der Scharfrichter. „Indeß traut, wenn Ihr dem Rathe eines geringen Mannes ein geneigtes Gehör geben wollt, nicht zu fest auf die augenblickliche Ruhe. Ihr sollt mich einen Pfuscher schelten, wenn nicht in der Kürze wieder ein Mohnkopf oder ein Paar für meine Sichel reift."

„Du meinst?"

„Halten zu Gnaden, hochwürdiger Herr! Allein wir haben bei unserem Gewerbe so allerlei Zeichen und Berufungen. Und letzte Nacht hat mein gutes Eisen in seiner Scheide einen gar merkwürdigen Rumor vollführt, und als ich's heute früh genau besah, seht! da hing ein Tröpflein frischen Blutes unten an der Spitze. Gebt Acht, das ist nicht umsonst geschehen. Seit meine Väter es geführt haben, hat ein solches Wunder allemal was zu bedeuten gehabt."

Mißbilligend verwies der aufgeklärte Abt dem Manne solchen gottlosen Aberglauben und trat mit einem frommen Gruße über die Schwelle des Tempels. Aber Gerhard, der sie nicht überschreiten durfte und nur von fern seine Andacht zu verrichten gekommen war, blickte ihm

geraume Zeit besorglich nach. „Ich weiß nicht," murmelte er für sich, „das Gesicht des Herrn hat mir heute ganz mißfallen wollen. Lagen nicht so ernste hippocratische Falten darauf, trotzdem, daß es gleißte, wie der liebe Vollmond, als ob die Wolken schon in der Nähe stünden, die diesen verhüllen wollten? Ja, wahrhaftig," setzte er, sich weit vorausbeugend, hinzu, indem er mit einem tiefen Grauen den schon am Hochaltare fungirenden Abt genau anstarrte, „um seinen Hals sehe ich schon den schmalen rothen Streifen, den ich an Allen wahrnehmen muß, die eines unnatürlichen Todes sterben. O Entsetzen!" Und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, stürzte er von der Schwelle hinweg.

Noch hatte er sie keine Viertelstunde verlassen, als die Zehn vom Ebersberge, scheinheilige Andacht im Gesichte, gebückten Hauptes und sich an der Pforte mit dem Weihwasser inbrünstig netzend, über dieselbe Schwelle hereinschritten. Die drei Knappen mit den noch sattelfertigen und aufgezäumten Rossen waren unweit der Kurie des Abtes in einer Spelunke zurückgelassen, worin die Ritter, wenn sie gen Fulda kamen, abzusitzen pflegten. Ein blanker Speer, der aus dem Dache aufgesteckt war, und an seinem Schaft ein Kranz von Tannenzweigen kündigten das niedere, verdächtig aussehende Haus als Schenke an.

Der Abt stand in seinem weißen Priestergewande, das Meßbuch in den Händen, am Hochaltare, um ihn die Diener des niederen Klerus, und rings in der kleinen, aber neuen und zierlichen Kapelle das kniende Volk. Die helle Wintersonne schien durch die schmalen Spitz=

fenster und webte eine Glorie um Bertho's ehrwürdiges Haupt. Er war gerade daran, das Graduale vorzusingen, als leiser Sporenklang auf dem steinernen Boden ihn störte. Befremdet sah er auf, um nach den späten Ankömmlingen zu blicken, jedoch ohne sich in seinem Amte irre machen zu lassen. Eine leichte Blässe fuhr über sein Antlitz, als er in dem Gange nahe an der Thür seine erbittertsten Feinde stehen sah; ein Pfeiler verbarg ihm eine Gestalt darunter, die er sonst leicht erkannt haben würde, — Winfrida, welche, mit glühenden Augen nach dem Hochaltar starrend, die Hände wie zum Gebet, aber krampfhaft zusammengefaltet, hinter ihrem Bruder Gyso kniete. Bertho hatte sich im Augenblicke wieder gefaßt, obwohl eine natürliche Bangigkeit ihn heimlich anwehen mochte. „Du stehst in Gottes Haus, in Gottes Hand; ja an seiner Statt stehst Du hier," dieser Gedanke durchstrahlte tröstlich seinen frommen Sinn, „was mag Dir widerfahren?"

Auch ging das Graduale ruhig vorüber und die Epistel ward gelesen. Noch immer tiefe Stille, nur unterbrochen durch die leisen Fußtritte der um den Altar schwebenden Geistlichen und durch die Töne des heiligen Glöckleins, das zuweilen, wie ein glühender Tontropfen, in den Vortrag der Epistel einfiel. Nach ihrer Beendigung wandte sich Bertho um, der Gemeinde zu, und intonirte mit starker Stimme sein: „Beata gens!" Das war der Augenblick. Noch hatte er das dritte Wort des Psalmes nicht gesprochen, als Gyso von Steinau in die eisernen Handschuhe klatschte. Auf dieses Zeichen warfen sich die beiden Herren von Ebersberg, sie knieten zuvorderst

in der Reihe, mit einem gewaltigen Satze auf die Stufen des Hochaltars stürzend, von der Linken und von der Rechten über den Gesalbten des Höchsten her, und ihre Dolche fuhren mit einem Stoß in Brust und Kehle des Unglücklichen.

Ein durchdringender Schrei des tiefsten Entsetzens flog über die Häupter der knienden Menge. Aber auch in ihre Reihen brachen die Verschworenen und jagten, die blanken Ritterschwerter hoch wie Engel der Vernichtung über die Bestürzten schwingend, die ganze Schaar Betender aus der Kapelle. Wie eine Heerde — also sagt ein alter Schriftsteller über die Unthat — wie eine Heerde, deren Hirt als erstes Opfer gefallen ist, von den Wölfen nach allen Weltgegenden zersprengt und verschleudert wird, so floh unser Haufe vor den gezückten Schwertern der Gewalt, die wir im Heiligsten entblößt sahen.

Bertho war bei dem gleichzeitigen Doppelstreiche der Zwillinge zu Boden gefallen. Das Meßbuch entglitt seinen wehrlosen Händen, über das festliche Priestergewand und die Stufen des Altars hinab rieselte das Blut. Aber — „als ob es nicht genug sei, an Einem Tode zu sterben!“ — es brachen auch von den andern Verschworenen Einzelne wieder herein, und während eine räuberische Faust nach den Kelchen und Kostbarkeiten auf dem Altartuche packte, wütheten die andern an dem bejammernswerthen Opfer des abscheulichsten aller Verbrechen. Mit sechs und zwanzig Stichen und Hieben an dem geweihten Leibe lag Abt Bertho ausgestreckt auf der höchsten Stufe des Altars, so daß nicht unpassend erscheint der Vergleich

eines Chronisten, der an Cäsars tragisches Ende, auch wenige Tage des Monates nur von diesem verschieden, erinnern will.

Wie berauscht von dem vergossenen Blute, stürzten die Rasenden, als sie ihrer Rachgier genug gethan hatten, aus dem Tempel hinaus. Leer war er, ganz leer; die Hymne verstummt, die Bilder zerschlagen; die Weihrauchwolken verzogen, das Tuch vom Altar abgerissen, zu dessen Füßen röchelte ein Sterbender. Nur die Sonne schien noch mit denselben Strahlen auf die Mordstätte herab, freundliches Licht über die Steine des Fußbodens verbreitend, aber unheimliche Schatten in den gewölbten Gängen und um die kalten Pfeiler umher.

Aus diesen Schatten schlüpfte, als Alle die Kapelle verlassen, eine behende, gebückte Gestalt, huschte die Stufen des geschändeten Altars hinan, kauerte neben dem in den letzten Todeskämpfen sich windenden Manne nieder. Winfrida war es. Niemand hatte ihrer in dem Momente der Unthat Acht gehabt, da Jedermann genug mit sich selbst beschäftigt war. In einem Beichtstuhle versteckte sie sich, bis alles todtenstill geworden war; dann schlich sie heraus.

So kriecht aus dem dürren Laube des Waldes eine Schlange und ringelt sich um den Leichnam des gemordeten Löwen, mit ihrem Geifer die starren Gliedmaßen beleckend. So taucht aus Nebel und Dunst die Schlachtengöttin hervor, wenn die Sonne längst hinter den angezündeten Hütten hinuntergegangen ist, und befühlt die Gefallenen und schwebt in einem gräßlich einsamen Reigen

über das Blutgefilde, das ihr liebster Tanz- und Tummelplatz ist.

Hastig kniete das Mannweib über Bertho's Leiche, ihre Finger suchten das verhaßte Herz; es schlug noch in den letzten, matten Pulsen. Sie setzte sich neben den Gefallenen, sein entstelltes Haupt lehnte sie sanft in ihren Schooß und saß so eine geraume Weile, mit den Medusen-Augen über den Sterbenden und sein hochheiliges Castrum doloris hinblickend. Da verkündeten schnelle Zuckungen das letzte Aufflackern der Lebensflamme in dem furchtbar mißhandelten Körper, weit riegelte Bertho die Augen noch einmal auf und starrte das steinerne Gesicht, welches sich über ihn beugte, an. „Kennst Du mich?“ so fragte sie in sein Ohr, und aus ihren Augen flackerten die Irrlichter des Wahnsinns. „Ich bin Winfrida!“

„Apage!“ stöhnte Bertho heraus, warf sich in den ihn gewaltsam umfassenden Armen des Weibes hoch empor und sank dann zurück, — todt, wirklich todt, endlich todt.

Da legte ihn Winfrida still wie ein eingeschlafenes Kind aus ihren Armen fort und nieder auf den harten Stein, und nach einem langen, letzten Blick auf sein Todtengesicht, dem sie die Augen sorgsam geschlossen hatte, schlich sie aus der Jacobs-Kapelle hinaus, die Thür vorsichtig hinter sich anlehnend.

6.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens und des tiefsten Mitgefühls schlug zu dem langmüthigen Himmel empor, als die Nachricht von der unglaublichen That des achtzehnten März sich ausbreitete. Nicht blos die nächste Umgebung ward mit Abscheu gegen die Mörder des Heiligsten im Heiligsten erfüllt, nein! die ganze Christenheit schauderte bei solchem Frevel, und selbst die Feinde des Abtes in der Nähe und in der Ferne stimmten ein in den Verwünschungsruf, der aller Orten und Enden gegen die Ebersberger und ihre Mitschuldigen ausbrach. Zu Hersfeld ward sogar, ebenso wie im Kloster Korvey, ein Denkstein gesetzt zur Erinnerung an diese fluchwürdige That, die der gute Engel lieber aus dem großen Buche menschlicher Geschichten vertilgt hätte.

Bertho's Fall war ein Signal zu Unordnungen und Gräueln aller Art in dem verwaisten Sprengel. Seine Mörder zogen, das Kainszeichen, und zwar ein schlimmeres, weil ein vatermörderisches, auf der gebrandmarkten Stirn, von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß, von Flecken zu Flecken; Brand und Blut bezeichnete ihre Spur. In einen Taumel des Zerstörens schienen sie verfallen zu sein, und wütheten selbst gegen einander, um demselben zu fröhnen. Ebersberg hatte sie zuerst wieder aufgenommen; später, als man sich hier nicht mehr sicher glaubte, wanderte man gen Steinau, und fortgerissen in den Strudel des lockersten und sündigsten Lebens, kannten bald alle Verschworenen des achtzehnten März keine blei-

bende Stätte mehr, wohin sie ihr von Jedem verfolgtes und dem Gesetz verfallenes Haupt legen konnten. Eine regellose Besitz- und Güter-Gemeinschaft schien unter den buchischen Rittern eingeführt zu sein; man brandschatzte den Bürger und Bauer, keine Straße und kein Haus war mehr vor den Anfällen jener Beutelustigen sicher, und die Nächte wurden verpraßt bald hier, bald da, auf der Burg eines Gleichgesinnten.

Ein schaudervolles Bild des gesetzlosen, keine Scheu und keine Schranke mehr kennenden Zustandes jener Zeit! Und mitten in demselben stand als eine dämonische Gestalt — Winfrida, die Walkyre, die Furie der Ebersberger. Seit sie das Haupt des hinscheidenden Bertho in ihren Schooß zum letzten Male gebettet hatte, verhehlte sie den beiden Brüdern, die um ihre Liebe warben, ihre stolze und spröde Gleichgültigkeit nicht mehr. Sie hatte sie als Werkzeuge benutzt, und als der Streich gefallen war, stieß sie dieselben höhnisch und verächtlich bei Seite. Zwar ließ sie sich noch mit fortreißen in das ausgelassene und zügellose Treiben ihrer Umgebung, da ihr kaum eine andere Wahl blieb; allein innerlichst fühlte sie eine tödtliche Leere, einen Ekel an ihrem ganzen Leben, dessen Aufgabe sie mit ihrer befriedigten Rache gelöst glaubte.

Frühling und Sommer des Jahres 1271 waren unter solchen Schauern dahingegangen. Was sie an Segen ausgossen über das Buchenland, verwandelte dessen Ritterschaft — einer entfesselten Horde wilder Raubthiere nicht unähnlich, die, haben sie einmal Blut gekostet, nicht wieder zu zähmen sind — für die unglücklichen Einwohner

in Fluch. Laut schrie ihr Angst- und Klagegeschrei um Hülfe in solchen Bedrängnissen, lauter noch das an allerheiligster Stätte vergossene Blut um Sühne.

Unter solchen Umständen konnte der Stuhl des geistlichen Oberhirten nicht wohl lange erledigt bleiben. Man übertrug, um dessen Wahl zu beschleunigen, das Geschäft sieben Bevollmächtigten, und noch ehe der Winter in's Land kam, hatten die Fuldaer an Abt Bertho dem Dritten von Mackenzell einen neuen Gebieter, an den sie sich mit ihren dringenden Beschwerden gegen die Ritterschaft wenden konnten. In dem übernommenen Regenten-Namen lag zudem für ihn eine stille Verpflichtung, die Manen seines geopferten Vorgängers nicht länger ungesühnt zu lassen. Hatte er auch dessen kräftigen und kriegerischen Geist nicht, so ließ er es doch an nichts fehlen, um dem Unwesen so viel und so bald als möglich zu steuern. Er sammelte seine dienstfähige und dienstpflichtige Mannschaft und zog mit ihnen der Horde der Ritter nach, begierig auf eine Gelegenheit wartend, wo er mit einem Schlage ihren Umtrieben ein Ziel setzen könnte.

Hierzu ward ihm von einer Seite die Hand geboten, wo er es wohl am allerwenigsten erwartet hätte. Es war nämlich kurz vor dem heiligen Christfeste des Jahres 1271, als eines Abends eine Botschaft von Winfrida bei dem Abte anlangte, des Inhalts, daß die vereinigten Ritter, namentlich aber die Ebersberger, auf den ersten Weihnachtstag einen Zug gegen den Abt zu Hasel — ein kleiner offener Flecken, wenige Stunden nördlich von Fulda gelegen — beschlossen hätten und sich zu dem Ende

auf Haselstein, der Burg eines Befreundeten, sammelten. „Wollt Ihr nun,“ so schrieb die Entsetzliche, „einen gesegneten Fischzug thun, so sehet zu, daß Ihr Ort und Stunde wohl treffet. Ich habe das Meine gethan und wasche meine Hände.“

Der bestimmte Tag war herangekommen, ein graues, in Regenschleier und Nebel eingehülltes December-Kind, das seiner hohen und festlichen Bedeutung im Aeußeren wenig glich. In aller Frühe rückten die Ritter, die beiden Ebersberger an der Spitze, auch Gyso von Steinau und Andere vom achtzehnten März unter ihnen, in Hasel ein, plünderten und raubten erst in dem wehrlosen Oertlein und drangen hierauf in die Kirche des dortigen Abtes, um hier — weder des heiligen Ortes, noch der heiligen Stunde achteten ja diejenigen, welche Bertho im Amtskleide und am Hochaltare niederstoßen konnten — ihren heutigen Thaten die Krone aufzusetzen. Mit raschen Sprüngen ging es über die niedrigen Mauern, über frische und versunkene Gräber hinweg in die Kirche, welche nach alter Sitte mitten unter den stillen Wohnungen des Friedens, selber die friedlichste, gelegen war. Winfrida ritt wiederum unter den Rittern, am heutigen Tage noch stiller und unzugänglicher, als sie es in der letzten Zeit überhaupt gewesen war, mit den erstarrten Augen oft, als suche und erwarte sie etwas, um sich blickend.

Hasel liegt eingeklemmt in die enge Bucht zweier kahl und steil emporsteigenden Hügel; namentlich steht die Kirche tief und dicht an den Fuß des einen angelehnt, so daß man von droben leicht über den ganzen Ort und

den Friedhof insbesondere hereinbrechen kann, ohne von unten bemerkt zu werden. Auf diesen Boden waren die Angriffspläne des Fuldaischen Abtes berechnet. Kaum hatten die Wegelagerer ihr Ziel erreicht, als er mit seiner Schaar, bisher im nahen Tannicht versteckt gehalten, rasch herunterzog, den Platz vorsichtig von allen Seiten umzingeln ließ, und nun mit gewaffneter Hand eindrang in das verödete Gotteshaus, worin die Feinde bereits frech und habgierig hausten. Unter dem lauten Ruf: „Für Bertho!" brachen die Entschlossensten unter den Angreifenden über sie herein, wurden aber zurückgeworfen und konnten es nicht hindern, daß die Ritter und ihre Reisige die schwere Kirchenthür klirrend in ihren Angeln umdrehten und sich hinter derselben mit den starken Balken des Hauses verschanzten.

Der Abt mit den Seinigen stand belagernd draußen und forderte vergebens zu einer friedlichen Uebergabe auf. Da, zum Schlimmsten selbst entschlossen, gebot er mit lauter Stimme, Fackeln herbeizubringen, um das größtentheils aus Holz leicht zusammengezimmerte Haus über den verfehmten Häuptern in Brand zu stecken. „So möge mir Gott verzeihen," rief er aus, „wenn ich mit Pech und Schwefel diese Drohnen aus seiner entweihten Zelle verjage!"

Darüber stutzten doch die Bedrängten; und als kurz darauf einzelne Flammenzungen an allen Ecken des Kirchleins emporleckten, als der graue Rauch mit dem Nebel des kalten, tröpfelnden Wintermorgens sich schon sichtbarlich verschlang, da begriffen sie wohl, es gelte

6*

hier ihr Letztes. Dicht an einander gedrängt und mit weit vorgestreckten Speeren stürzten sie, einem Strome ähnlich, dem man sein natürliches Bett abgegraben hat, aus der Thür hinaus, empfangen von wildem Feldgeschrei und einem wüthenden Angriff der Aebtlichen. Auf der Stätte des Todes entbrannte ein furchtbarer Kampf, Mann gegen Mann; jedes Grab schien neue Leichen verschlingen zu wollen, und statt eines allgemeinen Auferstehungs=Tages die Nacht allgemeiner Vernichtung hereinzubrechen. Beide Ebersberger, auf besondern Befehl des Abtes am Leben geschont, waren, rücklings und von allen Seiten umringt, gefangen genommen worden; der Junker von Schenkewalt wühlte sich heulend ein neues Grab in einem alten; dreißig Fußgänger und zwei und zwanzig Berittene lagen todt auf der Wahlstatt.

Aber schrecklicher als alles Streiten der Männer war Winfrida's Anblick, die mit aufgelösten Haaren, ihre Brust den Stößen und den Streichen des Mordes freiwillig Preis gebend, in dem Getümmel umherstürzte. „Tödtet mich,“ so schrie sie den Zurückweichenden mit gellender Stimme zu, „um der ewigen Barmherzigkeit willen, tödtet mich, erwürgt mich, zerstampft mich! Nur Tod, Tod!“ Allein, wohin sie auch floh, wie ein gehetztes Reh mitten unter seine Treiber stürzt, überall taumelten die Betroffenen zurück, wenn sie einen fliegenden Blick in das starre Auge der um den Tod Flehenden warfen. Alle Züge ihres Antlitzes schlugen Wellen, glühten, zitterten; die langen, gelben Haare flogen um

ihre Schultern, ihre Füße wankten, ihre Arme schlotterten. Nur das Auge stand in diesem Chaos still und steinern da, eine bleiche Sonne unter sinkenden Welten.

„Nimm Dich in Acht!“ riefen allenthalben die Burschen sich zu: „das böse Auge!“ — „Das ist die Hexe von Ebersberg!“ — „Gott sei uns gnädig!“ — Und Jedermann hütete sich, dem Weibe zu begegnen, und wie man auch sich drängte, sie wandelte immer in einer Oede, und wie auch der Todesengel würgte, bei ihr ging er stets vorüber und senkte erschrocken das Schwert und verhüllte sein Angesicht vor dem ihrigen.

Als die Sonne um Mittag die Nebelschleier bezwang, hatten die Mannen des Abtes einen völligen, aber theueren Sieg über ihre Feinde errungen. Die Gefangenen waren abgeführt, die Verwundeten ächzten auf dem doppelten Leichenfelde umher; am glücklichsten waren die Todten, die unter der Erde und die darüber. Das Kirchlein glimmte noch an einzelnem Gebälke und rauchte dünn; unter dem Funkenregen und in dem Dampfwirbel stand Winfrida, auch hier die Letzte, wie in der Jacobs-Kapelle zu Fulda, die geballte Faust und die ewig-gleichen Augen — eine entsetzliche Niobe! — gen Himmel gerichtet.

7.

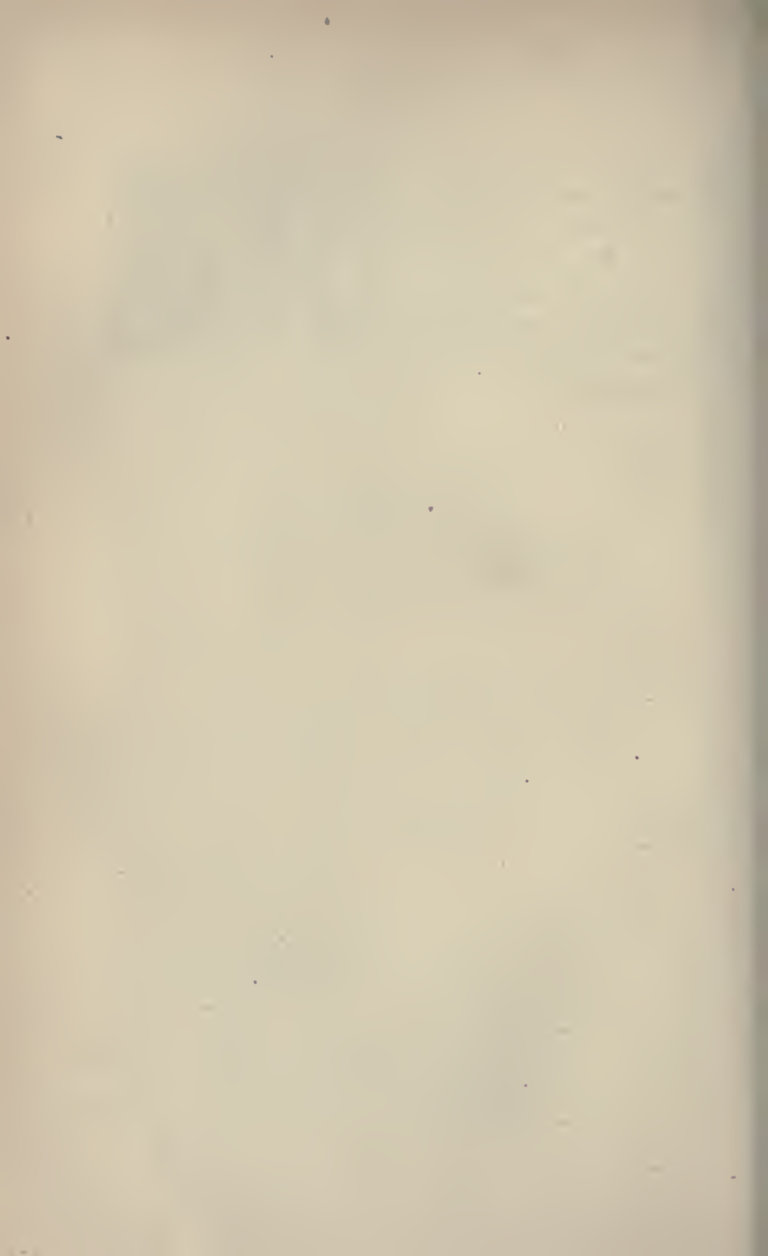
Hart ruhte der Arm der Gerechtigkeit auf dem Hause der Ebersberger. Ihr Wappenschild ward zerbrochen, die Burg geschleift, die Zwillinge, des Geschlechts letzte Sprossen, im Jahre 1272 zu Frankfurt am Main auf Befehl des deutschen Kaisers durch das Rad vom Leben zum Tode gebracht. Auch die übrigen Verschworenen, wie weit sie nicht auf dem Friedhofe zu Hasel lagen, büßten streng; Steinau mußte, zum steten Gedächtniß an seinen Frevel, drei Räder in sein adeliges Wappen aufnehmen, und viele der Uebrigen ihre Burg entweder freiwillig aufgeben, oder doch von Mauern und Thürmen gewaltsam entblößen lassen.

Und Winfrida? —

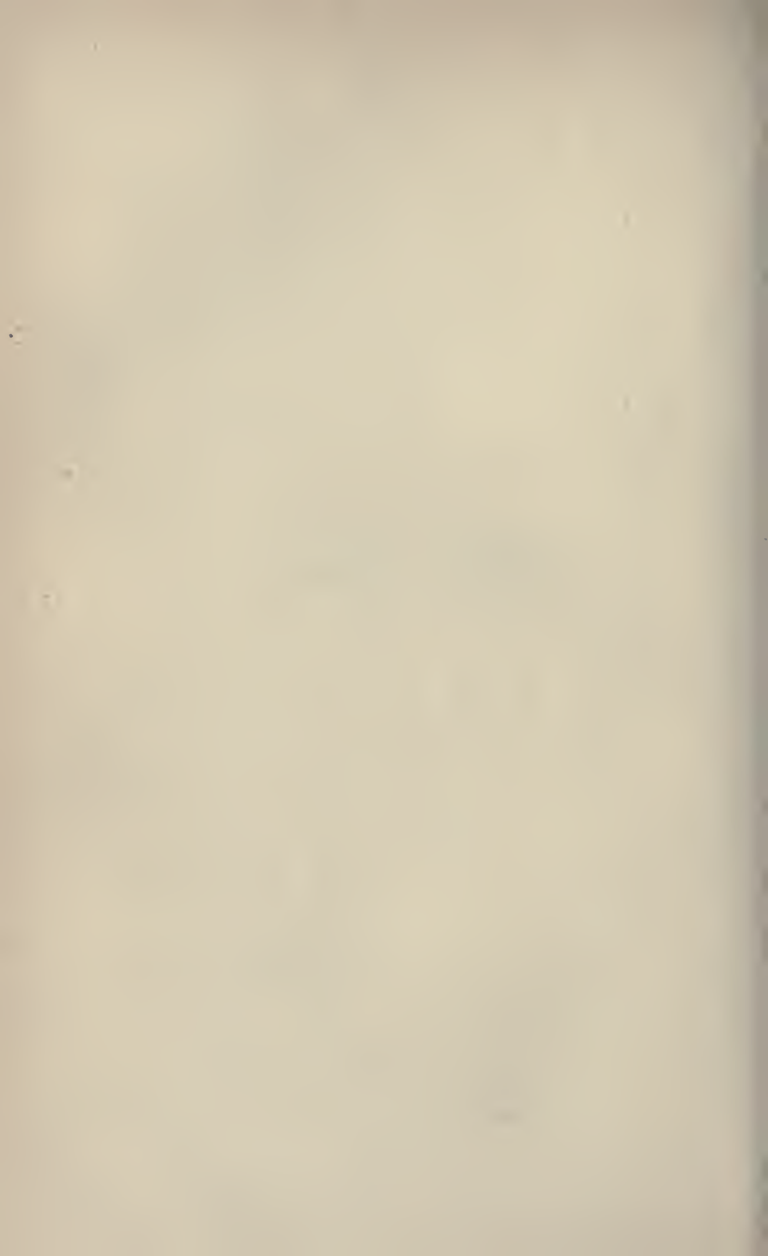
Sie ward seit dem Weihnachtstage zu Hasel nicht mehr gesehen. Die Landleute erzählen sich, sie sei in die Flammen der Kirche gesprungen, und zu gleicher Zeit ein Rabe mit krächzendem Geschrei aus denselben emporgestiegen. Andere wollen ihr auf der höchsten Rhön, im tiefen Schnee, an den wildesten Abgründen und Klüften des Gebirges begegnet sein.

Heute zu Tage, wenn Du in stillen Abenden die beiden Thürme von Ebersberg sammt der Rundmauer, die dieselben stückweis noch verbindet, und die andern im Schuttgerölle und welkem Laub zerstreuten Trümmer der Feste besuchst, um eine köstliche Fernsicht in das Fuldathal und auf die Rhönberge zu haben, kannst Du ein großes, bleiches Weib, kein Gerippe und kein Gespenst,

sondern eine stattliche, volle Gestalt, die dem Leben noch mit nimmersatten Lüsten und nimmermüden Kräften zu gehören scheint, dort umherwandeln sehen. Aber hüte Dich, daß Du ihren Blicken begegnest; das böse Auge übt noch immer seine versteinernde Gewalt. Der Wanderer geht ihr schauernd aus dem Wege und spricht, sich Stirn und Brust andächtig bekreuzend, ein Ave Maria für die ruhelose Seele.



Blinde Liebe.



1.

„Bist Du fertig, Elischen?“ — „Gleich, liebe Tante; nur noch die eine Feder hier am Baret.“ — „So spute Dich! Ich höre den Wagen kommen, daß Du mir die Frau Räthin ja nicht warten lässest!“ — „Da bin ich schon, liebe Tante; fix und fertig.“

Elischen stellte sich in vollem Ballstaate vor die Tante und streichelte liebkosend ihre bleiche Wange und sprach, indem sie sich an die Lächelnde anschmiegte: „Ach, Tantchen, ich freue mich wohl unendlich auf den ersten Maskenball, dem ich entgegengehe; allein wenn Du dabei wärest, wenn Du mitgehen könntest . . . .“

„Gutes Kind!“ erwiderte die Tante und küßte sie auf die glühende Stirn. „Aber wie heiß Du bist; nimm Dich nur ja in Acht bei dem Demaskiren. Und hast Du denn alles parat, Larve, Ueberschuhe, Mantel? Vergiß nur nichts!“

Die Frau Räthin trat mit ihrer Tochter herein, um Elischen abzuholen. „Ei, wie die Kleine sich schön gemacht hat!“ rief sie aus und das erbleichende, bitterfreundliche Gesicht ihrer Begleiterin bestätigte diese Worte. „Nein, Tante, das ist doch ein wahrer Jammer, daß Sie Ihre Nichte in ihrer ganzen Herrlichkeit nicht einmal

vom Kopf bis zur Zehe betrachten können, Jammer und Schade!“

Tante Sabine seufzte leise und umschloß die gepriesene Schönheit zum Abschiede noch einmal herzlich. „Bist Du wirklich so hübsch, mein Lieschen?“ flüsterte sie dem erröthenden Mädchen in's Ohr, „und sitzt Dir alles nach Wunsche?“

Elise trat vor den Spiegel, um selbst die Antwort auf die letzte Frage da zu holen. Und sie sah, daß alles gut war! Ein knappes und kurzes Gewand von grüner Seide umfing die schlanken Glieder des Mädchens, Aermel und Leibchen mit schwarzem Sammt eingefaßt und reich geschnürt mit goldner Litze. Von dem Haupte nickten zwei weiße Federn, die sich behaglich und stolz über den braunen, phantastisch gekräuselten Locken wiegten und das kleine schwarze Baret fast gänzlich bedeckten. „Nun gieb mir meinen Falken und die Maske, Karoline!“ rief sie der wartenden Zofe zu, und mit heimlichem Bedauern versteckte sie die blühenden Wangen und den in Erwartung süß lächelnden Mund hinter der schwarzen Seide der venezianischen Larve. Sie zog die weißen Stulphandschuhe mit gestickten Aufschlägen an, gab den geduldigen Falken (denn er war ausgestopft und eigentlich nur ein Habicht von der Art der Hühnerhabichte) einstweilen an ihre Zofe und fragte die Räthin mit einem zierlichen Knix, ob's gefällig wäre?

Nach zahlreichen Umarmungen, Wünschen und Warnungen von allen Seiten kam es endlich zum Aufbruch; die Damen schritten hinaus, von Tante Sabine bis zur Thüre begleitet, die Hausthür klingelte, die Pferde zogen

an, und Sabine stand einen Augenblick darauf, als alles wieder stille geworden, einsam am Fenster ihres Zimmers, hinausschauend in die dunkle, winterliche Nacht.

Sabinen war sie eine ewige, diese Nacht. Sie sah nicht, wie jetzt eine weiße, blinkende Schneedecke über den Platz gelagert war, worauf ihre Fenster blickten; sie sah auch nicht, ob Sterne am Himmel standen, winterlich funkelnd und grimmig hell, oder ob feuchte Wolken daran umherzogen. Sie sah kein Licht, keinen Frühling, kein menschliches Angesicht, nicht einmal das geliebte, engelschöne ihrer Nichte, die eben zum Maskenballe gefahren war, —

Denn Sabine ist blind.

Wer fühlt es mit und nach, wie einem Mädchen zu Sinne ist, das daheim bleiben muß, wenn Andere zu Spiel und Tanz hinausfahren, wenn die Wagen draußen rollen und die Laternen an den Kutschen wie Irrlichter hin- und herhüpfen, wenn hie und da vielleicht ein Trompetenstoß aus dem unfernen Ballsaale herübergeflogen kommt, wie ein jubelnder Herold der Freude, an die Verlassenen abgesandt? In solcher Stunde allein am Fenster stehen, die brennenden Wangen zur Kühlung an die Scheiben gedrückt, das Herz voll Trauer, voll Wünsche, voll Erinnerungen und im Auge eine erstarrte Thräne, — wer fühlt es mit und nach?

Tante Sabine empfand nichts von dem allen. Sie stand wohl einsam am Fenster ihrer verödeten Stube, ihre Hände gefaltet über dem ruhig schlagenden Herzen und mit den lichtlosen Augen hinausgewandt in die Nacht; allein in deren Höhlen blinkte keine Thräne, im

Herzen kein Wunsch und keine Trauer, — nur eine Erinnerung, eine allmächtige, unsterbliche, deren Wellen nicht hoch und gewaltig erschütternd durch die Seele des Weibes brausen, sondern die wie ein See, tief und still, mit glatter Oberfläche, worin sich Trauerweiden und flüsternde Cypressen spiegeln, das ganze Leben Sabinens bedeckte.

In den See hatte sie ihre Jugend wie einen heiligen Hort stillschweigend versenkt. Nur zuweilen, an Abenden, wie der heutige, wenn Elischen auf der Tante ausdrücklichen Wunsch den Vergnügungen ihres Alters nachgegangen war, nur dann läutete und lichtete es drinnen in der Tiefe, und Sabine, die mit inneren Augen hinabblickte, sah liebe Gestalten und selige Stunden und einen Abgrund voll Schmerz, wie eine verschüttete Stadt, da drunten liegen. Ein Abend besonders, ein Abend . . .

Damals waren Sabinens Augensterne noch nicht verschleiert vom schwarzen Staar; sie glänzten so hell und so heiter, wie die ihres Elischens am heutigen Tage, ja noch ausdrucksvoller und inniger. Die Wangen, die jetzt bleich und mit zarten Runzeln durchfurcht waren, glühten vor Freude, und in den Haaren, in welche jetzt der Reif des Alters schon gefallen, strahlte damals die Lust und die Kraft der vollsten Jugend. So fuhr sie auch einmal — es mochte lange her sein — mit ihrer seligen Mutter zum Maskenballe. Sie war, deutlich besann sie sich auf alles, damals als ein junges Landmädchen erschienen, mit gelbem Strohhut und einem bebänderten Rechen in der feinen Hand. Als sie in den Saal getreten, kamen ihr viele Augen sehnsüchtig entgegengeflogen, aus den

dunkeln, unheimlichen Larven zu ihr herüberfunkelnd, und im geflügelten Reigen, den sie als Königin des Balles durchschwebte, wehte manch' süßes, heißes Wort ihre jungfräuliche Wange an. Aber Sabine hatte deß wenig Acht. Ihre Augen hingen mit bangem Antheil an der Gestalt eines Einsiedlers, der, ohne sich in den Tanz und die Kreise der Fröhlichen zu gesellen, allein darin umhertrieb, aber immer in Sabinens Nähe war und, an eine Säule gelehnt, mit traurigen Blicken sie verfolgte. Wenn Sabine im Tanze an dem Einsiedler vorüberflog, streifte seine Hand ihre grüne Schürze, und ein tiefer Seufzer stahl sich aus der braunen Kapuze heraus.

Um ein Uhr mußte man sich demaskiren. Es schlug drei Viertel auf Eins, als der Einsiedler hastig an das zitternde Landmädchen herantrat. „Ein Wort, Sabine!" sprach eine leise, wohlklingende Stimme; Sabine hörte sie noch jetzt, diese Stimme, als sie allein am Fenster stand, in der Nacht, da Elise zum Maskenballe gefahren war.

„Joseph, um Gotteswillen, Sie noch hier!? Was wagen Sie?" antwortete bebend vor Furcht und Schrecken das Mädchen, als sie an der Stimme wirklich Einen erkannte, den sie längst unter der Kutte vermuthet hatte. Aber der Einsiedler entgegnete, indem er mit eisernem Griffe die Hand des Mädchens erfaßte und sie in eine Fensterniche zog: „Ich wage nichts; wer nichts zu verlieren hat, kann nichts mehr wagen. In einer Viertelstunde bin ich nicht mehr in diesen Mauern, die ich hasse, wie meinen Kerker, die ich anbete, wie meinen Tempel, weil Sie darin athmen, meine Göttin, mein

Leben, mein Alles!" Und leidenschaftlich umfaßte der Arm des Asceten die schlanke Taille des schwindelnden Mädchens. „Hören Sie mich ruhig aus, Sabine!" fuhr er hierauf fort. „Seien Sie ohne Furcht; hier sind wir sicher, weil die Menschlein im Augenblicke mit ihrem werthen Ich zu sehr beschäftigt sind, um Fremdes beobachten zu können. Ich reise noch in dieser Nacht, binnen wenig Minuten." — Sabine unterdrückte einen Schrei und starrte den Redenden athemlos an. „Was sinnen Sie, Joseph? Ich bitte, ich beschwöre Sie ...." — „Bitten Sie nicht und beschwören Sie nicht, mein Entschluß steht fest. Ich denke, Sie kennen mich. Darum bin ich hier, um Sie noch einmal zu sehen. Das Ministerium hat mein letztes Gesuch gestern abermals in Gnaden abgeschlagen, weil — nun, Sie wissen ja, warum." Der Einsiedler stampfte ingrimmig mit dem Fuße. Sabine seufzte: „O Gott! O Gott!" — „Ich habe alles gethan, was in meinen Kräften stand, mich gebeugt sogar, wo ich gerade gehen konnte; aber man verlangte, daß ich kriechen sollte; ich ein Knecht jener Leute werden, die unwürdig sind, mir die Sandale auf- oder zuzubinden, auf der ich meinen letzten Weg zu Ihnen geschlichen bin. Wir scheiden, hier, in dieser Secunde. Wenn Sie morgen früh erwachen, sind Sie eines Schattens ledig, der Ihnen am Ende lästig hätte werden müssen. Leben Sie wohl."

Sabine stand unbeweglich und stumm; ihre Sinne drohten zu schwinden; es war, als drehte sich der Saal mit den vielen hüpfenden Lichtern um sie herum, und als stürzten die Paukenwirbel wie Steine eines zerschmet-

terten Tempels auf ihre athemlose Brust. Sie faßte mit beiden Händen die Arme des Einsiedlers, um ihn fest zu halten oder sich an ihm, ihr Haupt sank wie geknickt an sein Herz und die Maske entfiel dem bleichen, schönen Gesichte. „Sabine, meine heißgeliebte Sabine!" rief Joseph aus, indem er die fast Besinnungslose stark an sich drückte; er riß die eigene Larve hinweg, die Kapuze streifte sich halb von den schwarzen Locken des Mannes.

Ein blauer Domino, der den ganzen Abend Sabinen mit begehrlichen und den Einsiedler mit argwöhnischen Blicken verfolgt hatte, trat in diesem Augenblicke heran und legte seine Hand auf des Letzteren Schulter. „Wer sind Sie, mein Herr?" raunte er dem Auftaumelnden zu, „und mit welchem Rechte wagen Sie es, ich will nicht sagen, diese Dame hier zu überfallen, sondern überhaupt an dieser Stätte zu erscheinen? Man kennt Sie, besser vielleicht, als Sie glauben oder als Ihnen lieb ist!"

Sabine zitterte wie ein Lamm zwischen den beiden, zornig einander gegenüberstehenden Männern. Aber der Einsiedler hatte mit rascher Besinnung seine Larve von der Erde aufgerafft. „Maskenfreiheit!" rief er heftig aus und stieß den Arm seines Feindes zurück. Durch das Geräusch dieser Scene waren mehrere Zeugen herbeigezogen; ein leises Murmeln lief durch den jeden Augenblick anschwellenden Kreis, der die Fensternische umgab, und auf die unglückliche Sabine fielen wie spitze Pfeile eine Menge heimlicher Fingerzeige, triumphirender Blicke und zischelnder Hohnreden. Die meisten kamen von Frauen, von jungen Frauen. Sie glaubte, in die Erde sinken zu müssen, als ihr der Einsiedler mit tiefer Ver=

beugung den Arm bot und sie durch die unwillig Raum machenden Zuschauer zu dem Sessel ihrer Mutter führte. „Wer ist der Mensch?“ fragte man hinter ihm drein. „Ich kenne ihn nicht,“ entgegnete giftig der blaue Domino, seinen Feind nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verlierend. „Bald werden wir Gelegenheit haben.“ — Der blaue Domino hatte seine Uhr hervorgezogen. „Ein Uhr!“ rief er, die Larve abnehmend, aus. „Demaskirt, meine Damen und Herren!“ Und wie ein Tiger stürzte er auf den Einsiedler los, der eben von Sabinen und ihrer Mutter sich beurlaubte und hastig den Weg nach der Saalthüre einzuschlagen schien. Der Domino trat ihm, von mehreren Masken gefolgt, hart an der Thüre entgegen. „Demaskirt, mein Herr, wenn ich bitten darf!“ — „Und warum?“ — „Weil es die Vorschrift so will.“ — „Aber ich stehe im Begriff, zu gehen.“ — „Sie hätten sich gar nicht eindrängen sollen, wo Ihnen Ihr Stand und Ihr Glaube nicht zu erscheinen erlaubte.“ — „Mein Herr, mäßigen Sie sich.“ — „Mäßigen gegen einen Juden!?“ schrie der blaue Domino überlaut, daß es durch den ganzen Saal hallte. Aber in demselben Augenblicke hatte auch der Maskirte Larve, Kapuze und Strick abgerissen; ein todtenbleiches, scharf gezeichnetes Angesicht ward sichtbar, woraus die schwarzen Augen sprühende Blicke umherschossen. Man sah, wie die Lippen des Mannes krampfhaft zitterten und die Zähne knirschend an einander schlugen. Eine Sekunde stand er so, während der Haufe ihn dem Ausgange immer näher drängte und sich mitten aus demselben drohende Stimmen vernehmen ließen: „Werft ihn hinaus! Hinaus mit dem Juden!“

Da richtete sich die Gestalt des Umringten in ganzer Länge auf, und mit einem gewaltigen Ausholen schlug er seinen Strick gerade in's Gesicht des blauen Domino's, der hart an ihm stand. „Das zur Antwort!" rief er, so laut er vermochte, und stürzte hinaus, verfolgt von einzelnen, laut schreienden und lärmenden Masken.

Hinter ihm war's todtenstill geworden. Der blaue Domino taumelte mit blutender Nase zurück und konnte sich, betäubt von der Heftigkeit des Schlages, kaum aufrecht halten. Im Fond des Saales entstand eine leise Bewegung; Fräulein Sabine ist ohnmächtig geworden, raunte man sich zu, und bald darauf war sie sammt ihrer Mutter am Arme dienstfertiger Freundinnen hinausgeschwankt.

Als die Stadt am Morgen nach dem Maskenballe aufwachte, hatte es über Nacht Neuigkeiten in schwerer Menge geregnet, die den dürren und unfruchtbaren Boden der Gesellschaft wenigstens eine ganze Woche lang bewässern mußten. „Wissen Sie es schon," rief man sich auf der Parade, im Kaffeehause, unter den Arkaden, im Theater zu, „der schöne Judendoktor, Herr Werther, ist die Nacht auf und davon gegangen." „Ja" — ward hinzugefügt — „und der Scandal bei der Sache ist, daß er sich erst auf dem Adels-Casino eingedrängt hat bei der großen Maskerade. Der Lieutenant Heldlein hat ihn hinauswerfen wollen, ist aber selbst am schlechtesten dabei gefahren. Werther hat ihn öffentlich in's Gesicht geschlagen." — „Der wird nun wohl seinen Abschied nehmen müssen," sagten die Offiziere, die unter ihm standen." — „Und Fräulein Sabine ist seit heute Morgen sterbenskrank," versicherten

die Frauenzimmer. — „Sie soll einen ernstlichen Liebeshandel mit dem Juden gehabt haben, mit dem Sohne des Hausirers," zischte die Tochter einer geheimen Justiz-Räthin, die selbst den Entflohenen einmal, aber vergebens, consultirt hatte, um sich ihre Seitenstiche und Herzbeklemmungen von ihm kuriren zu lassen.

Und während die Namen Joseph und Sabine auf diese Art von tausend Zungen zersägt, zerfetzt und besudelt wurden, flog jener mit raschen Rossen der Grenze seines Vaterlandes zu, mit dem heiligen Gelübde in dem vergifteten Herzen, nie wiederzukehren in ein Land, das ihn grollend ausstieß. Als aber die Berge der Heimath hinter ihm versanken, als der letzte Grenzstein, der äußerste Schlagbaum mit den Farben seines Landes vor ihm aufstieg, da fiel sein Haupt schwer und trauernd auf seine Brust, aus seinen Augen stürzte eine Thräne, und von den schmerzlich zuckenden Lippen eine Name, der Name: „Sabine".

Bei Sabinen, die daheim geblieben, sah es nicht heiterer aus. Die grünen Vorhänge ihres Kämmerleins waren dicht herniedergelassen und zu den Füßen des jungfräulichen Bettes, worin Sabine mit dem Tode rang, kniete die Gestalt ihrer Mutter, die unter heißen Zähren das Leben ihrer Einzigen vom Himmel erflehte. Sabine blieb leben. Sie öffnete nach einem wochenlangen Kampfe zwischen Sein und Nichtsein die schönen, sanften, blauen Augen wieder, aber nicht mehr dieselben. Vor ihre hellen Sterne hatte sich ein graues Gewölbe gezogen, in dem die böse Masse der Krankheit sich entladen; Sabine war staarblind geworden.

2.

Zwischen jenem Maskenballe, von welchem Sabinens ewige Nacht datirte, und dem heutigen, zu dem Elischen mit der Frau Räthin gefahren, lagen etwa dreißig dunkle, lange Jahre, die Sabine, unsichtbar für Andere und selbst des Sehens unfähig, wie Schatten gemahnten. In diesen Jahren stand der Sarg ihrer Mutter, auf den die blinde Jungfrau ihre letzten Thränen geweint. Mit ihr war auch sie dem Leben und der Erde abgestorben. An eine Verbindung mit einem Manne dachte sie begreiflicherweise nicht, obschon es deren gegeben hätte, die gern ein Auge zugedrückt, statt Sabinens beide. Denn Sabine war reich und galt in der Stadt für ein geistreiches und sehr liebenswerthes Mädchen, vornehmlich seitdem sie den Staar bekommen. „Die Aermste," seufzten die mitleidigen Herzen, wenn Sabine in der ersten Zeit nach ihrer Erblindung je dann und wann am Arme der Mutter hinausging, um das bleiche Gesicht an den Strahlen der Frühlingssonne zu wärmen, die sie nicht mehr sehen konnte. Und in Haufen kam man, um Sabinen zu fragen, zu trösten, zu küssen, zu weinen, bis Sabine, erdrückt von der plötzlichen Liebe für sie, vorzog, daheim zu bleiben und auf ihrem Lehnstuhle am Fenster zu sitzen, die Hände im Schooße gefaltet und Stirn und Wangen durchsichtig klar, so daß sie mit den hohlen, lichtlosen Augen und dem steinernen Angesicht eher einer Büste, als einem lebendigen Mädchenkopfe glich, über den kaum zwanzig Lenze hingegangen.

Als Sabinens Mutter begraben war, nahm die Verlassene die Tochter einer entfernten Verwandten zu sich. Elischen war damals noch ein kleines Kind und fürchtete sich anfangs vor der blassen, blinden, stillen Tante. Aber allgemach wußte diese das junge, unschuldige Herz so fest an sich zu ziehen, daß Elischen um die Welt nicht wieder von ihr lassen mochte und den ganzen Tag um die Tante war, ihr vorlas und vorplauderte, und sich von ihr erzählen und unterrichten ließ. Oft spielten die Beiden wie harmlose Kinder auf dem Teppich der kleinen Erkerstube umher, und wer sie gesehen hätte, würde darauf geschworen haben, sie müßten Mutter und Tochter sein. Sabine vergaß zu Zeiten in der Beschäftigung mit dem heranblühenden Mädchen ihr Alter und ihr schweres Unglück, und selbst Elischen dachte nicht immer daran, daß die arme Tante wohl zwei ganz ordentliche Augen hatte und doch nicht sehen konnte, wie hübsch sie ihre Puppe angezogen, und wie die Hyazinthen am Fenster schon im Februar gelbe und rothe Blumen bekamen. Ganz und gar verwuchsen diese weiblichen Naturen in einander, so daß das Kind von seiner Unbefangenheit und dem sorglosen Frohsinn an die Matrone abgab, und diese die Kleine wiederum mit sanften Armen zu ihrer eigenen, theuer erkauften Ruhe emporzog. Es lag eine Welt von Frieden hinter den beiden Erkerfenstern, die auf den großen, prächtig rauschenden und glänzenden Paradeplatz gingen. Mit zierlichster Ordnung war immer alles in diesen beschränkten Räumen vertheilt, und Sabine ging so sicher und heiter in denselben umher, daß ein Unkundiger die Blinde in ihr kaum entdeckt hätte.

Elise war der gute Engel Sabinens. Sie verwahrte das Herz der einsam und ungeliebt verwelkenden Jungfrau vor dem zusammenziehenden Gift des Egoismus, der Bosheit, des Neides, der Engherzigkeit, des Argwohns, der Frömmelei, — kurz vor allen jenen Scharten und Schärfen, die den Charakter einer „alten Jungfer" vor allem anderen zum verdorrten Baume machen. Sabine brauchte ihr Herz nicht an Canarienvögel und Cypernkater zu hängen, weil es Elise ganz ausfüllte. Sabine setzte keine innere Säure ab über das eigene Welken, denn sie bemerkte es kaum. Sabine ward keine alte Jungfer, da ihre Bestimmung sich in dem Nichtchen wenigstens zum Theil erfüllte; denn wenn auch der heilige Mutter-Name nicht auf ihrem Wege blühte, so fielen doch in die Schatten ihrer langen Nacht die Ahnungen des Mutter-Gefühles und wahrten die reine, im Schmerz geläuterte Seele vor dem Versumpfen, wie vor dem Vertrocknen. Unmerklich führte Elischen, als sie heranwuchs, die Tante auch wieder dem Leben und der Gesellschaft zu, weil Sabine das Kind, verständig und wohlwollend genug, nicht davon ausschließen durfte. Die Gespielinnen der kleinen Nichte suchten sie auf und gefielen sich bald gar wohl in der Tante Nähe, die wie eine milde, heimische Atmosphäre Alle wohlthuend umfing. Sie selbst ging mit der Nichte, deren Schönheit ihr von allen Seiten belobend angepriesen wurde, an einsamen und wenig besuchten Orten wieder lustwandeln und freute sich, wenn die Leute, welche sie kannten, ihr alle mit dem Namen „Tante Sabine" entgegenkamen, so daß sie bald die Allerweltstante wurde. Es lag eine süße Beruhigung für

sie darin, daß die Welt, aus der sie mit blutendem Herzen sich geflüchtet hatte, sie wieder so mild und tröstlich aufnahm, nachdem die erste Heftigkeit des Schmerzes bei ihr selbst abgestumpft war. Und weil ihr der äußere Sinn die Zeichen des Wechsels und des allmählichen Todes nicht zuführte, gab sie sich gern der Täuschung hin, als sei alles noch so, wie sie es an jenem Masken-Abend verlassen. Ihr eigenes Bild stand ihr noch vor in dem Glanz und der Anmuth glücklicher Jugend, und sein Bild, Josephs Bild . . . . .

Ach, das hatte die alte Jungfer still und tief in ihr ewig junges Herz verschlossen, wie in einen Heiligen-Schrein, und alle Blumen ruhiger, in versöhnter Wehmuth aufgehender Stunden trug sie als Gedächtniß-Opfer treuer Liebe vor dieses Bild und schmückte damit die geliebten, die unvergeßlichen Züge, welche durch alle Dämmerung der Blindheit hell und hehr in die abgeschlossene Seele hineinschienen. So gedachte sie in treuer Huld an ihren Lieben, als sie am Abend des zweiten Maskenballes einsam an ihrem Fenster lehnte. Wie sie mit Joseph sich begegnet am Krankenbette ihrer Mutter und wie dieser, der junge, unberühmte, durch Noth und Zufall herbeigerufene Arzt das theure Leben erhalten; wie sie nichts Besseres zu thun und nichts Höheres zu geben gewußt für dieses Höchste, als ihre erste und letzte Liebe, und wie ein verstohlener Liebes-Frühling, verdeckt vor den Augen der Welt und darum doppelt süß, den verschlungenen Herzen geblüht: das alles wiederholte sich das fünfzigjährige Mädchen in gewissenhafter, verschwiegener Brust. Und von allen Kleinodien ihrer Liebe,

und von allen heimlichen Stunden und heißen Küssen fehlte auch nicht eines. Denn es gemahnte sie im tiefsten Winkel ihres Innersten, als müsse sie diesen kargen Schatz sorgsam hegen und pflegen, damit, wenn er einst vor sie träte, — „dort oder hier," sagte sie mit frommen Seufzern — damit sie ihm alsdann den ganzen Schatz vorweisen könnte und sprechen: Sieh, Du Lieber, da ist unser gemeinsamer Reichthum, von dessen Zinsen ich gelebt in den Jahren der Trübsal!

Doch konnte denn diese Stunde jemals schlagen? Josephs Spur war im Schnee von Rußland verweht. Im ersten Jahre seiner Abwesenheit kam ein Bote von da an Sabinen geflogen; aber der Bote konnte ja nicht durch das Gitter flattern, das ihre Augen gefangen hielt, und die Mutter, welche damals noch lebte, las ihrer Tochter den Brief wohl treu und redlich vor, allein von einer Antwort und weiteren Verbindung mit dem Entflohenen dürfe, meinte sie, die Rede nicht sein, selbst wenn Sabine, die unheilbar Erblindete, den Gedanken an eine solche noch nähren möchte. Darum zerriß die Kette, und die Jungfrau umschlang sich nur mit den Resten derselben, so fest sie vermochte, damit kein anderer Eindruck das theure Bild verlösche. Sie brauchte darum wenig Sorge zu haben, da sie blind war.

Im Grunde, sagte sich Sabine in nachdenklichen Nächten, wenn sie schlaflos, aber ohne quälende Unruhe, auf ihrem einsamen Lager saß, im Grunde that er recht, zu fliehen. Mit seinem heißen, südlichen Gemüthe, worin der Ehrgeiz und der Durst nach Freiheit, nach Ruhm, nach Glanz unbezwinglich emporloderten, mit seinem

reichen, begeisterten Wissen und eckigen Stolze, den die Unkundigen für Dünkel ausschrieen, mit dem ganzen Wesen eines gefesselten Prometheus taugte er nicht in die Gesellschaft, nicht in die eintönige und einförmige Maschine. Damals hab' ich es ihm oft angesehen, wie unwillig er in die Kette knirschte, woran das Vorurtheil und die leidige Gewohnheit seinen Adlergeist gern gefangen genommen hatten. Und wie er schön war, der Mann meines Herzens, in solchem Unmuth, wie bei dem Kampfe gegen das Alltägliche, das Klägliche sein dunkles Auge Blitze schleuderte und die starke, kunstfertige Hand sich drohend ballte! Und abermals wie schön, wenn meine Liebe den Löwen auf einen Abend lang in vergessenen Schlummer gesungen, daß er zärtlich und ganz aufgelöst in hingebender Leidenschaft an diesem treuen Herzen rastete!

Joseph, mein geliebter Joseph!

Aber der Name verscholl, und die Arme, welche sich sehnsüchtig nach einem Schatten in der Ferne ausgebreitet hatten, fielen in demüthiger Entsagung der Verlassenen in den Schooß und schlossen sich da zu einem leisen, brünstigen Gebete. Und darnach suchte sie ihre Ruhe und barg die heißen Augen, noch voll vom Bilde ihres Lieben, den sie zuletzt gesehen und nichts Fremdes nach ihm, schauernd in dem verschwiegenen Kopfkissen.

3.

Andern Morgens erhob sich die Tante vorsichtig und schlich leise in ihr Zimmer, um die noch süß schlafende Ballschwärmerin nicht stören zu müssen. Wie erstaunte sie aber, als ihr Elise schon in der Thür entgegenflog und ihr ein zärtliches „Guten Morgen, liebe Tante" auf die verwunderten Lippen küßte. — „Du bist schon wach, schon angekleidet, liebes Kind?" fragte Sabine. „Ei, da mußt Du kurze und schlechte Rast gehabt haben, oder kurze und schlechte Lust auf dem Balle." — Die Nichte versicherte das Gegentheil, und wenn Sabine den Abglanz des Vergnügens hätte gewahren können, der bei der Erinnerung an den gestrigen Abend über Hals und Wange des jungen Mädchens flog, so würde sie allerdings an ihrem lebendigen Antheil am gestrigen Maskenballe keinen Augenblick mehr gezweifelt haben. Dagegen fiel es der Tante auf, wie Elischen ganz gegen Gewohnheit bei der Chocolade so gar still und einsylbig war, während sie sonst nach einem Tanz oder einer Gesellschaft von lustigen Bemerkungen und Erinnerungen überfloß. Von dem Maskenballe schien sie auch keine Neuigkeit, kein Ereigniß mit heimgebracht zu haben; sie hielt sich blos an allgemeine Versicherungen und meinte, es sei hübsch, sehr hübsch gewesen, und sie habe bis zwei Uhr getanzt, und hernach —

Arme Tante! Du konntest nicht bemerken, wie bei diesem „Hernach," das nicht einmal über die rosigen

Lippen des Mädchens kam, sondern siedendheiß auf das über Nacht aufgeblühte Herz zurücksank, wie dabei auf Elisens Stirn ein grelles Feuer entbrannte, so daß sie selbst erschrocken in den Spiegel sah, heimlich froh, daß die Tante den verrätherischen Zeugen nicht wahrnahm. „Noch eine Tasse, liebe Tante?“ fragte sie, um ablenkend ihre Verlegenheit zu verbergen; aber als sie die angenommene hingereicht, hielt Sabine ihre Hand halb lächelnd, halb mahnend fest und sprach: „Mein Kind verbirgt mir etwas; ich sehe nicht mit meinen Augen, daß Du über und über erröthest, aber ich fühle es an diesen zitternden Fingern und an dem Pulse, der heute wenigstens ein Dutzend Wellen mehr schlägt in einer Minute, als gestern um dieselbe Stunde.“

Die Nichte stammelte eine Entschuldigung, worauf Sabine ihre Rechte bekümmert fahren ließ und mit zartem Vorwurf zu ihr sagte: „Wie Du willst, meine Tochter.“ Dagegen hatte Elise keine Waffe mehr; dem bleichen Gesichte gegenüber half kein Leugnen, und jene beiden todten Augen drangen tiefer, unwiderstehlicher in die kleinen Geheimnisse dieser jungfräulichen Brust, als die schärfste Brille eines strengen und untäuschbaren Richters. Elise warf sich schluchzend und mit heißen Wangen in die Arme ihrer Freundin und beichtete.

Süße Schuld der ersten Liebe, deren Schuld nur eine heilige Unschuld ist! Deine Flammen lodern nur einmal auf der Stirne des Mädchens, wie auf einem Altar der Vesta, der Liebe bestes und zartestes Opfer, weil ihre Erstlinge!

Elise hatte gar nicht viel zu erzählen; Sabine

wußte bald ihr ganzes, übervolles Herz auswendig. Auf der Maskerade war der holden Jägerin ein stattlicher Jäger entgegengetreten, Alpenrosen auf dem spitzen Hütlein und einen Stab mit krummem Gemshorne in der Hand. Der Jäger hatte noch vor dem ersten Tanze die Anfangsbuchstaben ihres Namens ganz richtig in die Hand seiner Gefährtin geschrieben und, als diese lächelnd genickt, sie gleich um den ersten Walzer und den Cotillon gebeten. Elise sagte zu und ohne Mißvergnügen; „denn," meinte sie, „ich hatte den Alpenjäger auch gleich erkannt, —

„So, woran denn?" warf die Tante lächelnd dazwischen.

„Nun, am Wuchs, an der Gestalt, am Gange. Wir hatten uns (hier wurden die Schritte der Erzählung immer kleiner und trippelnder, die Stimme der Beichtenden leiser und die Wangen immer heißer) wir hatten uns vorher schon öfters in Gesellschaften gesehen, auch bei kleinen Bällen und einmal hier bei Dir, liebe Tante. Weißt Du (fügte das Mädchen rasch und in einem Zuge hinzu), derselbe Herr, der Dir vor ungefähr vier Wochen den vergessenen Shawl so geschwind nachbrachte und Dich bei Forstraths bis an den Wagen geleitete? Du sagtest damals, er hätte eine hübsche Stimme und sei ein sehr artiger Cavalier."

„Was Elischen für ein gutes Gedächtniß hat für die Worte der Tante! Nun, wie heißt denn der höfliche Cavalier, welcher der Tante den Shawl nachträgt und die Nichte zum Cotillon engagirt?"

„Ach, liebe Tante . . . Du fragst auch so viel . . .

Wie er heißt, daran denke ich selbst kaum — . . . Er heißt Julius von Dreieisen und ist Fähnrich bei den Garde-Grenadieren.“ . . . Das Letzte verhallte ganz an der Brust Sabinens, so daß diese mit dem dreifach leisen Ohr, dem der Jungfrau, der Mutter und der Blinden, Mühe hatte, den Namen richtig zu verstehen. Sie wiegte nachdenklich den Kopf und streichelte ihrem Kinde die Wangen, während dieses in heftigster Spannung zu ihren Zügen aufschaute, um aus dem bedeckten Spiegel der Augen oder dem feinen Mienenspiele ihres Gesichts eine ferne Hoffnung zu suchen. Aber Sabine schwieg und bat die Nichte nur, fortzufahren.

War aber das Ende nicht leicht zu errathen? Und hatte es Sabine selbst nicht schon heraus, als sie danach fragte? Jäger und Jägerin blieben, wie es das freundliche Schicksal durch die gleiche Maske befohlen zu haben schien, für den Abend beinahe die Unzertrennlichen. Und als sie im wunderherrlichen Cotillon dicht an der rauschenden Musik gesessen, deren Töne Andrer Worte für sie und die ihrigen für Andere übertäubten, da war von den Lippen des in einen Garde-Fähnrich verwandelten Gemsenjägers nach und nach eine leise und stammelnde Erklärung geflossen, so zart und so weich, wie der sorgsam gepflegte Heldenbart, der auf diesen Lippen keimte. Die Jägerin hatte freilich nichts geantwortet; allein als im brausendem Galopp der Jäger seine Courage und seine Anfrage noch einmal zusammennahm und in seiner Tänzerin Ohr zwei Worte statt aller andern flüsterte, da schlug sie die Augen verschämt nieder und ihre Finger

erwiderten mit scheuem Drucke die Bitte des sie enger umfassenden Kriegers.

Um zwei Uhr war die Frau Räthin schon gekommen, gerade als die schönste Tour des Cotillons angegangen, um Elisen anzuzeigen, der Wagen sei bereit. Sie hätte recht gut noch bleiben können, denn es war kaum erst die Hälfte der Leute fortgegangen. Allein ihre Tochter trieb heimlich zum Abschiede, weil sie den Abend dreimal „geschimmelt“ und auch im Cotillon mit angenommener Gleichgiltigkeit, innerlich grimmig und unmuthig vor getäuschter Erwartung, in einer Ecke des Saales saß. Da half denn freilich kein Bitten des Alpenjägers; Elischen mußte mit scheinbarer Bereitwilligkeit, dankbar sogar für den Schutz, den sie unter den Flügeln der Frau Räthin gefunden, nach ihrem Tuch greifen und, freilich nicht ohne einen langen Blick von der Saalthür rückwärts geworfen zu haben, mit den Drängenden hinuntergehen.

Hier schloß stockend Elischens Beichte. Die geneigte Leserin wird finden, daß ihr das gehörige Ende durchaus abgeht, und wenn Tante Sabine nach Art kleiner Kinder, die ein Mährchen erzählen hören, nun gefragt hätte: „Und da??“ so würde die schöne Büßerin sich am Scheidewege zweier Pflichten gefunden haben, der Verschwiegenheit und der Aufrichtigkeit. Denn:

Als sie sammt der Frau Räthin und ihrer überfreundlichen Tochter schon im Wagen gesessen, war plötzlich ein Jemand die Treppe heruntergekommen und hatte den Kutscher, welcher eben mit der Peitsche klatschen wollte, angerufen, zu halten. „Gnädiges Fräulein,“ sagte der Jemand, indem er an den Wagenschlag trat, „Sie

haben ihren Falken oben im Fenster liegen lassen.“ Elise steckte den Kopf heraus, sich zu bedanken; da reichten ihr zwei warme Hände den ausgestopften Hühner-Habicht dar und eine kecke Lippe streifte im Dunkel ihre Wange, daß sie erschrocken zurückfuhr.

Aber nicht wahr, das brauchte Elischen der Tante auch nicht grade haarklein zu berichten? Es hätte ja aussehen können, als sei sie nachlässig gewesen, wie einst die Tante mit dem vergessenen Shawl, und als müsse just der Fähnrich von den Garde-Grenadieren, Herr Julius von Dreieisen, diesen Familien-Fehler bei ihnen immer wieder gut machen. Da war's viel besser, daß sie über diesen, doch im Grunde höchst unwichtigen Schluß mit einem starken Herzklopfen hinausging. Auch schien die Tante Sabine gar nicht nach einem solchen weiter fragen zu wollen; sie wiegte, als ihre Nichte verstummt war, noch immer nachdenklich den Kopf und antwortete keine Sylbe, so daß fast eine peinliche Stille an dem Chocoladen-Tischchen entstand.

„Liebste Tante“, . . . hob am Ende Elise wieder an und küßte die mütterliche Hand, welche auf ihren braunen Locken ruhte. Aber Sabine ließ sie nicht zu Worte kommen. „Kind!“ sprach sie mit sorglichem und altklugem Tone, „Du bist noch so jung und diese Nachricht kommt mir so überraschend.“

„Aber, theuerste Tante, Du sagtest ja, Du kenntest den Herrn . . . den Herrn Fähnrich schon . . .“

Sabine lächelte. „Eben, daß er Fähnrich ist!“

„Nun darüber,“ entgegnete hastig die Nichte, „darüber kannst Du Dich beruhigen. Er hat mir gestern Abend

gesagt, er stehe der Nächste zum Lieutenant, sein Examen habe er mit Glück überstanden und bei dem ersten Avancement könne es ihm nicht fehlen."

„Ueberhaupt, liebes Kind, weißt Du bei Deiner Unerfahrenheit und großen Jugend noch nicht, in wie vielen Rücksichten die Verbindung mit einem Militair bedenklich ist. Das Ungewisse seines Schicksals, die stete Gefahr . . ."

„Wenn sich nun Julius, um Dich über diesen Punkt völlig zu beruhigen, in eine Lebens-Versicherung einkaufte?" rieth sehr verständig die kleine Nichte, und auf diesen scharfsichtigen Vorschlag konnte Sabine nicht umhin, recht herzlich zu lachen und das über Nacht herangewachsene Kind freundlich an sich zu schließen. Damit schien eine heitere und leichte Stimmung über beide Frauen herabzukommen. War Elise anfangs verschlossen und einsylbig gewesen, so erzählte und plauderte sie jetzt desto mehr, so daß, als es auf der Stadtuhr plötzlich elf schlug, die kleine Rednerin erschrocken auffuhr. „Herr, du Gerechter!" rief sie, „schon elf Uhr! Und um drei viertel auf zwölf wollte Julius . . ."

„Was wollte Julius?"

„Nun, Tante, er wollte fragen, wie Du Dich befändest, wenn Du's gütigst erlaubest, und da hab' ich gesagt . . ."

„Er möchte lieber noch vor drei viertel kommen, nicht so, mein Täubchen?"

„Ach, liebe Tante!"

„Nun, da geh' hin, meine holde Jägerin, und putze Dich, aber nicht wieder als Jägerin. Du siehst, wie

gefährlich das ausfallen kann. Geh' hin, mein Töchterchen!"

Und Sabine küßte die Davonhüpfende noch einmal mütterlich auf die helle, schöne Stirn. Darauf, als Elise mit schwebendem und eilfertigem Fuß hinausgegangen, saß die Tante allein auf dem Sopha und ihre Augen starrten nachdenkend vor sich hin. Ob des Kindes Zukunft, ob die eigene Vergangenheit vor den Blicken der Sinnenden schwebte?

Vielleicht, daß es ihr träumendes Herz nicht wußte!

4.

Ihr kennt jene sonnigen und blauen Tage, welche sich, geflügelte Vorläufer des Frühlings, bis mitten in den Monat Februar hinauswagen, mit weichen, elastischen Flügeln, die Eure Wangen schmeichelnd anwehen, und mit hell lächelnden Sonnenblicken über das kahle Feld, bei dem Euch und den Knospen die Augen aufgehen, den Liebenden sogar das Herz?

Schöne, süße Tage, schön und süß, wie alles im Leben, was wie Ahnung und Hoffnung aussieht!

An einem solchen Tage begab es sich, daß Tante Sabine an der Nichte Arm unter dem noch blätter- und schattenlosen Lindengange lustwandelte, der um die Mittagsstunde die elegante Welt aufzunehmen pflegte. An Sabinens Seite ging Herr von Dreieisen, auf dessen jugendfrischem Gesicht zwei der riesigsten Hoffnungen Haschen

spielten, nämlich die Hoffnung eines ersten Liebhabers und die eines Seconde-Lieutenants. Man sagt ja, das Glück verschönere die Menschen. Julius schien auch strahlender, größer, schöner geworden zu sein; er unterhielt die Tante angelegentlichst von allem, was er zu erfassen und zu behandeln wußte, und zur Nichte sandte er dann und wann einen noch beredteren Blick hinüber, so daß Elis-chen die Augen erröthend niederschlug und nur zuweilen, beim Umwenden am Ende des Ganges, verstohlen und doch stolz, verschämt und doch zärtlich, zu ihm aufzu-schauen wagte.

Die Erscheinung dieser drei Spaziergänger schien unter der Menge der übrigen Aufsehen gemacht zu haben, vielleicht weil man es nicht gewohnt war, die Blinde an so besuchten Orten zu solcher Stunde zu treffen, oder weil der militairische Geleitsmann der beiden Damen Grund gab zu neuen Vermuthungen. Vor allen war dem Fähnrich ein großer, trotz des verführerischen Sonnen-scheins noch tief in seinen Wintermantel versteckter Mann aufgefallen, der ihnen beständig auf dem Fuße folgte und unter dem Hute, welchen er tief in die Stirne gedrückt hatte, mit zwei forschenden und funkelnden Augen die beiden Damen scharf ansah. Einmal war er sogar stehen geblieben und hatte sie dicht an sich vorbeiziehen lassen, wobei Herr von Dreieisen einen tiefen Seufzer aus dem Mantel vernommen haben wollte. Er theilte seine Be-merkung Sabinen mit und machte Elisen auf diesen Schatten aufmerksam. „Bei Gott," rief er mit einem vielsagenden Blick auf das jungfräuliche Schwert an seiner Linken, „bei Gott, wenn es dieser Aufdringliche

noch lange so treibt, so werde ich ihm weisen . . ." — Seine Drohung erstarb auf den kühnen Lippen, weil Elise ihm einen bittenden Blick der Besorgniß zusandte. Als aber bei einer abermaligen Wendung der Große im Mantel ihnen wiederum den Weg vertrat und namentlich Sabinen lange ansah, hielt sich der ritterliche Champion nicht länger. „Mein Herr!" sagte er halblaut, indem er die Frauen einen Schritt vorwärts gehen ließ, „wie kommt es, daß Sie diese Damen und mich, die wir unseres Wissens nicht die Ehre haben, von Ihnen gekannt zu werden, einer so besondern, ich möchte sagen, auffallenden Aufmerksamkeit würdigen?"

Julius war sehr roth geworden. Der Fremde schwieg und sah den ängstlich und rascher davoneilenden Frauen nach, bis er von ihnen nicht mehr gehört werden konnte. „Herr Lieutenant!" erwiderte er hierauf, indem er den Mantel ein wenig lüftete, „Sie können mir einen unendlichen Dienst erweisen."

Julius Besorgnisse schwanden, als er dem Fremden in's Gesicht gesehen. Es war ein schon ältlicher Mann, mit einer hohen, kahlen Stirne, blasser Gesichtsfarbe und scharfen Zügen. Bei des Kriegers drohender Anrede war ein bitteres Lächeln, dem Schatten einer trüben Erinnerung nicht unähnlich, über diese Züge hingeglitten. „Haben Sie die Güte," bat er hierauf den Stutzenden mit bewegter Stimme, „sich von den Damen, welche Sie geleiten, jetzt zu verabschieden, und schenken Sie mir eine Stunde, die in Ihrem eigenen Interesse, wie in dem Ihrer Begleiterinnen zugebracht werden soll."

Der Fähnrich sah den Fremden verwundert an.

„Ihr Name, mein Herr, wenn ich bitten darf?" — „Erlassen Sie mir alles, bis nachher. Ich gebe Ihnen das Wort eines Ehrenmannes, daß Sie, ohne sich zu beschimpfen, mit mir gehen dürfen, und daß die Eröffnungen, die ich Ihnen zu machen habe, für Sie und für jene Damen von der höchsten Wichtigkeit sind."

Dreieisen besann sich aus vielen Romanen, die er auf der Wache gelesen, auf ähnliche Begegnungen und auf räthselhafte Unbekannte. Er zitterte vor Freude, daß er hier persönlich an der Schwelle eines Abenteuers stände und nun für seine Liebe wo möglich etwas erleiden oder erleben könne. „Erwarten Sie mich hier!" sprach er kurz zu dem Fremden, eilte Sabinen und ihrer Nichte nach und deutete ihnen ernst und gehalten an, wie er genöthigt sei, sie zu verlassen und dem geheimnißvollen Spaziergänger im Mantel Rede zu stehen. Vergebens drang Sabine in ihn, sich näher zu erklären, eine Sache, die ihm an sich schwer geworden sein dürfte. Vergebens flehte Elise, sich nicht in Gefahr und sie nicht in den Mund der Leute bringen zu wollen. Julius blieb fest auf seinem Willen, und während die Frauen wie aufgescheuchte Tauben ihrem Schlage zueilten, sah man ihn und den Unbekannten in dem nahgelegenen Stadtwalle in einem einsamen Seitenwege verschwinden.

„Tante, er erschießt ihn!" jammerte Elise und gab sich nicht eher zufrieden, bis sie von ihrem standhaft behaupteten Wachtposten am Fenster die beiden Männer wieder zu dem Thore hereinkommen sah, und zwar dem Anscheine nach im besten Einverständniß, Arm in Arm. In der Mitte des Platzes trennten sie sich und Herr von

Dreieisen kam gerade auf der Tante Haus zu. Als er für Elisen nahe genug war, um den Ausdruck seines Gesichts erkennen und daraus auf das Vorgegangene schließen zu können, bemerkte sie eine wunderbare, aber keineswegs schmerzliche Aufregung in den Zügen ihres Freundes und sah mit wachsendem Erstaunen, wie Dreieisen, nachdem er mit Hand und Blick ganz bedeutsam zu ihr hinauf gegrüßt, in ihre Hausthüre trat. Was konnte er um diese Stunde wollen? Neugierig ging ihm Elise bis auf den Vorsaal entgegen und erschrak ordentlich, als Julius sie an der Hand ergriff und jeder Frage von ihrer Seite durch eine feierliche Erklärung zuvorkam.

„Geliebte!“ redete der Krieger und hielt die sanft in das Zimmer Zurücksträubende an beiden Händen fest, „o Geliebte! Ungewöhnliche Ereignisse erheischen ungewöhnliche Maßregeln. Es giebt im Menschenleben Augenblicke, — verzeihen Sie um deswillen, wenn ich gegen alle Sitte“ —

Und nun begann eine lange, von den heftigsten Gemüthsbewegungen beider Theile begleitete Erzählung. Das Küchenmädchen will sogar durch eine boshafte Thürspalte bemerkt haben, wie außer dem Gemüthe auch die Arme des vortragenden Fähnrichs in heftiger Bewegung gewesen seien und bald die schlanke Taille Elisens im Feuer der Rede umschlungen, bald betheuernd und beschwörend gen Himmel gegriffen hätten. Gewiß ist, daß die Beichte nicht eher ein Ende nahm, bis die Tante aus der Nebenthür nach dem vermißten Kinde rief und dieses sich erschreckend aus den immer häufiger werdenden Vergessenheiten ihres Freundes losmachte.

Was hatte denn Julius erzählt? Und wer war der fürchterliche Unbekannte? Und wie endete das Zusammentreffen der Beiden? Und in welchen Beziehungen stand Jener zu Sabinen, zu Elisen, zu Julius? Und wohin war er gegangen? Und wird er wiederkommen? Und wann? Und . . .

Ein Chaos von Fragen! Aber, geliebte Leserin, Dein scharfes Auge hat das Geheimniß längst durchblitzt, und ich gebe mir vergebliche Mühe, noch einige räthselhafte und romantische Ungewißheit in meiner einfachen Geschichte aufrecht zu erhalten.

Du wirst Dich deshalb auch nicht wundern, wenn Du am nächsten Mittage die drei Spaziergänger wiederum in dem Lindengange antriffst und ihren Schatten wiederum dicht auf ihren Fersen. Als jene am Ende abermals umdrehten, stand der Schatten dicht vor Sabinens blindem, bleichem, ahnungslosem Antlitze und schaute in dasselbe, ohne daß der Fähnrich es hinderte. Vielmehr blickte er und Elise mit athemloser Erwartung in die Augen des Fremden, und die kleine Gruppe stand eine geraume Weile zusammen. Als hierauf Sabine an Elisens Arm ruhig weiter ging, der kurzen Stockung wenig oder gar nicht achtend, faßte der Unbekannte tief erschüttert des Fähnrichs Hand und rief ihm flüsternd zu:

„Sie ist gerettet!!“

Aber Sabine stutzte, bleichte, wankte in demselben Augenblicke. Denn so leise auch die drei Worte herausgestoßen waren, so trug sie doch ein Hauch des Frühlingswindes an ihr zartes Ohr, und diese Stimme — o Gott, diese Stimme — — sie hätte sie wieder erkannt im

Schmettern der Trompeten und unter Kanonendonner; ihren schwächsten Ton hätte sie herausgefunden und sich fest an ihn gehalten in der trostlosen Nacht ihrer Blindheit. Diese Stimme tönte ja seit dreißig Jahren unaufhörlich in allen Ecken ihres Herzens. „Elise!“ seufzte sie, sich an die Nichte haltend, denn sie war ihrer Sinne kaum noch mächtig. Elise faßte sie hilfreich in ihre Arme, und die hellen, warmen Thränen flossen dem Kinde über die Wangen. Julius trat selbst schwankenden Fußes heran und wagte die Tante nicht zu berühren, die ihm eine Heilige schien in dem Augenblicke. Nur der Fremde hielt sich einen Schritt zurück und machte keine Miene, heranzutreten. Seine Blicke waren starr auf Sabinen geheftet, der Mantel glitt ihm von der Schulter, die Arme schienen sich unwillkürlich nach ihr auszustrecken . . . . .

Armer Joseph!

Vor dreißig Jahren war er hinweggegangen, ein junger, blühender, kräftiger Mann. In der letzten Stunde hatte er auf die warmen Lippen des Mädchens seine Verzweiflung geküßt, und seit dieser Stunde war ihr Bild, jung, blühend, kräftig, nicht von ihm gewichen. Und gestern, und heute, da er sie wieder sah, die er geliebt — ach! da war aus dem schönen, prächtigen Haus mit strebendem Giebel und schlanken Säulen eine Ruine geworden, und er selbst stand als Greis mit kahlem Scheitel vor ihr.

Armer Joseph!

Er schlug den Mantel, wie ein Trauernder, über sich zusammen, winkte dem jungen Manne, mit den Frauen

fortzueilen, und ging selbst einsam seine ungekannte Straße, fremd in der Stadt, die ihn geboren, gleichgiltig betrachtet von den Menschen, die ihn ausgestoßen, nur von Einer geahnt und im Geiste weich und warm umfaßt.

Denn die Liebe ist scharfsichtiger als der Haß und ihre Erinnerung eine ewige, wie sie selbst.

5.

Ob ich es nun den Leserinnen mache, wie Herr von Dreieisen Sabinen? „Tante!" sagte er mit feierlichem Tone und küßte die Hand der Verwunderten, „Tante! Ihnen steht Großes bevor; rüsten Sie sich auf alles Ungewöhnliche!" So erfüllte er nämlich den Auftrag des Zurückgekehrten, der sich ihm zuerst entdeckt und ihn ersucht hatte, die Nichte in's Geheimniß zu ziehen und gemeinschaftlich mit ihr Sabinen auf sanfte und schonende Art vorzubereiten. Junge Liebende sind aber zum Extemporiren weit geeigneter; deshalb wußte Dreieisen nichts hervorzubringen, als jene Anrede, und Elise warf sich dazu, zitternd vor Furcht und Hoffnung, in die Arme der erschreckten Tante.

Aber allmählich begann es in ihrem Innern zu tagen. Was konnte ihr denn auf Erden begegnen, außer ihm? Und sie fragte nicht, sie schickte sich nicht, sie bebte bloß an allen Gliedern und bat: „Laßt ihn kommen; denn ich habe ihn vorgestern schon gehört!"

Joseph kam. Das alte Haus war es noch, dieselbe Treppe .... Doch vom Wiedersehen sollen wir Alle nichts wissen, und ich führe Euch gleich mitten in Sabinens stilles Zimmer, da sie mit dem Verloren-Gegebenen am Fenster stand, während Julius und Elise sich bescheiden hinter den Ofen zurückzogen und in flüsterndem Zwiegespräch einander Bilder und Träume ihres künftigen Glückes vorgaukelten.

Sabine hing an dem Munde des Erzählenden. Zwei süße Täuschungen waren ihr geblieben, unveränderliche Denkmale jener Zeit, wo sie beide an derselben Stelle gestanden hatten, Josephs Stimme und seine weiche, warme Hand. Daß aber der Scheitel des Freundes vom Alter und von der Sorge seines unstäten Lebens entlaubt war, daß seine Schmerzen tief eingegraben standen um den welken und zürnenden Mund, daß sein Auge nur dann und wann noch helle Blitze des Ingrimms und der empörten Kraft schleudern konnte, davon wußte die Aermste eben so wenig, als von der Veränderung, die mit ihrer eigenen Gestalt vorgegangen war. Sie sagte sich wohl, daß sie beide alt geworden; allein sie sah es doch nicht, und darum verlor sich die unendliche Wehmuth, mit der Joseph seine einsam verblühte Liebe betrachtete, bei Sabinen zu einem Gefühle stiller Resignation über das Vergangene und hoffender Freude an der Gegenwart.

Joseph erzählte. Von Rußland hatte er sich, da ihm die Sterne auch dort nicht lächeln wollten, in die Türkei gewandt. Rastlose Wandersucht ließ ihn nirgends eine bleibende Stätte finden; er zog mit seinem Kreuz in das Land, wo der am Kreuz den Fluch über seinen Ahnherrn

Ahasver ausgesprochen hatte. Schien er sich doch selbst eins zu sein mit dem ewig Wandernden und wollte keine Heimath, außer seiner Kunst, die ihm auf dem Wege zugleich als Stab und Stütze diente. So pilgerte er durch den Sand der asiatischen und afrikanischen Wüste; der Steppenwind verwehte seine Spur, und nur der Dank Derer, die sein Wissen gerettet, folgte dem Unbekannten. Am längsten und liebsten weilte er im Lande der Todten, in Aegypten; die stummen Pyramiden und die Mumien-Gesichter gemahnten ihn wie Lebendig-Verstorbene, mit denen er geheimen und geistigen Umgang pflog, die ihm von ihrem alten Glanze und ihrer ehemaligen Schönheit zuraunten und ihn starr und geduldig anhörten, wenn er seine alte, unvergessene Weise ihnen in die tauben Ohren sang.

Nach dreißigjähriger Wanderung kam er zurück in die Heimath, um am Grabe Derjenigen zu ruhen, die er längst verstorben wähnte. Aber als er in der Stadt angekommen und mit klopfendem Herzen den Namen genannt, welchen er seit dreißig Jahren nicht über die gehorsame Lippe gebracht, als er erfahren, daß sie noch unter den Lebendigen wandle, fast unsichtbar und selbst nichts sehend: da gelobte er sich mit einem theuren Schwur, ihr den Tag und das Licht durch seine Hand wieder zu geben, durch dieselbe, welche sie der Unglücklichen entzogen. Mit dieser Absicht trat er hin vor Sabinen und betrachtete genau und kunstverständig die beiden geliebten Augen, in deren unverhüllte Sterne er einst — ach! mit welch anderen Empfindungen — geblickt hatte.

Sabine sträubte sich anfangs gegen Josephs Plan,

weniger aus Furcht vor der gefährlichen Stunde (denn das Weib hat die stärkere Seele, wenn es zu leiden gilt!), als aus ruhigem Verzichten auf einen Sinn, den sie so lange entbehrt hatte. Aber es fiel heimlich der Gedanke in die Wagschale, daß sie wiederum etwas zu sehen habe, seit Joseph zurück war, und in dem Spiegel dieser Vorstellung erschienen ihr auch äußere Umgebungen, der Himmel mit seinen Sternen und die Erde mit ihrem Frühling und ihr glückliches Kind, auf dessen holdem Antlitz die schönste Morgenröthe eben angebrochen war, alle diese erschienen ihr in einem reizenden und begehrenswerthen Lichte. „Ich will, was Sie wollen!" sagte sie endlich auf die eindringlichen Bitten der Ihrigen, und so ward am Ende der Tag zu der Operation von Joseph im Stillen anberaumt.

Es war ein trüber, weicher, warmer Märztag, dieser Tag, an dem des Meisters Hand ihren besten Preis gewinnen sollte. Die Fenster des Erkerstübleins waren, wie der blaue Himmel droben, dicht verhangen. Sabine saß, bleicher noch als gewöhnlich, aber mit gefaßtem Herzen, in ihrem gewohnten Lehnstuhle, während Joseph auf dem Marmortischchen schon seine spitzen, blinkenden Instrumente ausbreitete. Elisen hatte er mit Gewalt wegführen müssen; die Zitternde lag in einer dunkeln Ecke der Küche auf ihren Knieen und rang die kleinen Hände in schrecklichster Angst. Julius, der es sich nicht hatte nehmen lassen, in der Tante Nähe zu bleiben, stand athemlos am Fenster.

Und nun —

Joseph hatte die Aermel zurückgeschlagen und griff

nach der Nadel. Aber er fühlte, wie seine Hand zum ersten Male in solchem Augenblicke zitterte und das Blut in stockenden Wellen vom Herzen zurücktrat. Er stieß die Nadel schauernd zurück, trat noch einmal vor Sabinen und betrachtete ihre Augen; dann, mit stammelnder Zunge: „Sabine!" fragte er, „bist Du bereit?" Und seine beiden Hände ergriffen die ihrigen und er drückte sie zitternd an's Herz.

„Ich bin's."

Da begann er . . .

Und Joseph sah, wie unter seiner Hand der Nebel allmählich zerrann, der das linke Auge bedeckt hatte, und wie der blaue, klare Spiegel, durchsichtig wie ehemals, in derselben lichten und tiefen Farbe ihm in gebrochenen Strahlen bereits entgegen dämmerte. Da wuchs sein Muth, und seine Hand wurde fester und drückte schärfer, so daß Sabine leise und ächzend ihm zuflüsterte: „Joseph, Du thust mir weh!" Aber im Augenblicke, da sie das herausgestoßen, war's auch gethan, und sie zuckte freudig auf. „Licht!" rang es sich gewaltig aus ihrer gequälten Brust und das Auge wandte sich blitzschnell nach jener Seite, wo Joseph zuvor einen Laden aufgerissen hatte. „Du siehst?" fragte er und lenkte ihre wiedergebornen Blicke auf sich. Aber das zitternde Auge sank schmerzlich zusammen, und während es der Arzt schonend wieder in die alte Nacht einhüllte, sprach Sabine, die Hände ungewiß und zweifelnd nach ihm ausgestreckt: „Wer war das, Joseph? Ich sah . . . —"

Der Freund gebot Schweigen und nach kurzer Rast, nach einer langen, bangen Minute voll Angst und Weh,

strahlte ihm auch das zweite Auge gerettet und dem Lichte wieder gewonnen zu. Da warf er sein wohlthätiges Marterwerkzeug zum zweiten Male von sich und stürzte an's Fenster und seine Kniee beugten sich unwillkürlich, während die bebende Lippe flüsterte: „Gott meiner Väter, ich danke Dir!"

Sabine war still, ganz still und ließ sich geduldig auf ihr Schmerzenslager zurückleiten; ihre Seele war eingenommen von dem ersten Bilde, das ihr das neue Licht gezeigt, und kaum hatte sie ein Wort der Beruhigung für Elisen, die mit einem Freudenschrei an ihrem Bette niedergefallen war.

„Wo blieb Julius?"

„Der Herr Lieutenant sind ohnmächtig geworden," referirte der Wundarzt, welcher Joseph begleitet und unterstützt hatte. Und in der That, in der Ecke des Divans lehnte mit bleichem Angesichte, die Augen geschlossen und die Lippen erdfahl, Julius von Dreieisen, Fähnrich bei den Garde-Grenadieren. Der Chirurgus hatte die knappe Uniform gelüftet und rieb die Heldenschläfe mit wohlriechendem Wasser, während Elise ihre Sorgen erschrocken zwischen der Tante und dem Geliebten theilte. Einen scharfen Blick ließ Joseph über den gefallenen Krieger gleiten und trat alsdann, tief aufseufzend, zu seiner Geheilten.

6.

Sabine erkrankte an den Folgen der glücklichen Operation nicht ohne Gefahr; man zitterte für ihr Leben, das in seinen zartesten Fäden angegriffen war. Joseph wich nicht von ihrer Seite, und es war ein rührendes Bild, wenn die zwei Menschen, die sich im Frühling Liebe und Treue geschworen, endlich im späten, verwelkenden Herbste das heilige Gelübde auslösen konnten. Aber in beiden Seelen war die mühsam und allmählich wieder erkämpfte Ruhe neuen Erschütterungen gewichen. Besonders schien es, als ob Sabine im Geheimen eine Besorgniß und einen leise nagenden Kummer hege, der ihrer Genesung neue Hindernisse in den Weg schob. Die Kinder, Julius und Elise, suchten vergeblich den Grund dieses Seelenleidens zu erforschen. Nur Joseph, der mit geübtem Auge jede Regung der Dulderin beobachtete, errieth, was den Frieden ihres Herzens getrübt hatte. Es war das Licht, das er ihr wiedergegeben, jener entfesselte und entwölkte Sinn, der durch den ersten seiner neuen Eindrücke sie, statt glücklich, unglücklich machte. Ihr Auge hatte Joseph eine Sekunde lang gesehen; er mußte es gewesen sein, weil er noch die Nadel in der Hand hielt, und nur daran hatte sie ihn erkannt, nicht an dem Angesichte, das sie wie ein fremdes, unbekanntes gemahnte, noch an der ganz veränderten Gestalt. Die Täuschungen, mit denen sie sich die Nacht ihrer Blindheit ausgeschmückt, zerrannen bei dem ersten, wohl- und wehthuenden Lichtstrahl. Sabine

war aus einem Traume aufgeschreckt; sie erwachte, sah sich um und ward inne, daß alles um sie anders geworden sei, alt, fremd, todt — sogar das Bild, das unverrückt und wandellos vor ihr gestanden hatte, von den Lichtern ihrer Jugendliebe magisch verklärt. Sie hatte lange, lange geschlafen; warum mußtest Du sie wecken, Unseliger?

So fragte sich Joseph selbst, wenn er deutlich in der Seele seiner Geretteten las. Er wurde durch diese Entdeckung im innersten Leben vernichtet und glaubte, von Neuem die Wirkungen des Fluches zu erfahren, von dem seine Schritte allüberall begleitet waren. Wohin er kam, hatte seine Hand Gutes gethan, geholfen, geheilt; und hier, da es das Wohl eines Wesens galt, das ihm theurer als seine Wissenschaft, verwandelte sich der Segen derselben in Unheil, und seine Rechte schlug neue Wunden, statt die alten tröstlich zu schließen.

Unter solchen Gedanken schlich er eines Abends gebeugt und rathlos unter Sabinens Fenstern umher. Der matte Schimmer ihrer Krankenlampe stahl sich in spärlichen und trüben Strahlen durch die grünen Gardinen, und die tiefe Stille, welche in dem Hause herrschte, erinnerte ihn sammt jenem bleichen Scheine an die Nähe des furchtbaren Engels, der noch immer über ihrem geliebten Haupte schwebte. Die späte Wanderung mit dem unheimlichen Blicke auf die Krankenstube reifte in Josephs Gemüth den Entschluß, wieder zu fliehen, sobald er Sabinen dem Leben sicher wiedergegeben. Er verzweifelte an seiner Kunst und an sich selbst. Was sollte er mit diesem Unfrieden in ihrer Nähe? Was überhaupt an

einem Orte, der ihm auf jedem Schritt den Gedanken an alle Unbill höhnisch entgegenwarf? Fort, fort!

Sabine fand bei ihrer Rückkehr zum Lichte alles verändert, alles veraltet; Joseph meinte, er sei nur eine Woche fern gewesen, wenn er sich seine Umgebungen ruhiger und genauer ansah. Da starrten ihm noch von allen Seiten die alten Vorurtheile entgegen, da dehnte sich, wie ehemals, unabsehbar und eintönig, jene trostlose Wüstenei der Gesellschaft voll wiederkäuender Thiere und verkrüppelter, farb- und duftloser Kriechpflanzen, da zog sie noch immer platt und staubig hin in den nämlichen, treu wiederholten Windungen, die verhaßte Straße der alltäglichen Gewohnheit, des beschränkten, kleinlichen Krämergeistes, der engen Spießbürgerlichkeit — —

Ihn ergriff unendlicher Ekel, und seine Sehnsucht zog ihn von Neuem in andere Weltgegenden, wo Niemand ihn kannte, Niemand nach ihm fragte, Niemand ihn haßte, Niemand ihn belog. — Fort, Du armer Ahasverus!

Um den Entschluß seiner zweiten Flucht auszuführen, mußte er Sabinens völlige Wiederherstellung abwarten. Seine Kunst und Elisens kindliche Pflege beendigten dieselbe nach dem angstvollen und gefährlichen Zwischenspiele vier schwerer Wochen. Der volle Frühling zog gerade in's Land, und es war ein heller, läutender, ruhiger Sonntags-Morgen — im Kalender stand bedeutsam der Name „Oculi" — an dem Sabine die geheilten Augen wieder öffnen und ihr Schmerzenslager verlassen sollte.

Elise hatte für diesen Festtag das Erkerzimmer mit

frischen Blumen geschmückt, und Julius kam in funkelnder Uniform, schön und blühend, wie der heranwachsende Krieges-Gott, um seine Theilnahme an demselben durch ein zierliches und wohlgemeintes Gedicht, das er der Tante überreichen wollte, persönlich zu bethätigen. Um elf Uhr erschien der mit Herzklopfen erwartete Freund, welcher Sabinen die Binde abnehmen sollte. Er that's mit zitternden Fingern; sein Arm führte die Schwankende sanft in ihren Lehnstuhl, die Hülle sank und ein voller, herrlicher Tag leuchtete in das erschütterte Herz der Jungfrau hinein.

„Sie sind genesen!" sagte Joseph tief bewegt und blickte in die himmelblauen Augen, deren Farbe ihm ungetrübt und in alter Frische aus dem weißen, verwelkten Antlitz entgegenlachte. Und Sabine sank schwindelnd an seine Brust, während Julius und Elise mit verschlungenen Armen jubelnd zu den Füßen der Tante stürzten.

Nach und nach verkühlte der Rausch der ersten, heftigen Bewegung. Sabine stand mit gefalteten Händen am Fenster und blickte hinaus in den goldenen Morgen, wo andächtige Menschen aus der Kirche gegangen kamen, und prächtige Karrossen dahinrollten; aber lieber als dieser fremde Tumult war ihr das Stückchen blauen Himmels und duftiger Berge, welche über dem Haufen Dächer und dem wimmelnden Sandplatze zu ihren Füßen herüber ragten. Aus ihren Augen tropften heiße Thränen, und durch dieselben schaute sie ihren Retter dankbar, aber mit tiefer Wehmuth an.

Zuletzt suchte sie, gezwungen lächelnd, nach einem

Spiegel. „Ich kenne mich ja selbst noch nicht," sagte sie, „nun ich Euch, Ihr Lieben, alle deutlich wiedergesehen." Joseph hatte das gefährliche Glas entfernen lassen; aber als Sabine kopfschüttelnd seine Besorgnisse zur Ruhe gesprochen, führte er sie selbst vor dasselbe und hielt sie mit dem rechten Arme fest umschlungen, während sie einen langen, lautlosen Blick auf die Fläche richtete. Welch' ein Bild!

Zwei verblühte Gestalten hielten sich umschlungen, zwei bleiche Gesichter sahen einander fast wie fremd an, zwei ergraute Häupter senkten sich schweigend und ermattet auf die Brust. Sie betrachtete ihre eigne Figur: eine Matrone in weißem Morgen-Anzug mit bleichen und gefurchten Wangen, mit zitternden Knieen und schwerer Stirne. Sie betrachtete die seinige: ein gebeugter Greis, auf dessen steinernen Zügen die Leidenschaft ihre schwersten Worte eingegraben hatte. Und wie standen diese beiden Menschen, die ihr jetzt wie Schatten vorkamen, damals neben einander, als sie dieselben (oder nicht dieselben? zweifelte sie beinahe) zum letzten Male gesehen!?

Sabine konnte den Eindruck des Doppelbildes nicht ertragen; sie verhüllte das Gesicht bebend mit beiden Händen und innig an die Brust ihres Freundes gelehnt, sagte sie leise und langsam zu ihm hinauf:

„Selig sind, die da nicht sehen!"

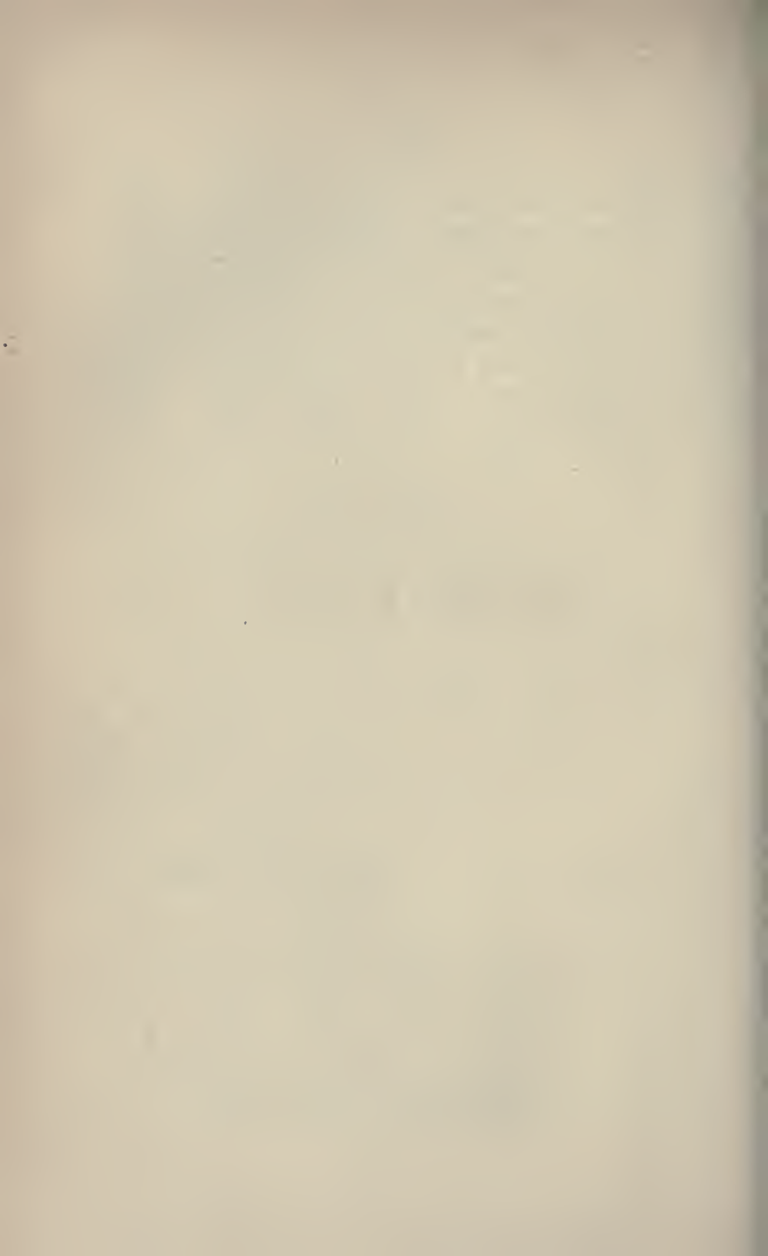
Darauf wandte Joseph, statt der Antwort, sich und sie sanft um und zeigte ohne Worte auf ein anderes Doppelbild, auf Elisen und Julius, die küssend und in wechselseitigem Anschauen selig verloren auf der Schwelle

standen. Die Tante verstand, was Joseph hatte sagen wollen; sie winkte die Ueberraschten lächelnd zu sich heran, und als Elise das erglühte Gesicht verschämt an ihrer Brust verstecken wollte, hob sie es liebkosend an dem rosigen Kinn zu sich hinauf und legte die freudig Betroffene segnend unter Thränen und Lächeln in die Arme des entzückten Bräutigams.

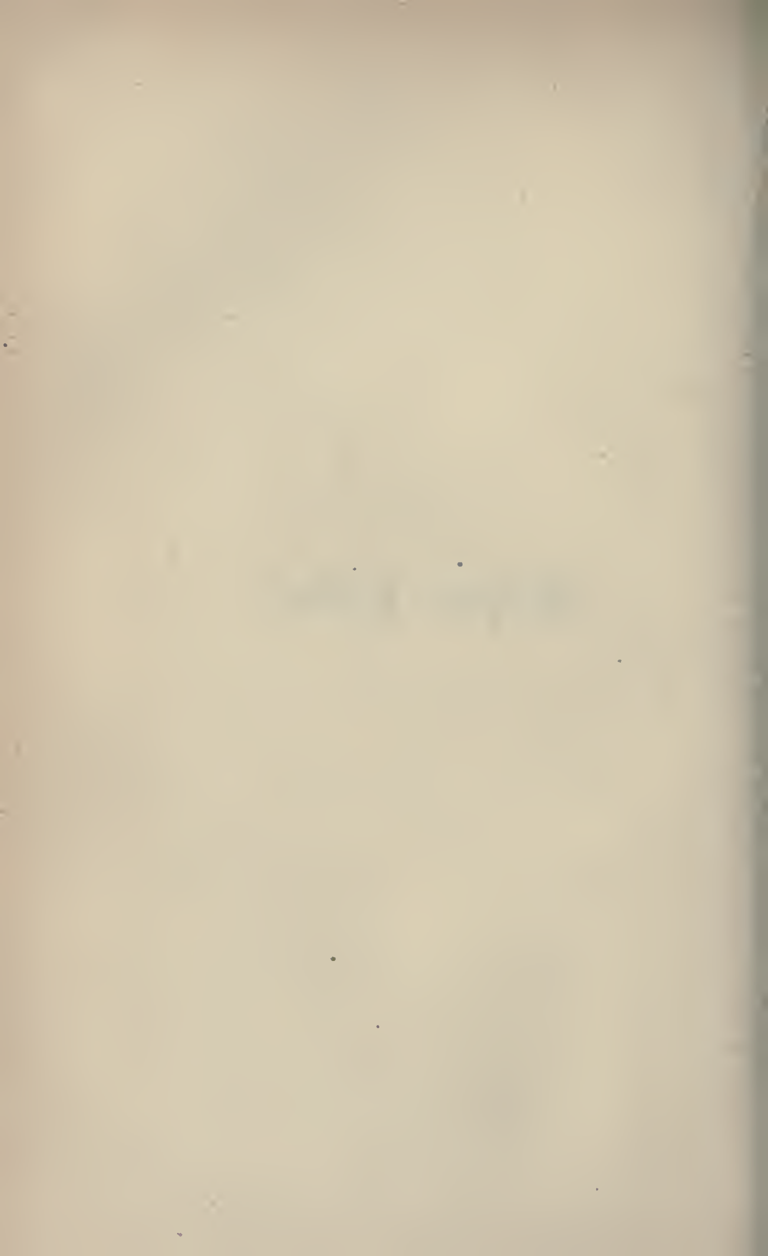
So verschwand eine Stunde den Vereinten wie ein Traum, und am Ende derselben wand Joseph, um die junge, zarte Kraft zu schonen, die Binde wiederum über Sabinens Augen. Wie nun die alte Nacht abermals über sie gekommen war, fast wie eine liebe Freundin von ihr empfangen und gehegt, da konnte sie alles, was sie auf dem Herzen hatte, dem Geliebten bekennen; denn die Scheidewand des Sinnes stand nicht mehr zwischen ihnen, und wenn Joseph mit der geliebten Stimme zu ihr redete oder ihre Hand zärtlich in die seine schloß, dann gelang es ihr zuweilen sogar, sich auf Augenblicke wieder in die alte, beseligende Täuschung der Blindheit einzuwiegen. Da ergossen sich die beiden Herzen einander in langem, innigem Zwiesprach, und zum Ende desselben sagte Sabine gerührt zu Joseph: Thuen Sie nun, wie Sie wollen, Sie Theurer! Bleiben Sie, oder ziehen Sie, was Sie glücklicher und ruhiger macht! Nur das vergessen Sie nun und nimmermehr, daß hier ein Herz schlägt, wenn auch in matten und verkühlten Pulsen, an dem der arme Ahasver seine Heimath nie vermissen soll! —

Endlich, wie der Frühling abgeblüht und Sabinens Heilung vollendet war, brach Joseph auf. Elise blickte

ihm schluchzend nach, als er, von ihrem Julius geleitet, die Straße zum letzten Male hinunterschritt, vom fernsten Ende mit Hut und Tuch zu den Frauen hinaufgrüßend. Nachdem die Beiden an der Ecke verschwunden waren, trat Sabine still vom Fenster zurück, setzte sich in ihren Lehnstuhl, und mit den blauen Augen vor sich hinstarrend, wiederholte sie aus tiefster Brust: „Selig sind, die da nicht sehen!"



Nachbar-Kinder.



1.

Ein angenehmeres Haus, als das des Banquier Lobau, gab es in Prag nicht, vielleicht nicht im ganzen alterthümlichen Königreiche der Libussa. Seine Tafel und sein Salon standen Einheimischen und Fremden offen; man aß vortrefflich, trank noch besser, die Unterhaltung war zwanglos, das Silber ächt und gediegen, die Gastfreiheit unbeschränkt. Wie mancher Tellerlecker hatte nicht schon, als er die glatte Schwelle hinter sich wußte, die Zunge herausgestreckt hinter dem Rücken der guten Leute, welche es so gern den adligen Herrschaften von der Kleinseite an feiner Sitte gleich thun wollten und an feiner Küche sie ohne allen Zweifel sogar überboten! Wie mancher reisende Künstler oder Schriftsteller verließ sein tägliches Couvert bei Lobau's nur, um in der nächsten Zeitung einen komischen Artikel über die dicke Hausfrau loszulassen, welche sich um das Leben gern Frau Baronin heißen ließ, obwohl sie noch nicht einmal geadelt war, oder um den ehrlichen Hausherrn zu copiren, der mit der Zunge anstieß und zuweilen in lächerlicher Zerstreuung vom Comptoir in den Salon gestürzt kam, die nasse Feder noch hinter dem Ohr tragend! Das ist so der Dank für ein offenes Haus, wie man es in der Welt heißt.

Nun war es aber in der That artig anzusehen, wenn der würdige Banquier Abends acht Uhr mit einem Wachsstock auf langer Stange in den Zimmern umherschoß, um die Kerzen eigenhändig anzuzünden, was die verwünschten Domestiken niemals zur rechten Zeit thun, sondern immer eher, als es nöthig ist. Seine Ehehälfte rannte, einen heißen Eisenlöffel in der Rechten, hinter ihm drein und schüttete Arabiens flüssige Wohlgerüche auf das glühende Blech, um ihrem Appartement den rechten Comme il faut-Geruch mitzutheilen. Am Schlusse dieser beiden Operationen ließen Beide zugleich das Dienstpersonal Revue passiren, ob die Schleifen und Kniebänder der Livrée auch richtig säßen, und die weißen Cravatten ordentlich gebunden wären. „Anton, Er geht an die Thür und empfängt, Mamsell hat den Thee unter sich, den Jakob umherpräsentirt, Michel das Gefrorene und die Kuchen, und hernach leuchtet der Anton wieder mit der Fackel hinab und empfängt die Trinkgelder. Alle Trinkgelder sind gemeinschaftlich, Kinder, Ihr wißt es. Nun an Euren Posten!“ So schaffte die würdige Hausfrau und eilte selbst noch einmal in das Allerheiligste ihres Schlafgemachs, um mit der Puderquaste ihrem vor Aufregung und Arbeit glühenden Angesichte eine kühle, blasse, vornehme Hautfarbe aufzutragen.

Man hätte denken sollen, daß Zeit und Gewohnheit alle diese Mühsale der Gastfreundlichkeit erleichterten und wohl gar aufhöben. Aber beileibe nicht. Wer nun einmal nicht geboren ist innerhalb der chinesischen Mauer, Mode, Form oder Ton genannt, dem wird lebenslang ihre Uebersteigung eine Last und ein Zwang dünken.

Der gute Banquier schrieb seine Wechsel auf Tausende viel leichter als eine kleine Einladungskarte, und seine Frau, trotz vieljähriger Uebung und strengster Beflissenheit, gelangte dennoch niemals dahin, ihre Bedienten mit einem Blicke zu regieren, statt mit vielen Worten, wie sie sich auch des lieben, hausfraulichen Nöthigens bei ihren Gästen nur mit peinlichster Selbstüberwindung enthielt. Dennoch war es dem Ehepaare ein steter Kitzel, recht viel Welt bei sich zu sehen, wo möglich mit glänzenden Namen zu prunken und in dem Vergnügen fremder Leute, das für sie mit vieler Plage und Sorge legirt war, im Schweiße des Angesichtes ihr eigenes Vergnügen zu genießen.

Der gesellige Ruf des Lobau'schen Hauses erreichte seinen höchsten Gipfel zu der Zeit, da der einzige Sohn Ferdinand zurückkehrte, der Erbe eines bedeutenden Reichthums und ein junger Mann von wirklich einnehmender Persönlichkeit. Er war kaum vierundzwanzig Jahre alt und schon hatte er in Sprüngen und Sätzen eine Lebensreise durchgemacht, wozu bei einem gewöhnlichen Menschenkinde die doppelte Dauer nicht würde hingereicht haben. Sein Vater bestimmte ihn anfangs für das Geschäft, wie der Kunstausdruck lautet; er sollte die Firma Lobau fortsetzen. Allein auf Ferdinands Klage fand erst die Mama und später auch der Hausarzt, daß Rechnen und Schreiben der Gesundheit des jungen Herrn nachtheilig sei. Danach ward er auf das Studiren angewiesen; er besuchte Universitäten in Prag, in Wien, in Padua, und stellte seine durch die sitzende Lebensart des Kaufmanns bedrohete Körperconstitution dergestalt wieder her, daß ihm nach

den Anstrengungen des Studiums die Erholung auf Reisen empfohlen werden mußte. Von mehrjährigen Irrfahrten und Ritterzügen ruhete er dann endlich im Militärdienste aus; Ferdinand zog die glänzende Husaren-Uniform an und eroberte dadurch nicht nur vollends das Herz seiner Mutter, — dieses gehörte längst ihm, — sondern auch das des Vaters, welcher von jeher, obgleich ein Mann des Friedens, nichts lieber sah, als schimmernde Uniformen und federbuschige Czakos. Der junge Lobau wanderte in die Garnison seines Regiments aus, und von nun an hörten die Aeltern nur in jenen regelmäßigen, glücklicher Weise nicht übertriebenen langen Zwischenräumen von ihm, wo er anzeigte, daß er abermals einen Wechsel auf cher papa abgegeben habe und sich, den zehrsüchtigen Geldbeutel abgerechnet, vollkommen wohl befinde.

Ferdinand war kein Wüstling, nicht einmal ein leichtsinniger oder eitler Mensch. In seiner Natur steckte der edelste Kern, nur war die Schale zu weich, welche das Geschick von der Stunde seiner Geburt an um den Kern gelegt. Hätte er arbeiten müssen, entbehren, kämpfen: er wäre ein Mann geworden. Der Genuß, zu dem er vorher bestimmt war, verweichlichte ihn, obgleich er ihn nicht verdarb. Um ein gutes Theil besser als Viele seines Gleichen, setzte er eine falsche Ehre darein, schlechter zu scheinen. Er sprach von Pferden, Hunden und Dirnen, weil er nichts Anderes um sich reden hörte, allein er dachte andere, höhere und bessere Dinge. Sein Geist war frisch, sein Herz rein geblieben; in beiden lag eine geheime

Triebfeder, die rastlos fortschwang und ein mächtiges Gegengift wider äußere Infectionen: die Liebe.

Nach dreijähriger Abwesenheit kam Ferdinand zu einem kurzen Besuche nach Prag zurück. Die Zeit seines Urlaubs sollte ein Fest sein, nicht nur für die stolze Mutter und den glücklichen Vater, sondern auch in dem ganzen Kreise ihrer Hausfreunde und Bekannten. Mutter Lobau fühlte wohl, daß mit dem glänzenden Gestirn ihres Ferdinand eine ganz neue Aera für ihre sociale Stellung, — dies war ein Lieblingsausdruck von ihr, — aufgehen werde. Er hatte alles, was ihr und ihrem Manne abging, wonach sie, wie sie tief empfand, immer noch vergeblich trachteten: die Leichtigkeit vornehmer Umgangsformen, den natürlichen Takt, welchem alles wohl ansteht, und dazu ein kräftiges, offenes, hübsches Gesicht, gebräunt von der Sonne eines Herbstmanoeuvres, eine Gestalt, welcher das knappe, schimmernde Reiterkleid wie angegossen ließ, eine Fülle der schönsten Haare um Kopf und Lippe, Pferde und Hunde der ächtesten Racen, kurz, wie der Banquier sagte, alles, was den Cavalier ausmacht. Man muß Oesterreich kennen, um diesen Begriff in seinem ganzen Umfange, seiner specifischen Bedeutung zu schätzen.

Herr Lobau besaß ein Landgut, oder wie er es mit bescheidenem Stolze nannte, ein Sommerhaus, hart an der Moldau gelegen, mit einem reichen Parke umgeben, aus einem im Verfall noch geschmackvollen Rittersitz umgewandelt in eine prunkvolle, nagelneue Bürgerwohnung. Der Garten war mit Gewächshäusern, Pavillons, Glorietten, Statuen und Büsten so überfüllt, daß für die Menschen darin kaum noch Raum blieb; wo sonst ein

großer Weiher lag, da hatte man jetzt einen kleinen See mit einer künstlichen Insel und einem Maulwurfshügel, „Berg" genannt, angebracht, die Bibliothek war zum Speisesaal geworden, die große gothische Halle zum Rococo-Salon. Gegen den Fluß hin, welcher ehedem frei und offen an den Büschen des Parks hinschoß, war eine Mauer aufgeführt und auf der Höhe ein chinesischer Tempel angebracht worden, Belvedere getauft wegen seiner schönen Aussicht. Das Haus war innerlich umgebaut, neu angestrichen und von allem Zierath des Vergangenen nur Eines geblieben: das Wappen des früheren Besitzers, in Stein über dem Thorweg ausgehauen. Herr Lobau fuhr unter der neunzackigen Grafenkrone niemals hinweg, ohne so eigenthümlich vor sich hinzulächeln, daß ein Physiognom unentschlossen zwischen dem Prädicat der Schadenfreude und des Neides geschwankt haben würde.

Auf diesem Landgute, welches Frau Lobau nach ihrem Namen Katharinenclause benamset hatte, sollte für den heimgekehrten Sohn das erste Willkommfest gefeiert werden, aber in einer Art, wie die Leute noch nie gehört hätten und von der sie noch in Jahr und Tag reden würden. Eine gewöhnliche Abendgesellschaft, ein Ball, ein Concert, ein Liebhabertheater ward für solchen Zweck nicht ausreichend befunden; etwas ganz Neues müßte es sein, meinte die Hausfrau, etwas Außerordentliches, etwas Herrschaftliches, denn das war ihr höchstes Ideal. Sie erinnerte sich an die Beschreibung von allerlei Festlichkeiten, womit heimkehrende Fürsten und ruhmgekrönte Siegeshelden empfangen wurden. Das „Volk" sollte also auch dabei thätig sein; nach ihrem souveränen Begriffe

lag viel mehr vornehmer Ton darin, sich vom Volke belustigen zu lassen, als die Mühe selbst zu übernehmen. Ihr Volk bestand nun freilich blos aus einigen Pächtern, Häuslern, Gärtnerburschen, Hausmägden, Stallknechten; indessen, Noth ist die Mutter der Künste, und so ließ sich auch mit solchen Statisten ein Haupt- und Staatsact in Scene setzen, welcher ja um so wirksamer, je natürlicher er ausfiel. Sie beredete also die Herren Comptoiristen ihres Gemahls, für den großen Tag aus ihren Schreibärmeln in die kleidsame böhmische Bauerntracht zu schlüpfen, um in dieser Verkleidung mit den beiden Töchtern des Gärtners und zwei Dorfschönheiten der Nachbarschaft eine Polka zu vier Paaren aufzuführen. Der Fischer, welcher ihre Küche versah, wurde mit einigen Kameraden zu einem Schifferstechen auf der Moldau geworben. Die Schuljugend des zu dem Gute gehörigen Dorfes studirte lange vorher Sacklaufen und Kletterbaum ein. Sogar ein allerliebstes kleines Scheibenschießen im Tyroler Schützen-Anzug konnte veranstaltet werden. Zum Schlusse brillantes Kunstfeuerwerk und Tanz des Volkes im Freien unter einem Zelte und der eingeladenen Gäste im Landhause. Ueber dem Portal ein F in Brillantfeuer, das die Grafenkrone verdunkeln sollte, sie aber nur desto heller beleuchtete.

Ein warmer, freundlicher Septembertag begünstigte die große Unternehmung sichtlich. Frau Lobau war schon um fünf Uhr früh auf, — auf und davon, aus einem Zimmer in's andere, vom Zelt zum Feuerwerk, von der Küche, wo sie mit eigenen Augen nach allen Gerichten sah, zum Scheibenstand, um mit eigenen

Füßen die Entfernung abzumessen und den jungen Ziel=
buben anzuweisen, wie er sich wahrhalten müsse, um mög=
licher Weise nicht getroffen zu werden von den ungeübten
Schützen. Alles war in bester Ordnung; nicht ein Zufall
störte, nicht ein Unglück, wie die Sprache der Hausfrauen
es nennt, außer etwa, daß die steigende, fast sommerliche
Sonnenhitze die idyllische Milch gerinnen machte und die
unter künstlichen Felsen angebrachte Eisgrube am Ende
des Gartens in eine Cisterne verwandelte. Herr Lobau
war noch in der Stadt; er sollte mit den National=
Böhmen erst gegen Mittag herauskommen, wo das Fest
mit einem Frühstücke, — nicht doch, mit einem déjeuner
dinatoire, seinen Anfang nahm. Früher konnte er, selbst
für diese Gelegenheit, dem Comptoir und dem Correspon=
denzbuche sich nicht entziehen; aber mit dem Glockenschlage
Zwölf stellte er — wohl zu merken, nur für heute! —
seine Zahlungen ein. Die Sackläufer und Baumkletterer
naschten einstweilen von den Töpfen der glücklich erspä=
heten Speisekammer, und die Gärtnermädchen plünderten
die Beete, welche ihr Vater mit so vieler Mühe gehegt
und gepflegt hatte.

Ferdinand begegnete in der Vorhalle des Hauses der
mit Blumen und Guirlanden beladenen Mutter; sie
wollte eben die Oleander auf den Treppen ordnen und
Anweisung geben, wo die Gewinde am zweckmäßigsten
anzubringen seien, um den Gästen gleich in die Augen,
gelegentlich auch wohl auf den Kopf zu fallen. Mit der
liebenswürdigen Unart eines verzogenen Söhnleins um=
halste er die gute Frau und warf mit seinen Sporen ein
Paar der schönsten Topfgewächse um. „Nicht böse sein,

Mutter Flora," schmeichelte er, „Ihre Spenden reichen mir gerade zu einem allerliebsten Morgensträußlein hin." Er riß hastig einige Blüthen und Blätter zusammen und wollte mit einer Kußhand hinauseilen.

„Aber, Ferdinand," fragte die Mama hinterdrein, „wohin denn so eilig und so früh am Tage?"

„Wohin anders, als zur Nachbarin? Ich bin mit ihr um elf oder zwölf zurück. Gewiß, Mutterl!"

„Bedenkst Du auch," war die viel ernsthaftere Nachrede, „daß Du um den Obersten und seine Tochter Dich nicht so viel sorgen solltest? Sohn, Sohn, nimm Dich vor den schönen Augen des Burgfräuleins in Acht! Du weißt, diese Nachbarn sind stolz wie die Pfauen, und arm wie die Kirchenmäuse."

„Ich will ja kein Geld von ihnen und keine Gunst. Behüt' Gott, Mutter."

Fort war er. In einer Secunde darauf hörte ihn die mit gerunzelter Stirn nachblickende Mutter längs der Gartenmauer dahinsprengen auf dem sandigen Wege nach Rybnikberg. In dem alten, verfallenden Schlößchen, das, kaum eine Stunde von Katharinenklause entfernt, von mäßiger Anhöhe in's Moldauthal herniederblickte, saß der Magnet, welcher den jungen Kriegesmann so mächtig anzog, Renata, das schöne Töchterlein des alten, podagrischen, invaliden Obersten von Rybnik. Die Gärten der Eltern grenzten aneinander; so hatten die Kinder sich bald im Spiele und im Ernste zusammengefunden. Was kümmerte es Ferdinand, wenn ihn der Vater nur ungern aus den wohlgehaltenen, sauberen Pfaden seines Gartens in die vernachlässigte, grün wuchernde Wildniß

des Nachbarparks springen sah? Was fragte Renata nach den unzufriedenen Blicken, womit der Oberst aus seinem Erkerfenster in den Hof hernieder drohete, wenn sie mit dem Kaufmannssohne Feder=Ball schlug und sich haschte? Beide waren ihrer Eltern Einzige und Lieblinge, und der Knabe beherrschte den schwachen Banquier am Ende nicht weniger, als das Mädchen den strengen Soldaten. Außerdem waren die beiden Väter, der eine im Geschäft, der andere im Müßiggang so ganz und gar aufgegangen, daß sie sich um ihr Nächstes kaum noch umsahen. Der alte Rybnik, wie Frau Lobau richtig sagte, ein eben so stolzer als armer Mann, hatte im Laufe seines Lebens trübe und schmerzliche Erfahrungen gemacht und deshalb von aller Welt sich zurückgezogen auf sein kleines Erbe, wo er von keiner Gesellschaft mehr wissen wollte, als von der seiner Tochter. Abstammend aus einer der ältesten Familien des böhmischen Adels, und verwandt mit dessen reichsten, angesehensten Mitgliedern, hatte er durch eine frühe Heirath aus Neigung, die nach den Begriffen der Welt eine Mißheirath war, sich von seinem Stande und von der allein als Gesellschaft gelten wollenden Welt losgesagt. Als Soldat setzte er sein baares Vermögen im Kriege zu, ohne im Frieden, wenigstens nach seinen Ansprüchen und Erwartungen, genügend entschädigt zu werden. Als er sich, gekränkt und verlassen von allen Seiten, aus einer Laufbahn zurückzog, welche ihn und seine Gemahlin nur unglücklich gemacht hatte, folgte ihm in die Einöde der kleinen Besitzung, des Einzigen, was ihm geblieben war, noch allerlei böse Nachrede. Was Wunder, daß er voll Grimm und Bitterkeit mit aller

Welt brach und sich, den Letzten seines Stammes, in seiner Väter Haus einsam zu begraben dachte? Frau von Rybnik, ein zartes, schwaches Weib, fortwährend gebeugt unter der furchtbaren Empfindung, die unschuldige Ursache von ihres Mannes verfehltem Leben zu sein, erlag, nachdem sie ihm spät noch ein Töchterlein gegeben hatte. Auf Renata's Haupte sammelte sich denn aller Schatz von Liebe und Zärtlichkeit, deren das alte, vielverwundete Herz ihres Vaters so fähig als bedürftig war. Dessenungeachtet, vielleicht gerade deswegen gelang ihm die Erziehung des wunderbar schönen Kindes nur in so weit, als ihre eigene vortreffliche Natur, unabhängig von seiner Nachgiebigkeit, sich aus und durch sich selbst entwickelte. Von Herzen gut, ward Renata doch auch von Herzen eigensinnig. Der geringe Umgang, den sie pflegen konnte, diente nicht dazu, sie auf das Leben vorzubereiten. Von ihrem achten Jahre an war Ferdinand ihr täglicher Spielkamerad. Das blieb so, bis er auf Universitäten und Reisen ging, blieb auch, wenn er zu Besuchen heimkehrte, welche fast eben so lang in Rybnikberg, als im elterlichen Hause weilten, blieb endlich, obwohl aus den Kindern Leute geworden waren, wie sie selbst mit geheimem Erstaunen wahrnahmen, als Ferdinand nach dreijähriger Abwesenheit wieder einmal vorsprach. Er zählte vierundzwanzig Jahre, während erst siebenzehn Lenze Renata's Schönheit zur vollen Blüthe entfaltet hatten. Die erste Jugend lag hinter ihnen. Aber wie die Wirkung von kindlichen oder kindischen Träumereien oft durch ein ganzes Leben geht, namentlich wenn die Abgeschiedenheit des Landes dem Traume Nahrung, dem Spiele Dauer

verleiht, so wußte Ferdinand noch nicht, was Liebe sei, als er sie für Renata schon empfand. Erst da er in die Welt hinaustrat, durch jede Frauengestalt die seiner Gespielin erblickend, erst da ward er sich wohl klar über sein Gefühl und ließ es, unbekümmert, wie Gesunde und Glückliche überhaupt sind, in sich aufwachsen und gedeihen, ohne noch nach irgend einer Frucht zu begehren. Was Renata anging, so kam sie aus der immer gleichen Sorglosigkeit und Unbefangenheit ihm gegenüber nicht heraus. Ihr von Natur leichtes, heiteres Temperament war unter der nachsichtigen Hand des Vaters unmerklich mehr und mehr in die Oberfläche gegangen. Sie suchte kaum etwas Anderes, als Unterhaltung, und diese fand sie im reichen Maße bei Ferdinand; darum ließ sie ihn und sich gewähren.

Es braucht nicht ausdrücklich bemerkt zu werden, daß sie die Königin des Festes war, zu welchem Ferdinand sie und ihren Vater abgeholt hatte. Und welches Fest war das! Ein ganzer Festtag vielmehr! Alles ging in der That auf's Glücklichste und Herrlichste ab, ein Paar Kleinigkeiten nicht zu rechnen, daß die Comptoiristen betrunken auf den Tanzplatz kamen, die Schützen einen Lieblingshund des Obersten in's Vorderbein schossen, weil er hundert Schritte von der Scheibe entfernt vorbei lief, und daß die Jugend beim Hahnenschlag mit unendlicher Wuth auf sich los drosch, statt auf das unglückliche Schlachtopfer ihrer Kunstfertigkeit. Frühstück, Spaziergang im Park, Fahrten auf dem See, sogar das späte Mittagsmahl im Freien und der Kaffee im Pavillon waren vorüber, alles vom treuesten Sommerwetter

begünstigt. Gegend Abend sollte der Tanz angehen und als Intermezzo das Kunstfeuerwerk vom Balcon des großen Saales genossen werden.

Renata trat an Ferdinand's Arm zum ersten Walzer an. „Welch' ein göttlicher Tag!" rief sie nach der ersten Tour entzückt aus, und die Freude leuchtete von ihren glühenden Wangen, aus den dunklen Augen und dem hellen Lächeln ihres Gesichts.

„Ich bin glücklich, wenn die Schöpferin mit ihrem Werk zufrieden ist," versetzte ihr Tänzer und drückte sanft den Arm, der ihm einen Augenblick länger gelassen ward, als es der Tanz erheischte.

„Blos zufrieden! O, Sie ungenügsamer, hochmüthiger Mensch! Sagen Sie, daß wir im Himmel waren! Oder haben Sie in Ihrer großen Welt, auf Ihren Reisen wirklich etwas gesehen, was diesem Feste glich?"

„In der That, Renata, sie gleichen sich alle. Einige Kerzen mehr oder weniger, ein geringer Unterschied im Staube der Tanzzimmer oder in den Schüsseln und Flaschen des Mahles, sonst alles eins, eins und dasselbe!"

„Sie müssen mir noch von London, von Paris, von Wien erzählen, recht viel, alles Besondere und Einzelne. Was war Ihnen denn von allen unzähligen und unbeschreiblichen Vergnügungen das anziehendste?"

„Ein Maskenball, sollt' ich meinen. Da ist Reiz im Geheimniß, Geschmack im Anzug, Geist im Gespräch noch am ehesten möglich. Ich möchte Sie in einer Phantasietracht sehen, Fräulein Renata; wie würden Sie ausschauen, wie namenlos schön und gebietend!"

„Wer weiß, Schmeichler? Vielleicht entstellte mich eine solche Verkleidung, und dann würde ich Ihnen nicht einmal mehr wie jetzt gefallen!“

„Nicht einmal! Auf Ehre, Renata, es gehörte eine ganz unmögliche Veränderung dazu, um solch' einen Eindruck auf mich zu machen. Freilich, wenn mit dem Aeußeren auch das Innere bei Ihnen ausgewechselt würde!“

„Nicht für Sie, Ferdinand, gewiß nicht, nun und nimmer. Nein, glauben Sie das nicht. Wenn Sie mich einmal unter einer Maske sehen, dürfen Sie überzeugt sein, sie versteckt Ihnen nur mein Gesicht, nicht mein Herz.“

Dankbar und begeistert wollte der Ueberglückliche ihre Hand küssen; sie zog sie zurück, weil sie einem finstern Blicke des Vaters begegnete. Aber eben begann die Musik eines jener verführerischen, schmelzenden, hinreißenden Walzer-Trios von Strauß. Der Tänzer schloß die Tänzerin so fest in seine Arme, daß sein Hauch ihre Stirn berührte und durch ihre aufgelösten Locken wehete; ein heißes Geflüster in ihr Ohr, und dort wirbelten sie hin, wie ein Paar Unsterbliche in ewiger Jugend und Freude, von einer rosigen Wolke gewiegt.

2.

Vielleicht tagte es am Abend des Festes vor den Augen des Obersten von Rybnik. Wenige Zeit nachher pfiff er nämlich eines schönen Morgens seinem Reitknecht,

der zugleich Kutscher war, und befahl, die Droschke anzuspannen. Seine Tochter wollte schon Hut und Shawl suchen, um ihn zu begleiten; er meinte aber, er wolle nicht in Katharinenklause vorsprechen, sondern blos in die Stadt fahren, um mit dem Banquier ein Geschäft abzumachen. So ging er denn allein.

Der Oberst war noch immer ein kräftiger, ansehnlicher Mann. Wenn er, kerzengerade dasitzend, die Zügel straff in der Hand, die Peitsche kunst- und schulgerecht geneigt, dahinfuhr, daß die Funken stoben, den Gruß eines Nachbarn freundlich, aber mit Herablassung erwiedernd, so sah ihm Jedmänniglich auf hundert Schritte den „Cavalier“ an. Das ärgerte gerade Frau Lobau; ihre Wagen waren alle viel neuer, als die einfache Droschke des Obersten, ihre Livrée viel reicher gestickt, ihr Geschirr viel glänzender, und doch mußte sie dem unerbittlich aufrichtigen Sohne im Stillen Recht geben, wenn er sagte: „Mutterl, es thut's halt nicht; der alte Mischko von Rybnikberg und seine zwei Ungarn stechen Deine Lakaien und Deine Engländer aus. Ergeben wir uns drein!“

So rasselte der Oberst in Prag vor dem Hause des Banquiers an. Herr Lobau war im Comptoir, Madame im Salon. Als höflicher Mann und weil der Schlaukopf recht gut wußte, wer Herr im Hause war, ließ er sich zuerst bei der Frau melden. Sie warf sich in ihre Causeuse, schlug ein Album auf und winkte herein. Im Grunde schmeichelte ihr der Besuch des alten Herrn doch und sie wußte mit vielem Vergnügen, daß Mischko mit den beiden Ungarn unten vor dem Thorwege auf- und

niederfuhr, aller Welt zur Kunde, daß der Baron Rybnik einen langen Morgenbesuch bei Lobau's abstattete.

Nach den gewöhnlichen Eingängen einer derartigen Unterhaltung wünschte unter feierlichem Räuspern der Oberst auch den Herrn des Hauses hereingezogen. Es ward nach ihm gesandt; er erschien, in der Thür geschwind noch seinen grünen Schreibärmel abstreifend und bis unter die Augen erröthend, als ihm ein strenger Blick seiner Frau sagte, sie bemerke bei dem nachbarlichen Händedrucke, welchen der Oberst mit ihm wechselte, doch wieder einen Tintenflecken an seinem rechten Mittelfinger. Rybnik hub an, als man wieder Platz genommen hatte, nicht ohne sichtliche Befangenheit: „Nun denn, werthe Nachbarn, offen herauszureden, ich muß Ihnen nur melden, wie ich es für Edelmanns Pflicht und Recht halte, daß zwischen unsern Kindern etwas vorgeht, wovon wir Alten auch wissen sollten."

„Nichts Unrechtes, hoff' ich, Herr Oberst, nichts Unrechtes, wollen Sie meinen," versetzte Frau Lobau.

„Beileibe nicht, gnädige Frau, ja nicht. Wie wäre meine Tochter, und gewiß auch Ihr Herr Sohn, eines Unrechten fähig? Nein, ich denke nur, es ist da etwas im Werden, im Keime, und wir thun wohl, es an's Licht zu bringen, ehe es wächst, uns vielleicht über den Kopf wächst."

Herr Lobau nickte mit dem seinigen, während die wackere Frau ein verdrießliches Lächeln schlecht maskirte.

„Die Sache ist die," fuhr, ruhiger und fester werdend, der Oberst fort. „Die beiden jungen Leute scheinen eine ernstliche Neigung für einander gefaßt zu haben. Sollen

wir als Eltern eine solche nähren, oder ihr wehren? Ist es unsere Pflicht, zuzusehen oder einzuschreiten?"

„Ich dächte, Herr Oberst . . ."

„Einen Augenblick, liebste Frau Nachbarin, einen Augenblick nur. Offen und ehrlich, mein altes Soldaten-Sprichwort. Sie wissen, ich bin nicht reich, nicht einmal wohlhabend, und Sie sind mehr als dies, sehr reich sogar." Hier schnupfte Herr Lobau aus einer kleinen hörnernen Dose und zuckte kaufmännisch die Achseln. „Hingegen, — wie soll ich mich denn nur ausdrücken, um nicht mißverstanden zu werden, — hingegen . . ."

„Nun, hingegen sind Sie von altem Adel, und wir nur Bürgerliche, das weiß ja alle Welt," so platzte ungeduldig und schon verletzt Frau Lobau heraus.

„Ganz recht," versetzte der Oberst, mechanisch wiederholend: „das weiß alle Welt. Aber alle Welt weiß nicht, meine gute Frau Nachbarin, was in diesem Gegensatze liegt, was daraus erwachsen kann. Ich habe Erfahrungen in diesem Punkte gemacht, welche ich jedem Andern ersparen möchte, meiner Tochter und Ihrem Hause vor allen; Erfahrungen, die ich selbst meinen Feinden nicht wünsche, und ich habe deren viele; aber hier nicht, Gottlob, bei Ihnen nicht."

Der Banquier versuchte gerührt die Hand des Obersten noch einmal zu schütteln; seine Frau hatte jedoch anders beschlossen. Sie stand etwas hitzig auf und erwiderte:

„Nichts für ungut, Herr Oberst, es scheint mir, Sie machen viele Worte, wo mit wenigen auszureichen ist. Der Fall ist wohl ein ganz einfacher. Lieben sich unsere

Kinder wirklich und hält Ferdinand bei Ihnen um Fräulein Renata ernstlich an, so wissen wir ja zeitig genug, woran wir sind. Sie bringt Geburt mit, er Geld, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihre Aeußerungen von vorhin zu wiederholen. Wie die Zeiten nun einmal geworden sind . . ."

„Eben diese Zeiten, — verzeihen Sie eine neue Unterbrechùng, — eben diese Zeiten können aber wiederum anders werden, müssen es sogar. Ich besitze, wie Ihnen das Gerücht gesagt haben wird, noch einige nicht unbedeutende Ansprüche an den Staat. Mein Proceß mit der Kriegskanzlei liegt in zweiter Instanz den Richtern vor, und mein Anwalt schreibt mir noch gestern, er sei nicht zu verlieren. Dies und die fast eben so zuversichtliche Aussicht auf eine reiche Erbschaft in der Familie meiner verstorbenen Mutter rehabilitirt mich allerdings zu einer Stellung, in welcher ich für meine Tochter gewisse Ansprüche machen zu dürfen glaube."

„Ihre wahre Meinung also ist, daß Ihnen Ferdinand nicht genug scheint als Schwiegersohn?"

„Aber, meine liebe, rasche Frau Nachbarin, ich sage ja das gar nicht; verständigen wir uns doch nur recht!"

Es folgte eine lange, peinvolle Unterredung, worin der Oberst und Frau Lobau fortwährend disharmonisch neben einander hergingen, indeß der gute Banquier mit obligatem Neigen oder Schütteln des Hauptes, mit einem leisen Hüsteln oder Räuspern, mit einem So-So, Hm-Hm, Ja-Ja seine blos accompagnirende Gegenwart beurkundete. Oberst Rybnik war im Grunde seines Herzens gar nicht abgeneigt, zuletzt nachzugeben, jedoch nur

nach einer großen und pathetischen Vaterscene, welche er seinem Stolze als Genugthuung schuldig zu sein glaubte. Frau Lobau wollte in der kurzen und heftigen Weise, die bei feierlichen Anlässen immer aus ihrer künstlichen Ruhe durchbrach, den Knoten zerhauen, ohne jedoch die Lust nach einer hochadeligen Schwiegertochter durchaus verschwören zu können. Am Ende schloß die Verhandlung wie so viele diplomatische mit dem berühmten Status quo: es blieb beim Alten; man wollte abwarten, was die Zeit thue und das junge Pärlein selbst.

Niemand war herzensfroher als der gute Banquier, da der Oberst nach einer Glockenstunde endlich aufbrach. Er hatte sich schon heimlich vorgenommen, mit dem gewöhnlichen Kaufmannsvorwand der Poststunde zu entschlüpfen, aber der Muth versagte ihm zu einem solchen Schritte. Wie erschrak er erst, als der Oberst, ihn voll Herablassung am Arme nehmend, erklärte, er habe noch ein Wort in Geschäften mit dem geschätzten Herrn Nachbar zu reden. Mit schlecht verborgenem Zwang erwiderte er, daß ihm jedes Geschäft mit dem Herrn Obersten ein Vergnügen sei, und führte ihn in kleinen, kleinen Schritten durch das Comptoir in's Allerheiligste des Kassazimmers. Der Oberst schloß die Thür hinter sich und begann in leisem, innerlich bewegtem Tone:

„Herr Lobau, ich rede selten von mir, noch seltener von meinen Geschäften. Die wenigen Veranlassungen, da ich genöthigt war, es zu thun, haben mir durch die Art und Weise, wie sie ausgingen, alle Lust benommen. Es ist bekannt, Herr Lobau, daß ich keinen Freund auf der Welt habe, keine Seele, der ich mich anvertrauen könnte,

als die kindliche meiner Tochter. Nun es jedoch den Anschein gewinnt, als ob unsere beiderseitigen Verhältnisse von heute an eine andere Wendung nehmen würden, nämlich von einer bloßen nachbarlichen Bekanntschaft zu einem nahe-verwandten, ja fast brüderlichen Verkehr, nun fühle ich mich berechtigt, verpflichtet sogar fühl' ich mich, Ihnen, mein lieber Herr Lobau, entgegenzukommen, wie ich noch keinem Menschen auf Erden entgegenkam: Ich will Sie um einen Dienst bitten!"

Der Oberst sank nach diesem langen Eingang auf das Leder-Sopha hin, das in der Ecke des kleinen Zimmers stand. Er schwieg einen Augenblick, als erwarte er auf solche Worte eine ermuthigende Begegnung. Herr Lobau aber ahmte sein Schweigen in tödtlichster Verlegenheit nach. Auf dem Schreibebock vor seinem Pulte sitzend, zog er abwechselnd aus einem Loche im Polster einige Roßhaare heraus, bald schleißte er seine längsten Gänsekiele unverantwortlich ab. Zu dieser geistreich wechselnden Zerstreuung murmelte er nur unverständliche Worte, wie: „Zu viel Ehre . . . Sehr glücklich schätzen . . . Vertrauen erwiedere . . . Möglichstes thun und Bestes hoffen . . ."

„Keine Versprechungen," fuhr sein Besuch fort, „ehe Sie meine Wünsche kennen. Ich hasse Versprechungen. Hören Sie mich erst an und aus. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen heute noch von meinen Ansprüchen an die Kriegskanzlei, von meinen Hoffnungen auf Ersatz und Restitution so meiner Ehre als meines Vermögens erzählte. Ich habe sichere Aussicht, ganz sichere, Herr Lobau. Nur gestehe ich unverhohlen, daß der Proceß . . .

die Advocaten sind sehr theuer, ha, ha, ha . . . Vorschüsse verlangen sie auch noch, und dazu kommt . . . Alle Teufel und Donnerwetter auf meinen verdammten Stolz: Lobau, ich bin arm, ganz arm in diesem Augenblicke, auf Ehre, ich bin's, ich brauche Geld, viel Geld sogar, soll ich nicht untergehen, dem Hafen nahe, — kurz und gut: zwanzigtausend Gulden! — Oeffnen Sie das eiserne Dings da, das wohl das Zehnfache enthält. Leihen Sie mir's, zu fünf Procent, auf fünf Jahre!"

Es ist unmöglich, den Ausdruck zu beschreiben, welchen Gesicht und Gestalt des Banquiers bei dieser Forderung annahmen. Bei dem Kernfluche des alten Soldaten fuhr derselbe so entsetzt von seinem Schemel empor, als sei das Donnerwetter wirklich in ihn eingeschlagen. Das große Hauptbuch flog vom Pult herab in die eine Ecke des Zimmers und die Dose aus der Brusttasche in die andere. Während er nach beiden sich bückte, brauchte er wenigstens den Obersten nicht anzusehen, und da er es nun endlich mußte, Himmel, wie fuhr er zurück vor dem versteinernden, verzweifelten Ernst in dem grauen Auge und auf der gerunzelten Stirn! Er schlug seine Blicke geschwind wieder zu Boden, wo er die verstreueten Tabakskörner zu zählen schien, und stammelte endlich:

„Allerdings ist dieses Begehren mir so neu, — mein Haus macht sonst nicht derartige Geschäfte, — ich fürchte, der Herr Oberst werden nur geringe Sicherheit zu bieten haben, da auf Ihrer Besitzung, so viel ich weiß, bereits Obligationen haften."

„Ich biete die beste Sicherheit, die meiner Ehre."

Der Banquier lächelte unwillkürlich zu diesem Begriffe von kaufmännischer Verhandlung.

„Außerdem will ich mein Leben für den Betrag des gewünschten Capitals versichern, um Sie über einen etwaigen Todesfall zu beruhigen.“

Lobau saß auf Kohlen. Seine natürliche Gutmüthigkeit, seine Furcht vor dem Obersten, der Wunsch, sich ihn zum Freunde zu erhalten, hauptsächlich des eigenen Sohnes wegen, stritten peinlichst mit der Erfahrung und dem Gewissen des Geldmannes, welcher die gänzliche Unmöglichkeit eines solchen Geschäftes nur zu wohl einsah. Der Oberst setzte ihm inzwischen noch einmal zu. „Können Sie,“ sagte er aufstehend, „oder vielmehr wollen Sie mir den großen Dienst leisten, um den ich Sie anging?“

„Herr Oberst,“ erwiderte mit dem Muthe der Verzweiflung der in die Enge getriebene Banquier, indem er sich ebenfalls erhob, „Herr Oberst, Sie waren aufrichtig, lassen Sie es mich gleichfalls sein. So gern ich, der Himmel ist mein Zeuge, Ihnen durch jede mögliche Bereitwilligkeit helfen möchte, so bedarf die Sache doch Ueberlegung.“

„Ich lasse Ihnen fünf Minuten: Fünf Procent! Fünf Jahre! Ja oder nein?!“

„Sie müssen selbst einsehen, mein Herr Oberst, daß eine solche Verhandlung schnurstracks gegen alles Herkommen in unserer kaufmännischen Welt läuft. Privatanleihen aus der Geschäftskasse zu machen, ist wieder alle Grundsätze meines Berufs.“

„Also: Nein!?“

„Jeder Sachverständige kann Ihnen bestätigen, daß durch eine einzige Verhandlung solcher Art der Credit meiner Firma leiden muß.“

„Genug, schon mehr als genug,“ rief Rybnik aus. „Ich danke für den Wink. Nein, Ihre Firma und Ihr Credit soll durch keine Verhandlung mit mir leiden, wahrhaftig durch gar keine. Guten Morgen, Herr Lobau. Kein Wort mehr darüber, ich bitte Sie. Alles, was ich verlange, ist, daß Sie schweigen über das zwischen uns Beiden Vorgegangene. Das werden Sie, nicht wahr?“

Er stürzte hinaus und knirschte noch in der Thür: „Schweigen kostet ja nichts, schweigen kann er, soll er, oder — —“

Der Rest seines Zornausrufes verhallte unter Peitschenknall. Seit langer Zeit hatten die Ungarn die züchtigende Hand ihres Herrn nicht so schwer und so unverdient empfunden. Der alte Mischko schüttelte verwundert den Kopf.

3.

Obgleich in dem Verkehr der Nachbarn seit der erwähnten Unterredung kein augenfälliger Unterschied bemerkbar war, so trug doch im Stillen der Oberst dem Banquier seine abschlägige Antwort bitterlich nach. Ihre beiden Kinder näherten sich inzwischen um so inniger, je weiter die Eltern sich von einander entfernten. War, was eine eigentliche Erklärung im Style der Liebe heißt, unter ihnen auch noch nicht gewechselt worden, so ver-

stand sie sich gleichsam von selbst; jeder Blick vertrat das bedeutsame Wort, und Ferdinand und Renata fühlten sich so vollständig verbunden und förmlich verlobt, als wären ihre heiligsten Gelübde längst ausgetauscht. Wie kostbar wurden daher dem jungen Paare die Augenblicke, als der Urlaub Ferdinand's seinem Ende mit unaufhaltsamer, unglaublicher Schnelle entgegenging! Sie trennten sich nur noch selten von einander. Morgens ward ein gemeinsamer Spazierritt gemacht, denn Renata hatte vom Vater die edle Kunst lieben und üben gelernt; der alte Mischko war ihr dabei ein genügender Schutz und ihrem Begleiter eine nicht eben lästige Ehren-Wache. Nach Tische erging man sich, oft unter der Mutter Augen, im Park von Katharinenklause. Nur der Abend, welcher eine Ahnung des nahen Abschieds in der kurzen Trennung bis zum andern Morgen herbeiführte, warf einen trüben Schatten über das sonnige Verhältniß der Liebenden, welches aber dadurch an Innigkeit und Bedeutung nur gewann.

Eine kurze Woche noch, und Ferdinand mußte ziehen. Zuvor entfernte er sich erst auf wenige Stunden, um auf dem Gute eines befreundeten Edelmannes einen Pferdekauf abzuschließen. Wie lang und wie leer erschien Renata der eine Tag, wo sie ihn nicht sah, ein peinliches Vorbild so vieler künftiger! Sie konnte kaum das Wiedersehen und die Minute des Morgenrittes erwarten, den sie wie gewöhnlich mit ihm verabredet hatte. Sorgfältiger ward bei aller Einfachheit ihre Toilette nie gemacht, das lange Amazonenkleid nie so malerisch in weite Falten geworfen, der kleine Hut mit dem weithinwehenden blauen

Schleier nie kecker und koketter auf die freiwallenden Locken gedrückt. Wahrhaftig, einen besseren Vorwurf für ein modernes Salonbild hätte kein Winterhalter erfunden, als diese anmuthige Begegnung der beiden Liebenden. Der Herbst hatte den Weg von Katharinenklause nach Rybnik mit seinen buntesten und reichsten Farben bestreut. Ueber die Stoppelfelder trieb ein frischer Morgenwind weiße Fäden, das Gespinnst zu dem Leichenhemde eines schönen Jahres, und wirbelte hochrothes oder tiefgelbes Laub empor in die kühle, klare Luft. Durch den Duft des Frühnebels blitzte eine herrliche Sonne, in deren Strahl die fernziehende Welle der Moldau und der überreiche Thau auf Wiesen und Aeckern wie zerrissene Silberblicke heraufffunkelten. Und in diesem Rahmen die zwei schönen, frischen, jungen Gestalten, beide ihr Roß um so heftiger spornend, je heftiger sie selbst von demselben Wunsche gespornt waren, beide wie zu einem Festtage geputzt und gestimmt, beide zwei volle Frühlinge in der Herbstscene. Der alte Mischko hatte es klüglich aufgegeben, dicht hinter der Herrin zu bleiben; er hielt das so wenig aus wie sein Thier, noch eine Erinnerung aus den guten Zeiten seines Cavalerie-Dienstes. So trafen sich, just auf der Mitte des Weges, welche kein Geometer genauer ermittelt hätte, die Liebenden ganz allein. Ein lauter, freudiger Gruß flog schon von Weitem auf beiden Seiten, und dann folgte eine stille Pause, während die Pferde muthig sich anschnoben und mit weißem Schaum besprüheten. Ferdinand hatte Renata's freie Hand an sein klopfendes Herz gezogen und bedeckte das weiche, dänische Leder, das sie umhüllte, mit Küssen. Renata

war ganz Auge für ihn. Aus verzeihlicher Eitelkeit zeigte er sich bei diesem Abschiede in voller Schönheit, in vollem Staate. Der reich-gestickte und geschnürte Dolman flog um seine Schultern, Pallasch und Säbeltasche schlugen an die Flanken des edlen Thieres, das er ritt, und um seine glühenden Wangen flatterten, vom raschen Ritte mehr entfesselt, als von der leichten Mütze gehalten, seine glänzend blonden Haare. Wie ein junger Gott des Krieges, des Sieges saß er auf seinem Roß, wirklich eine Gestalt und ein Bild mit ihm.

Der Rausch des ersten Moments verflog, und beide glitten nun in leichtem Schritte über den weichen Boden neben einander hin, Mischko auf ein Paar Pferdeslängen hinter ihnen. Ferdinand klopfte wohlgefällig und stolz den Nacken des prächtigen Goldfuchses, den er erst seit einige Stunden sein nennen durfte. „Das heiß' ich ein Pferd," sagte er und ließ das vortrefflich geschulte Thier seine Künste zeigen, einen der feinen Schenkel nach dem andern aufhebend, den Nacken herrlich emporgeworfen. „Gelt, liebe Renata, es ist eine Pracht? Ein Vollblut, wie Altengland kein besseres zog. Drei Preise gewann er schon. Und er springt, versichert Graf Thun, über eine Mauer, wenn man's haben will. Für ihn gab es kein Hinderniß auf der Rennbahn."

„O, wie möcht' ich ihn springen sehen! Nur Einmal, Ferdinand, bitte!" So rief Renata aus in aller sprühenden, fast kindischen Lebenslust der Jugend.

„Nun, die Wahrheit zu sagen, ich versuchte ihn heut früh schon ein wenig. Um den Weg abzuschneiden, wollt' ich über einen ganz ansehnlichen Zaun im Park über-

setzen, aber Fury schien nicht auf's Beste gelaunt, und meine Mutter schrie mir aus dem Fenster nach, als hätt' ich den Hals schon gebrochen."

„Wie Schade, daß ich Fury nicht fliegen sehen soll!"

„Wenn Sie wollen, Renata, so muß er."

„Bitte, nur ein schmaler Graben, eine niedere Hecke; die dort meinetwegen!"

„Nicht doch, Nachbarin. Ganz oder gar nicht. Um einer Kleinigkeit willen werde ich mein Thier nicht quälen. Hier, links über den Acker; dort ist nach der Landstraße hin ein Zaun, schon des Versuches werth. Also d'rauf und d'rüber!"

Die Thiere griffen aus; in wenig Sekunden stand man vor dem Zaun, welcher in ziemlicher Höhe und Breite aus Weißdorn und einzelnen hölzernen Planken längs der Straße aufgeführt war. „Halten Sie sich nur ein wenig zur Seite," bat Ferdinand, „ich weiß, Fury wird unartig werden." Damit warf er das Thier herum. Mischko war nachgekommen und schrie schon von Weitem: „Jesu Maria, da werden doch gnädiger Herr Rittmeister nicht über Zaun setzen?" Wann hört aber die Jugend auf das Alter? Der Reiter maß nicht einmal die Größe seines Wagnisses, sein Blick theilte sich zwischen der Geliebten, welche mit funkelnden Augen seiner Kühnheit und Kraft wartete, und dem neuen Pferde, das er zugleich zeigen und versuchen wollte. Er gab ihm die Sporen und sprengte an. Das Thier, viel vernünftiger als die Menschen, weigerte sich; es stieg auf, bäumte sich, wieherte, stampfte, warf sich von einer Seite auf die andere, kurz, es zeigte alle möglichen Künste, nur die Luftspringer=

kunst nicht, welche Schaulust und Eitelkeit ihm abtrotzen wollten. Nach fünf Minuten befanden sich beide, Pferd Reiter, ziemlich in demselben Zustande, wie Sieger und Besiegte nach einer Schlacht, auf dem alten Flecke nämlich, nur erschöpft und doch gereizt. Mischko war indessen abgestiegen und wollte, mit Gewalt, wenn es sein mußte, von dem unsinnigen Sprunge abhalten. Auch Renata flehete, ängstlich und verwirrt geworden, zurückzustehen von dem, was sie kurz zuvor so eifrig gewünscht hatte. Aber Ferdinand, durch den Widerstand nur noch mehr gereizt, rief heftig aus: „Aus dem Wege, Mischko! Aus dem Wege, sag' ich! Allez hop, Fury! Laß ich ihm einmal den Willen, so ist er für immer verdorben. Allez hop!" Peitsche und Sporen trafen das edle Thier furchtbar, es stürzte auf den Zaun los, kein Ausweg mehr —

„Allez hop, Fury!" und es sprang.

Renata schloß die Augen und schrie laut auf.

Da sie jene wieder aufschlug, reichte ein Blick hin, ihr eine ganze Welt voll Jammer und Reue und Elend zu zeigen. Das Pferd, zu nahe an den Zaun gezwungen, hatte nicht genug Anlauf nehmen können, um ganz hinüber zu gelangen. Ein fürchterliches Krachen, — ein leises Aechzen darauf, — aber dann kein Wort des Trostes mehr, keine Silbe, kein Geflüster: „ich lebe noch," nicht einmal ein Schmerzensruf, der noch von Athem und Bewußtsein gezeugt hätte, nein, nur ein entsetzliches Schweigen, unterbrochen durch das Stöhnen des verwundeten Thieres, welches auf dem Reiter lag und durch vergebliche Anstrengungen, sich loszumachen, sich und ihn nur noch tiefer in das Dornengeflecht und in die Planken=

spitzen einwühlte. Vom Körper des unglücklichen Reiters sah man nur eine todte, träge Masse, in dem Gestrüppe und unter dem Pferde regungslos zusammengesunken.

Es war eine beträchtliche Strecke, die Renata längs dem Zaune hinreiten mußte, um die offene Straße zu gewinnen und von jenseits der Unglücksstelle sich zu nähern. Dort lag er, den sie über alles in der Welt lieb hatte, allem Anscheine nach todt, vernichtet, verstümmelt, er, noch eben das Leben, die Kraft, die Schönheit selbst. O, welch' grauenvolle Minuten waren das, als Renata verhängten Zügels den Zaun umritt, während Mischko, besinnungsloser noch als sie, auf ihr Geheiß um Hilfe nach dem näheren Rybnikberg eilte! Endlich, endlich, endlich war sie an Ferdinands Seite; wie viel Schrecken, Kummer, Verzweiflung kann in einer Minute auf einem einen Fuß breiten Raume liegen! Sie schwang sich aus dem Sattel und kniete nieder neben ihm, mit den Händen durch die Dornen zu ihm langend. Eine unkenntliche, entstellte, seelenlose Hülle lag da vor ihren thränenlosen Augen! Kein Gesichtszug mehr herauszufinden, der ganze Körper zermalmt, alles mit Blut überströmt, das in das welke Laub sickerte! Wahrlich, ein Anblick, schlimmer als ihn ein Fall auf dem Schlachtfeld am Abend des Kampfes dem erfahrensten und ältesten Wundarzt bietet, der entsetzt und verzagend vor ihm zurücktritt!

Das junge, zarte, schwache Mädchen, es verzagte nicht, es floh nicht. Ihr Auge zuckte einmal krampfhaft zusammen und blieb hernach starr und weit offen. Der erste Griff ihrer festen Hand suchte das Herz. Mit starken Fingern riß sie die blutigen Schnüre der Uniform

zurück: — da klopfte ihr noch ein leiser, leiser Schlag entgegen, und hoch über allem herzbrechenden Jammer erhob sich eine grüne, ferne, leise Hoffnung. Alles Uebrige war ihr in diesem Augenblicke nichts mehr: — er lebte. Sie versuchte das Blut zu stillen, welches aus einer tiefen Kopfwunde besonders reichlich quoll; als das Battisttuch und der Schleier und aufgeraffte Blätter nicht genügten, riß sie ihr Haar auf und trocknete mit den schönen Locken die düstere Fluth. So verlief eine Viertelstunde und noch eine; da hörte sie, die noch nicht ohnmächtige, Pferdegetrappel. Erst als die ersehnte Hilfe erschien, als gerade Mischko an der Spitze eines kleinen Trauerzuges zurückkehrte, verlor sie das Bewußtsein. Auch der alte Oberst war herbeigekommen, und sein Barbier und vier oder fünf Leute, welche den Leichnam auf eine ausgehobene Thür legten, die erste und nächste Tragbahre, die sich hatte finden wollen. Ein Eilbote suchte indessen in der Stadt den Arzt und auf Katharinenklause die unglücklichen Eltern.

Der Doctor aus Prag kam an, Rybniks alter Hausarzt, welcher Renaten seit ihrem ersten Lebenszeichen gekannt und geliebt hatte. Er wußte wohl, wie es mit ihrem Herzen stand, und darum schlich er, nachdem die qualvolle Viertelstunde der Untersuchung und des ersten Verbandes vorüber war, gleich über den Gang hin zu Renatens Zimmer. Aber sie empfing ihn, schon wieder auf, noch vor der Thür. Bleich und athemlos stammelte sie, die Hand des alten, bewährten Freundes fassend: „Doctor, Leben oder Tod?“ Der Doctor schüt-

telte den Kopf und wandte sich ab, um eine Thräne zu verbergen.

4.

Eine Woche und wieder eine und noch eine dritte und eine vierte endlich gingen vorüber, ehe die gute Natur des jungen Mannes aus dem Kampfe zwischen Leben und Tod siegreich heraustrat. Sein rechtes Bein war zweimal gebrochen, die Wunde an der Stirn tief und gefährlich, alle Glieder voll Quetschungen durch die Wucht des Pferdes und seine verzweifelten Schläge. Es brauchte aller Aufmerksamkeit und Kunst des Arztes, aller Sorge und Pflege der Mutter, welche sich ganz auf Rybnikberg angesiedelt hatte, aller Ruhe des in ein Lazareth umgewandelten Hauses, um nur eine Hoffnung auf Leben zu gewähren und dann einen fernen Schimmer der Genesung. Die nächste Frage, welche Renata nach der ersten aufwarf, klang schon: „Wird er sehr entstellt bleiben, vielleicht gar ein Krüppel werden?“ Die Liebe der Mutter fragte anders, als die Liebe der Braut; jene weinte: „Wird er immer so zu leiden haben wie jetzt?“

Zwei volle Monate seit dem unglückseligen Tage vergingen, bevor der Arzt die Erlaubniß ertheilte, den Kranken nach seiner eigenen Wohnung hinüber zu schaffen. Jetzt erst verlangte der Letztere Renaten wieder zu sehen, wogegen er bisher standhaft sich gesträubt hatte. Vorbereitet auf den erbarmungswerthesten Anblick, gewarnt, ihren Schrecken zu heftig auszudrücken, gewaltsam gefaßt und

entschlossen schwankte sie hinüber in das stille, unheimliche Krankenzimmer. Dem schwachen Lichte eines nebligen November-Tages hatte man noch durch dichte Vorhänge den Eingang versagt, so daß nur eine traurige Dämmerung darin waltete und eine traurige Stille, unterbrochen durch den einförmigen Schlag der Stutzuhr und die schweren Athemzüge des immer noch Leidenden. Eingehüllt in ein weites Morgengewand, das Gesicht halb in Tücher und Binden versteckt, lag er auf dem Divan, ein kaum lebendiger Trümmerhaufen, in dem von ehemaligem Glanz und früherer Schönheit keine Spur blieb. Quer über die Stirn lief eine breite, rothe Narbe, die Augen waren eingefallen von Schmerz, die Wangen schmal und weiß von der Stubenluft, die Glieder gelähmt und matt niederhangend. So furchtbar war der Abstich dieser Erscheinung von dem Ideale, das sie zuletzt angebetet hatte, daß Renate trotz ihrer Selbstüberwindung zusammenfuhr. Der Kranke gewahrte es recht wohl, und in sein todtenblasses Gesicht schoß das Blut. „Ich habe," seufzte er mit schmerzlich leiser Stimme, „so ängstlich jede Besserung meines Aussehens in jenem unglücklichen Glase belauscht und verfolgt, daß ich beinahe vergaß, wie widerwärtig für eine Fremde noch immer mein Anblick sein muß."

„Ferdinand, mein guter, theurer Ferdinand, wie mögen Sie, nein, wie magst Du so grausam reden zu Deiner Renata?" So stammelte sie, indem sie auf einen Schemel zu seinen Füßen niedersank und ihr Haupt fest in ihre beiden Händen drückte.

„Mutter," wandte sich der Kranke wieder zu der

armen Frau Lobau, „ich bitt' schön, lassen Sie uns eine Weile allein . . . Ja doch, ich weiß, was Sie sagen wollen, ich will mich so wenig angreifen und aufregen als möglich; aber ich hab' ihr so viel zu erzählen. O, nur ein Viertelstündchen, meine liebe, gute Mutter! Lassen Sie mir heute wieder einmal meinen Willen, wie Sie es sonst gethan, und morgen bin ich für immer Ihr gehorsames, stilles, krankes Kind. Bitte, Mutterl!"

„Ferdinand," schluchzte die gutmüthige Alte, während sie zur Thür trippelte, „Du weißt ja, wenn Du so mit mir sprichst, so machst Du aus mir, was Du willst. Aber hörst Du, nur ein Viertelstunde!?"

Eine tiefe, lange Pause, nachdem sie das Zimmer verlassen hatte.

Renata saß noch immer, das Antlitz herabgesenkt; durch ihre krampfhaft verschränkten Finger träufelten die hellen, heißen Thränen.

Endlich, mit mühsamer Fassung, in zwangvollem Laute, begann der Kranke:

„Dieser unglückselige Zufall hat dem hellsten Traumgesicht ein Ende gemacht, das jemals eines Mannes trunkenes Auge umgaukelte. Nicht drei kurze Monate sind es, daß ich Sie liebte, meine Renata, mit der reinsten, begeistertsten Liebe, die das Weib erwecken und fordern kann. Und auch Sie, . . . ja, obgleich ich Sie niemals fragte, darf ich es dennoch jetzt eingestehen, ich wußte es nur zu wohl, . . . auch Sie . . . Warum Worte verschwenden? Unsere Herzen hatten gesprochen. Und eben so wußte ich, daß, gleich uns, auch unsere guten Eltern sich verständigt haben würden. Vor uns lag eine Zukunft,

— nein, ein ganzer Himmel . . . O Renata, Renata, wie tief war der Sturz vom Gipfel aller Hoffnungen in den Abgrund der Verzweiflung!"

„Warum keine Hoffnung? Du wirst genesen, mein Freund, Du wirst wieder glücklich sein. Oder," setzte sie nach einem kurzen Schweigen leiser hinzu, „oder liebst Du mich nicht mehr?"

„Sehen Sie mich an, Renata, wagen Sie es, erdulden Sie es! Der Leichnam im Schragen ist nicht mehr oder minder todt als ich. Wohin schwand die Kraft des Mannes, sich seinen Weg zu bahnen, einen Weg der Ehre und des Ruhmes? Wo blieb die Fähigkeit, ach! nur mich selbst zu beschützen? Nein, o nein! Mein Platz ist nicht mehr unter den Lebenden. Wer wird sich dem entstellten Krüppel freundlich gesellen wollen, wer seine Demüthigungen mit ihm, für ihn extragen? Nein und tausendmal nein! Es wäre Grausamkeit, Sie noch an mich zu fesseln, das Leben an den Tod!"

„Ich will Sie nicht mehr hören," unterbrach Renata, vor sich hinstarrend, seinen leidenschaftlichen Ausbruch. „Müßte ich nicht annehmen, daß Schmerz und Krankheit Ihren Geist verdüstert haben, so wären Ihre Worte Frevel an Gott, an Ihnen, an mir. Sie sagten, daß Sie auch ohne mein Geständniß wußten, ich liebe Sie, da Sie noch gesund und heiter und glücklich waren. Wohlan denn, jetzt gebe ich Ihnen dies Geständniß. Ja, Ferdinand, ich liebe Dich, liebe Dich, wie Du jetzt vor mir liegst, noch gebeugt an Leib und Seele, und hundert Male inniger und tiefer als ehemals, da Du über Allen

standest in voller Blüthe Deiner Kraft und Deiner Schönheit!"

„Süßer Engel, ich glaube Dir. Dein Mund spricht, wie Dein Herz denkt, groß und zart und edel. Wie Du bist, kannst Du nicht anders denken, nicht anders reden. Aber es darf nicht sein. Ich darf Dein Geständniß und Dein Gelübde nicht annehmen, wie es der Augenblick Dir entreißt. Jetzt liebst Du mich, Du fühlst es, Du glaubst es. Aber weißt Du denn auch, mein armer Engel, was es heißt, ein ganzes Leben voll Sorge, Angst und Pflege, ein barmherziger Schwestern=Beruf, auf Deine junge Existenz geworfen, eine Gefängnißkette an Deine freie Hand und um Deinen leichten Fuß? Nein, Renata, Jugend und Siechthum, Schönheit und Gebrechlichkeit vereinigen sich nun und nimmer. Es läuft wider die Natur."

„Wider die Natur?" entgegnete Renata, ihren Muth und ihre Entschlossenheit steigernd. „Und warum wider die Natur? Was ist denn des Weibes Natur und Beruf? O, mein Freund, wie wenig kennst Du mich und mein Herz, wenn Du uns zu schrecken meinst durch den Zwang der Dienstbarkeit und der Pflege für den geliebten Mann! Nur Eines beantworte mir: Würdest Du, wenn mich ein harter Schlag der Vorsehung getroffen, härter noch meinetwegen als der Deinige, würdest Du aufhören, mich zu lieben? Schüttele das liebe, kranke Haupt nicht so heftig! Ich weiß, Du würdest nicht. Ist denn nun des Weibes Liebe und Treue so viel kleiner als die Eure? Pfui, Ferdinand, erröthe doch, daß Du mich zwingst, mich also aufzudringen! Kein Wort mehr darüber!"

„Wohlan! Dein Wille geschehe! Ich fühle, daß ich selbstsüchtig und niedrig handle; aber ich füge mich. Hoffnung auf Glück soll wiederum bei mir einkehren, ich will von Stund' an wieder aufleben. Aber nur unter einer Bedingung nehme ich Dein hochherziges Opfer an: durch ein Jahr lang erwähnen wir unseres Verhältnisses nicht. Du bist, . . . Sie sind frei, Renata, während dieses Jahres. Weihnachten ist nahe. Wenn Sie am heiligen Abend des nächsten Jahres nach einer langen, zwanglosen Prüfung wieder in diesem Zimmer erscheinen, so erscheine auch ich, meinen Schatz zu heben. Finde ich Sie nicht, so senden Sie mir kein Wort und keine Zeile. Ich errathe dann mein Schicksal. Ich sah Dich dann heute zum letzten Male!"

Erschöpft sank der Kranke in seine Polster zurück, welche die Hände Renata's ihm sorglich aufbetteten. Sie umschlang ihn dabei sanft und hauchte einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen. Darauf flüsterte sie: „Ihr Vertrag soll gelten, Sie lieber, mißtrauischer Diplomat! Aber verlassen Sie sich darauf, Ihr Christkindchen kommt zu Ihnen, noch ehe Sie es holen, wenn Sie nicht selbst, was mir viel glaublicher ist, noch vor dem heiligen Abend mit dem Rest Ihrer Schwäche und Ihres Leidens auch die lästige Bedingung unseres Glückes von sich schütteln. Und nun lassen Sie mich nach der Mutter schauen. Ich höre sie schon lange draußen auf dem Gange umherschleichen; ihr Hüsteln sagt mir, daß unsere Uhr zu spät geht!"

5.

Theuerste Renata! Darf ich denn noch, der alte Nachbar und Freund, Sie also begrüßen? Das Versprechen, welches ich Ihrem Vater beim Abschied von Rybnikberg leistete, Ihnen während unseres Probejahres nicht zu schreiben, verhinderte mich auch, Ihnen zu der glücklichen Wendung Ihrer äußeren Lebensverhältnisse meine theilnehmendsten Wünsche darzubringen. Die glänzende Stellung, in welche Sie durch ein spät anerkanntes Recht und nach einem verdienten Schicksalswechsel eingetreten sind, wird nur als eine Fassung Ihres edlen Wesens gelten und Werth haben.

Am heiligen Abend, vor vier Wochen gerade, war ich auf Rybnikberg in dem bekannten grünen Zimmer auf den Garten hinaus. Das Zimmer war dunkel, der Garten hell vom Schnee. Sie fand ich nicht. O, ich erwartete Sie auch nicht, ich ging nur meinetwegen. Glauben Sie ja nicht, ich wolle Ihnen Vorwürfe machen. Kann ich, darf ich es denn? Geschah doch nur, was da geschehen mußte, was ich selbst vorausgesehen und vorausgesagt. Wenn mir von dem alten Eckthurm eine bittere Stunde schlug, so lag die Schuld eben an mir, dem verwöhnten, verzärtelten Invaliden, den eine glückliche ferne Zeit verzogen hat. Gottes Segen über Sie, Renata, meine geliebte Renata! Zum letzten Male nenn' ich Sie so und Sie werden den Trost meinem Herzen nicht versagen, daß ich Sie so nennen darf. Wenn Sie

je im Leben einen Freund brauchen, einen Schutz — Doch ich vergesse, daß ich ihn ja nicht gewähren kann!

Ich habe im hiesigen Stifte meine Studien wieder aufgenommen. In den Büchern, die ich lange nicht angesehen, quillt mir ein reicher Born der Genesung. Oft, — daß ich es Ihnen nur bekenne, — wenn ich aus meiner kleinen, stillen Zelle auf die Donau herniederblicke, welche dicht unter meinen Fenstern hinbraust, kommt mir der Gedanke, die Gastfreiheit, welche ich hier genieße, umzuwandeln in ein gutes Recht; ich möchte der Welt Lebewohl sagen und in den heiligen Orden der ehrwürdigen Väter hier oben eintreten. Welche Hoffnung blüht mir drunten noch? Meine Blicke wenden sich gegen oben: dort sehe ich im Glauben einen Hafen der Ruhe, wo keine Stürme und Schiffbrüche mehr drohen, einen Kreis der Seligen, unter denen es nur reine und starke Geister giebt, keine verstümmelten und gebrechlichen Körper.

Ich darf nicht schließen, ohne Ihnen gemeldet zu haben, daß es mir besser geht, viel besser. Obwohl mein Aussehen noch sehr schlecht und entstellt ist, auch wohl immerdar so bleiben wird, so leide ich doch weniger. Nicht wahr, es freut Sie doch, das zu hören? Ich schäme mich, daß ich Kleingläubiger daran einen Augenblick zweifeln konnte.

Leben Sie wohl, theuerste Renata, und erinnern Sie sich ohne Schmerz und Zwang zuweilen an

Ihren
treu-eigenen
Ferdinand.

Mölk an der Donau,
24. Jänner.

6.

„Gnädigstes Fräulein! Das Glück scheint in Beziehung auf Sie von seiner alten Blindheit endlich geheilt zu sein. Ich hörte von dem nicht gewöhnlichen Vermögen, welches durch den Tod Ihrer Frau Großtante auf Sie gefallen ist und von der völligen Rückkehr Ihres Herrn Vaters in seine glänzende, ehrenvolle Stellung. Wenn Sie dies Alles glücklicher macht, so freue auch ich mich herzinnigst darüber.

Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen gestehen soll, daß eigentlich ein Anliegen zunächst mir den Muth gab, durch diese Zeilen gewiß unwillkommene Erinnerungen in Ihnen zu erneuern. Lassen Sie es mich offen und kurz aussprechen und erkennen Sie in diesem Vertrauen, das widerstrebend selbst zu Ihnen flüchtet, einen Beweis der fortdauernden, treuen Verehrung, die ich Ihrem Andenken widme.

Obgleich Sie lange Zeit nicht in Prag und dessen Nachbarschaft verweilten, werden Sie doch von dem vor beiläufig anderthalb Jahren erfolgten Bankerott meines unglücklichen Vaters unstreitig durch das Gerücht unterrichtet sein. Sie und der General Rybnik ahnen aber gewiß nicht, daß eine gelegentliche, gewiß nur im Scherze hingeworfene Bemerkung des Letzteren den ersten Anstoß zu dem schrecklichen Falle gegeben haben soll. Er äußerte nämlich einmal in einem Salon der Wiener Finanzaristokratie, daß er nichts gegen die Solidität des Hauses

Lobau in Prag einzuwenden habe, sich aber doch verwundere, wie dessen Chef um die elende Summe von zwanzigtausend Gulden in Todesangst habe gerathen können. Dieses Wort, von feindlichen Zungen wiederholt, ausgebreitet, vergrößert, veranlaßte einen unerwartet heftigen Andrang auf meines Vaters Geschäft, dem es nicht widerstand. Gott Lob und Dank ging er als ein Ehrenmann aus der Katastrophe hervor. Der Verkauf seiner Güter setzte ihn in den Stand, allen Ansprüchen zu genügen, die an ihn gestellt wurden, und er zog sich ruinirt, aber unbescholten zurück. Der arme alte Mann überlebte seinen Sturz nicht lange. Sein Tod riß mich aus meiner Einsamkeit heraus, indem er mir neue Pflichten in der Welt gab. Mein Gelübde war zum Glück noch nicht abgelegt; ich kehrte also zu meiner guten Mutter zurück, welcher nun meine nächsten und heiligsten Sorgen galten. Nach einer umständlichen Prüfung der Angelegenheiten meines seligen Vaters raffte ich zuletzt noch ein kleines Vermögen aus den Trümmern zusammen, das wohl hinreicht, die wenigen Tage meiner Mutter vor Mangel zu schützen, wenn es ihr auch den gewohnten Ueberfluß von ehedem nicht gewährt. Ich ließ ihr natürlich alles, was aufgebracht werden konnte. Für mich bedarf ich nichts mehr. Der Himmel sorgt seit jenem Unglückstage sichtlich für mich, wie für ein unmündiges, hilfsbedürftiges Kind. Mein guter Stern führte mich in ein großes, vornehmes Haus und gab mir in der Erziehung von dessen heranwachsender Familie eine tröstliche Beschäftigung und hinreichenden Unterhalt. Aus einem vielleicht thörichten, aber gewiß verzeihlichen Stolze

habe ich einen anderen Namen angenommen, als den meines Vaters, nicht weil ich mich seiner traurigen Bekanntheit schämte, sondern weil ich mit ihm alle Erinnerung an unwiderruflich Vergangenes von mir thun wollte. So bin ich für meine Welt von sonst todt, todt auch für meine arme Mutter, wiefern ich sie nicht besuchen, nicht für sie sorgen kann. Für sie, mein gnädiges Fräulein, nehme ich Ihre gütige Theilnahme in Anspruch. Sie können mich nicht so grausam mißverstehen, die gute, alte Frau durch ein Almosen demüthigen und verletzen zu wollen; nur Ihr Herz sollen Sie ihr dann und wann offen halten, wenn sie aus ihrem gegenwärtigen Elend in eine glückliche Vergangenheit flüchten will. Sie wohnt in Stadt Steier, also ganz nahe bei der Herrschaft, welche Ihr Herr Vater kürzlich angekauft hat. Erlauben Sie, daß sie Sie nur zuweilen aufsucht, wenn Sie Ihren Sommer-Aufenthalt dortselbst nehmen. Sie hat Sie immer geliebt; mit hoher Freude begleitete sie Sie auf allen Ihren Wegen, und nur die Briefe waren heiter, in denen sie mir von Ihnen erzählte. Seien Sie gut und milde mit der alten Frau, ich bitte, ich beschwöre Sie darum, und ich weiß, nicht vergebens thue ich das. Ihr Herz ist meine Bürgschaft. Obgleich Sie reich und vornehm und glücklich sind, wissen Sie doch, wie wohl es den Gefallenen thut, wenn Die, mit welchen sie früher gleich standen, nur ein wenig freundlich mit ihnen bleiben.

Von mir brauche ich Ihnen keine weitere Kunde hinzuzufügen. Ich bin äußerlich auf fast wunderbare Weise hergestellt, aber ein tief-inneres Gefühl versichert

mir, daß ein gnädiges Ende meiner irdischen Leiden nahe bevorsteht.

Verzeihen Sie endlich, daß dies Schreiben ohne Angabe meines neuen Namens und meines jetzigen Wohnorts Sie aufsucht. Auch meine Mutter kennt beide nicht. Ich will die Ruhe Derer, welche ich liebte, nicht stören, indem ich wie ein abgeschiedener Geist vor sie trete und an ihnen vorüberwandere.

Sei Ihr Leben lang und leuchtend und glücklich: das ist mein tägliches und nächtliches Gebet!

Ferdinand Lobau."

7.

Die zwei eingeschalteten Briefe haben die freundlichen Leser rascher, als es eine Erzählung vermocht hätte, weiter geführt im Laufe der Begebenheiten: sie kennen sowohl den glücklichen Erfolg in Oberst Rybnik's Bestrebungen, als die plötzliche Unglückswendung im Schicksale des gutmüthigen, armen Banquiers. Schon einige Wochen nach der Trennung Ferdinand's und Renata's ward Rybnik durch die Nachricht von dem vollständigsten Siege in seinem Rechtsstreit überrascht. Kurze Zeit darauf empfing er von seinen Anverwandten, welche, so lange er gedrückt und bei Seite geschoben war, in rührender Einigkeit ihn zu vernachlässigen und zu verletzen beflissen gewesen, eben so rührende Beweise allgemeinster Theilnahme und herzlichster Versöhnlichkeit. Sein Loos hatte in der großen Kaiserstadt einiges Aufsehen erregt; ein

biederer, würdiger Erzherzog sprach sogar an der Hoftafel mit großer Genugthuung von der endlichen Anerkennung seiner Rechte. Nun besann sich auf einmal die alte Tante des Obersten, daß sie noch eine Großnichte besitze, von der sie ab und zu an ihren Namenstagen erfreuliche Zuschriften erhalten habe. Sie wunderte sich, wie sie doch nicht schon längst auf den Gedanken gefallen sei, ihre Einsamkeit durch Berufung des lieben Kindes zu erheitern. Eine dringende Einladung ging nach Rybnikberg unverzüglich ab. Der Oberst lächelte voll heimlicher Bitterkeit zu diesem wie zu allen Zeugnissen eines auf einmal wiederhergestellten guten Vernehmens zwischen ihm und seiner Familie. Er war ein viel zu feiner und zu hart geprüfter Menschenkenner, als daß er sich hätte täuschen und fangen lassen durch diese plötzliche Umkehr, die er nur allzurichtig auf ihren wahren Beweggrund zurückzuführen wußte. Auch hatte er seinerseits und für sich lange abgeschlossen mit der Welt. Nicht so für seine Tochter. Ihr wollte er um so mehr alle Vortheile und Vergnügungen einer sogenannten Stellung in der Gesellschaft zuwenden, als er dieselbe ehemals nur ungern und gezwungen aufgab. Dazu kam, daß ihre Entfernung von Rybnikberg und von Prag sie mit einem Male aus Verbindungen und Zukunftsplänen emporhob, welche er, auch ohne sein Zerwürfniß mit Lobau's und ohne seinen gewonnenen Rechtshandel, als ihrer Geburt und ihrer Persönlichkeit gleich unwürdig betrachtete. So wurde denn beschlossen, Renata solle der Einladung der Großtante nach Wien folgen, während ihr Vater auf seinem Gute zurückblieb, beschäftigt, die durch Entschädigung und

Rechtsanspruch ihm zugefallenen, nicht unansehnlichen Summen zur Ordnung seiner Verhältnisse und zur Besserung des Familienstammsitzes anzuwenden.

Die kleine Genugthuung konnte sich der Oberst nicht versagen, daß er Renaten bei ihrem Abschiedsbesuche zu Lobau's begleitete. Ferdinand war schon fort, unmittelbar nach seinem Uebereinkommen mit Renaten abgereist, nachdem er ihrem Vater auf Ehrenwort ein unverbrüchliches Schweigen während des Probejahres, so schriftlich als mündlich, gelobt hatte. Renata verabschiedete sich unter heißen Thränen von der künftigen Schwiegermama, wie sie sie schon jetzt nannte. Zu gleicher Zeit führte der Oberst den Banquier wiederum in das kleine Comptoir unten im Hause und legte ihm mit schlecht erkünstelter Gleichgiltigkeit ein Paquet Wechsel, im Betrage von zwanzigtausend Gulden, vor, angeblich, um eines Sachverständigen Rath über deren sichere Anlage einzuholen.

Gerade ein Vierteljahr nach ihrem Abschiede von Ferdinand fuhr Renata durch die Tabor-Linie und die Leopoldstadt hindurch, in die schöne Kaiserstadt ein, welche sie zum ersten Male betrat. Es war Wiens größte Epoche: Fasching, Bälle, Theater, bald darauf große Praterfahrten und Frühlings-Rennen. Dies, und daß Renata in dem unglaublichen Alter von achtzehn Jahren auf diese Bühne trat, erklärt alles, was nicht weitläufig erzählt zu werden braucht: daß sie nämlich in den ersten acht Tagen ein ungeheures Heimweh empfand, ganz betäubt und niedergeschmettert war von allen lärmenden und blendenden Eindrücken, und allabendlich einen langen, zärtlichen Brief an „ihren" Ferdinand nicht schrieb, sondern

blos auf ihrem Kopfkissen träumte; daß sie in den nächsten vier Wochen schon recht unbefangen an der Seite der Großtante in den Salon, in die Loge, in den Wagen trat, alle auf sie gerichteten Blicke — und deren waren viele, wurden täglich mehr und bald zu viel — mit heroischem Gleichmuthe aushaltend. Sie dachte noch bei jedem jungen Manne an Ferdinand, aber „mein Ferdinand“ dachte sie nicht mehr so oft. Als das Frühjahr vollends erschienen war, bezog sie mit der Großtante ein reizendes Landhaus in Baden. Der Sommer führte sie nach Ischl und Gastein, der Herbst nach Mailand, Venedig, Triest, der Winter nicht nach Rybnikberg, sondern nach Wien zurück. Ferdinand hieß in ihren Selbstgesprächen jetzt schon Lobau. Kurz vor dem bestimmten Christabend erschien der Vater bei ihr in Wien. Er wunderte sich im Stillen und lächelte wiederum vor sich hin, der Menschenkenner, als er beinahe noch weniger, wie er erwartet hatte, zu überreden fand, um sie von der romantischen Grille abzuhalten, bei dem bedungenen Wiedersehen zugegen zu sein. „An eine Heirath kannst Du doch im Ernste nicht mehr denken,“ meinte er, und sie senkte schweigend das Haupt.

Ferdinands erster Brief fiel wie ein Blitzstrahl in ihr neues Leben. Sie empfing ihn am Morgen nach einem glänzenden Carnevalsballe. Stundenlang weinte sie auf das stumme Blatt, ihren beredten Ankläger; sie wollte ihm morgen, nein, heute gleich wollte sie antworten, ihre Schwüre erneuern, seine Vergebung anflehen, umkehren von ihrem „abscheulichen“ Irrwege; da läutete es auf dem Gange, Besuche kamen, unabweisbare, hernach

Einladungen und Zerstreuungen, deren sie in solcher Stimmung doch bedurfte, und — sie schrieb nicht. Heute nicht, morgen nicht, die nächste Woche nicht, einen ganzen Monat nicht. Später war es denn ganz und gar unmöglich; so schwieg sie. Ferdinand grollte ihr darüber nicht. Seine feste Ueberzeugung war es gewesen, was er ihr auf seinem Schmerzenslager damals gesagt, und wehmuthsvoll sah er sie in Erfüllung gehen, alle die trüben Ahnungen eines langen, langen Jahres. Der Zauber seiner Nähe und die begeisternde Kraft des Augenblicks waren längst geschwunden, nach und nach mit den ehemaligen Umgebungen auch die Erinnerung an die schöne Kindheit, und nun wurde es ihr klar, daß er, der Entstellte und Verkrüppelte, der Aussichtslose und Gescheiterte, mit ihr, dem jungen, schönen Mädchen, der umschwärmten Erbin, nichts mehr gemein haben konnte. Ferdinand folgte Renaten Schritt vor Schritt; er sah ihr tief in das Herz, worin sein Bild täglich mehr erbleichte, indessen im Gegentheil in seiner vereinsamten und verschlossenen Brust Renata immer strahlender aufging.

Im Laufe des nächsten Jahres hatte die Tante des Obersten den vortrefflichen Einfall, zu sterben. Ihr sehr beträchtliches Vermögen vererbte sie auf den Obersten. Dieser konnte nun auch nicht länger auf Rybnikberg sitzen bleiben; seine Vaterpflicht rief ihn nach Wien. Dort angekommen und mit Auszeichnung empfangen, vermochte er bei aller Charakterfestigkeit doch den Lockungen und Bestechungen der alten Welt nicht lange zu widerstehen. Er ließ sich seine Reactivirung gefallen, welcher das

Generalspatent binnen Kurzem folgte. Bedeutende Ankäufe und erneuerte Verbindungen mit den besten und mächtigsten Häusern malten sogar auf den hellen Hintergrund seiner Zukunft, oder wie er es lieber nannte, der Zukunft seiner Tochter, die schimmernde Grafenkrone. Es kommt alles in dieser Welt darauf an, wie verschieden man das ansieht oder Andern und sich darstellt, was oft eines und dasselbe ist; so faßte Rybnik, welcher jahrelang mit der Gesellschaft gegrollt hatte, seinen neuen Sieg in derselben am leichtesten als Rache an ihr auf.

Renaten fand der Vater verändert, fast verwandelt wieder. Sie stand auf dem Gipfel ihrer Schönheit und ihrer Macht. Alle inneren und äußerlichen Fähigkeiten, welche in ländlicher und bescheidener Umgebung nur keimten, waren in dem großen Treibhaus wunderbar rasch und hoch emporgeblüht. So schwärmte um die Blume denn auch jene ganze Schaar von Drohnen und Schmetterlingen, die ihr nothwendiges Attribut scheint. Den kühnsten und, wenn ein Gerücht Glauben verdiente, den glücklichsten Flug von ihnen wagte ein Ungar, Graf Emmerich, welcher für einige Saisons in ganz Wien der Löwe, der König der Menagerie war. Wer weiß nicht, was das heißt und was dazu gehört? Ein Bischen Mutterwitz, ein Paar Manieren, zwei bis drei Duelle, vier bis sechs Pferde, so viel als möglich Einkünfte und in deren Ermangelung mit Verstand gemachte, kühn vertheidigte Schulden, einige Liebschaften von mehr oder minder zweideutiger Gattung, einige Reisen, und der moderne Held ist fertig. Das neunzehnte Jahrhundert schnitzt seine Helden aus anderem Holze, als das achtzehnte.

Nicht glatt und galant ist das Losungswort heut zu Tage, sondern steif und eckig; statt gepuderter Richelieus sind ungeschorene Halbwilde die Modelle des Salons; die Artigkeit, die Schmeichelei, das süße Geschwätz sind aus der Mode gekommen, selbst den Frauen gegenüber, und an ihrer Stelle herrscht ein gewisser Trotz, eine halbe Rohheit, eine verächtliche Kälte, welche sich gern für männliche Kraft geben möchten und nicht selten auch dafür hingenommen werden. Gefürchtet zu sein, vielleicht gehaßt, ist ein Weg zur Liebe. So fürchteten sich die Damen alle vor dem Grafen Emmerich; das kaustische Lächeln, welches oft um seine schmalen Lippen irrte, der müde, gleichgiltige Blick aus tiefliegenden Augen, ein nervöses Zucken in der hohen Stirn und durch die scharfen Gesichtszüge übten eine Art von unheimlichem Zauber, namentlich über die jüngeren. Sonderbare Geschichten schlichen über ihn umher, einer dunklen Leidenschaftlichkeit voll. Seine harten, hochfahrenden Worte, sein absprechendes Urtheil, seine schroffe Unabhängigkeit machten ihm unter den Männern viele Feinde und unter den Frauen eben so viele zaghafte Bewunderer. So war Emmerich auch Renaten geschildert worden, und ihr Herz pochte gewaltig, da er sich ihr auf einem Balle vorstellen ließ und sie zum Walzer aufforderte. Es war ein Hofball; Emmerich erschien daher in seiner prächtigen ungarischen Nationaltracht. Ein Gewicht mehr in seine Wagschale und ein heimlich-schauervoller Reiz: er mahnte an Ferdinand. Lobau war ohne Widerrede schöner, jünger, einnehmender; sein offenes Gesicht flößte eben so viel Zutrauen ein, als des Ungarn stolzer, hochgetragener Kopf

und sein düsteres Aussehen eine gewisse Befangenheit. Um so tiefer ging der schmeichelhafte und überraschende Eindruck, da der Löwe an Renatens Seite auf einmal zahm und fromm zu werden schien. Sie hatte sich vor ihm gescheut, und nun war er demüthiger, bescheidener, unterwürfiger gegen sie, als die Mehrzahl der übrigen männlichen Jugend. Er verfehlte damit um so weniger seine Absicht, als er Renaten an ihrer schwächsten Seite, der Eitelkeit, faßte. Durch einige Wochen trieb er sein Spiel, begünstigt von der Tante, welche die Schwärmerei für das Magyarenthum theilte, und hatte dadurch so ziemlich alle seine Nebenbuhler, wenn nicht entfernt, doch in den Schatten gedrängt. Als hierauf der Oberst von Rybnik nach Wien und zu seiner Tochter kam, trat Emmerich mit seinen Absichten entschiedener hervor. Mit dem alten Soldaten- und Vaterblicke schnell orientirt in dem neuen Lebenskreise, faßte der Oberst auch den hervorstechendsten Bewerber um seine Tochter bald richtig auf. Die Partie stand in jeglicher Hinsicht annehmbar: Graf Emmerich war von gutem Hause, reich, berufen, eine politische Rolle in seinem Vaterlande zu spielen, oder für eine ungewöhnliche Laufbahn am Kaiserhofe bestimmt. Rybnik wußte auch nach näherer Erkundigung nichts einzuwenden und gab leise Winke an beide Theile. Nun drängte der Bewerber von einer Seite, der Vater von der andern auf Renaten. Sie wußte sich selbst keines Rathes und gegen Jene keine Ausrede. Prüfte sie ihr Herz, so fand sie wohl keine Liebe für Emmerich darin, aber auch keine Abneigung wider ihn. Ihre Empfindung für Ferdinand, lange zerstreut und verweht, hatte den

Schmetterlingsstaub und die erste Blüthe des jungfräulichen Gemüths mit sich fortgeführt. Sie ward irre an sich. Emmerich gefiel ihr, er unterhielt, er beschäftigte sie, seine stürmisch fordernde Liebe schien ihr ein Leben voll Genuß zu verheißen. Seine Schwüre fanden Glauben, seine Bitten Gehör, beinahe schon Erwiderung, eine Erklärung war nahe, ganz nahe.

Da ereilte sie Ferdinands zweiter Brief, gerade als sie im Begriff war, mit ihrem Vater von Wien aufzubrechen und einer Einladung von Emmerichs Familie auf deren Besitzungen in Nieder-Ungarn zu folgen. O, wie weckte, wie zerriß dieser Brief ihr Herz! Ferdinand in Noth, in einer abhängigen, unwürdigen, niederen Stellung, um sein tägliches Brot arbeitend, und sie im Ueberflusse schwimmend, vom Besitz erdrückt, durch Genuß ermüdet! Sie schwankte unter hundert gleich unausführbaren Vorsätzen umher: ihm wollte sie auf irgend einem geheimen Wege eine ganze Goldquelle zuleiten, aber sie kannte ja seinen falschen Namen, seinen jetzigen Schlupfwinkel nicht einmal; seine Mutter sollte zu ihr kommen, oder nein, besser noch, sie eilte zu ihr, und beide vereint suchten den theuren Flüchtling ... In alle diese frommen Wünsche und goldenen Träume scholl ihres Vaters eherne Stimme: „Kind, Deine Koffer sind gepackt, und morgen früh reisen wir!" Es war eine Nothwendigkeit, und sie gehorchte ihr, am Ende froh, daß jemand Anderes über sie bestimmte und sie auf diese Weise nicht nur der Qualen langer Unschlüssigkeit enthob, sondern auch ihrem Gewissen eine hinreichende Entschuldigung darbot!

Ferdinands Brief auf dem Herzen, bestieg sie das

Dampfboot, welches Donau-abwärts fuhr. Es war eine unerquickliche Reise. Sein Bild, das trübe, schmerzliche, auf's Neue unabweisbar heraufbeschworen, begleitete sie auf jedem Schritte. Vergleichungen zwischen ehemals und jetzt, zwischen dem einst Geliebten und dem bald Verlobten, drängten sich auf, welche nicht immer zu Gunsten der Gegenwart entschieden. Sie seufzte aus tiefer Brust, als die Ofener Berge und die Thürme von Pest auftauchten. Noch ein gutes Stück Weges entfernt lag Emmerichs Schloß; es gab schlechte Straßen bis dahin, links und rechts die unabsehbaren Strecken der Pußte, schmutzige Hütten und arme Dörfer, finster drein schauende Roßhirten, bettelnde Zigeuner mit der Geige, fremde Zungen und Trachten — eine neue, unheimliche Welt, in die Renata mit schüchternem Bangen eintrat.

8.

Der düstere Geist, welcher über Renaten gekommen war, entwich nicht bei allem feierlichen Gepränge, womit sie auf Emmerichs Herrschaft sich empfangen sah. Augenscheinlich bereitete sich ein großes Familienfest vor, die Feier eines glücklichen Ereignisses, wozu alle Verwandten des Grafen, seine verwittwete Mutter, seine verheirathete Schwester mit Gemahl und Kindern, eine Schaar von weitläufigen Vettern, Nachbarn und Freunden zusammengeströmt waren. Die ausgedehnte ungarische Gastfreiheit machte aus dem großen Schloß eine Herberge und füllte

die weiten, alterthümlichen Räume mit buntestem Leben an. Renata, schon auf der äußersten Grenze der Emmerich'schen Besitzungen gleich einer Fürstin mit Glocken und Böllern bewillkommnet, trat an des Grafen Arm, welcher ihr eine gute Strecke weit entgegengeritten kam, in den Kreis, welcher ihrer, als des ersehnten Mittelpunktes, nur harrte, um sich in immer engeren Umstrickungen um sie zu schlingen. Ihr ward bang; sie ahnte die Absicht des ganzen veranstalteten Spieles und versuchte mit zusammengeraffter Kraft sich loszuwinden, um nicht unauflöslich gefesselt zu werden. Es blieb ihr jedoch keine Zeit, um zur Besinnung und zu einem Entschlusse zu kommen. Die alte Gräfin überhäufte sie mit Artigkeiten, die schon das Gepräge einer mütterlichen Zärtlichkeit deutlich genug an sich trugen; Emmerichs Schwester, eine muntere Frau mit ungarischem Blute und Feuer, drängte sich sammt den anderen Damen um sie herum; bei Tische war sie belagert von einer doppelten und dreifachen Reihe galanter Ritter, und die wenigen freien, einsamen Stunden, die sie vielleicht noch gerettet hätte, ließ der sorgsame Vater sie nicht aus seiner Ueberwachung, welcher, ohne von Ferdinands Briefe Kunde zu haben, aus dem veränderten Wesen seiner Tochter ziemlich richtig auf ihren Seelenzustand und dessen mögliche Veranlassung schloß. Graf Emmerich hatte seine alte Stellung wieder eingenommen, eine gut berechnete Schußweite.

Acht Tage nach ihrer Ankunft war ein maskirter Ball angesetzt. Natürlich rannten sich die Kammerjungfern und Schneiderinnen fast über den Haufen, um nur

mit dem Allernothwendigsten nicht zu spät zu kommen. Zwischen dem kleinen Städtchen in der Nachbarschaft und dem Schloß bestand ein förmlicher Courier- und Depeschenwechsel; alle Band-, Spitzen-, Stickerei- und Draperievorräthe waren aufgekauft und sogar die Rumpelkammer gestürzt worden, um historische Costümes aus dem Staube der Truhen und Schränke herauszuklauben. Renata sollte mit Emmerichs Schwester und zwei bildhübschen Cousinen in einer Rococo-Quadrille auftreten. Andere Paare verabredeten einen Zigeuneraufzug mit ächter Nationalmusik. Auch die Türkei und ihr Gegenstück, Spanien, fehlte nicht in der malerischen Völkerwanderung. Renata's Name im Brillantfeuer, magische Gartenbeleuchtung und Fackelzug der sämmtlichen Unterthanenschaft verherrlichten das Festprogramm, dessen geheimster Artikel: Feierliche Verlobung, von Allen als öffentliches Geheimniß behandelt wurde. Hauptfestordner war Emmerichs Schwager, welcher in seinem schwierigen Geschäfte von dem Erzieher seiner Kinder, einem lebendigen Conversations-Lexikon voll geschichtlicher Kenntnisse und geschmackvoller Apropos, sich unterstützen ließ. Auf seine Angabe war der ganze erste Stock des Schlosses, mit einem sehr geräumigen Balcon, in einen Garten verwandelt worden, worin Morgenland und Abendland, französische, holländische und englische Blumen- und Baumzucht, chinesische und bengalische Beleuchtung ihre Märchen und Wunder verherrlichten.

Als Renata nach früh aufgehobener Tafel auf ihr Zimmer zur Toilette sich zurückzog und die buntseidenen Gewänder, die gepuderte Perrücke, die Schuhe mit rothen

Absätzen vor sich ausgebreitet sah, brach sie plötzlich in ein krampfhaftes Weinen aus. Ihr Herz war zum Zerspringen voll und schwer; sie fühlte nicht einen Brautkranz über ihrem Haupte knistern, sondern eine Todtenkrone. Dunkle Ahnungen und noch dunklere Erinnerungen überschwemmten sie. Sie gedachte an ein fernes, ähnliches und doch so verschiedenes Fest, an Ferdinands Worte: „Ich möchte Sie einmal maskirt sehen," und an die Erwiderung: „Die Maske würde Ihnen nur mein Gesicht, nicht mein Herz verstecken." Sie schluchzte laut auf, und die Jungfer mußte sie beinahe mit Gewalt aus dem Fenster wegziehen, wo sie lehnte, hinausstarrend in den friedlichen Sommerabend. Schaudernd fuhr sie vor dem großen Spiegel zurück, welcher ihr ein trübes Bild zeigte statt ihres eigenen. Wenn Er, wenn Ferdinand, — — Nicht doch! Wo war Ferdinand in dem Augenblicke?

Im Salon verlangte man stürmisch nach Renaten. Die Geigen ächzten schon unter den Händen der stimmenden Musikanten. Lichter und Lampen brannten, fremde Prachtgewächse hauchten ihren betäubend heißen Athem durch die in Haine und Beete verwandelten Zimmer, phantastische Gestalten glitten wie Schatten über den Boden dahin, durch die Larve mit funkelnden Blicken einander messend und glühende Worte lispelnd in das Gelispel der Bäume. Endlich kam sogar Emmerich selbst herab, um an die verriegelte Thür des Allerheiligsten zu pochen. Die Jungfer öffnete, ohne ihrer Herrin Befehl abzuwarten, welche eben die letzte Mouche auf ihr ohne Maske bleibendes Antlitz drückte. Der Graf rauschte

herein in seinem seidenen Hofkleide, oder nein, er blieb auf der Schwelle stehen, wie gebannt, und beugte, ohne eine Sylbe zu sagen, das Knie zur Erde.

Emmerich führte Renaten hinauf. Bei ihrem Eintritt in den Saal schmetterten auf seinen Wink Pauken und Trompeten einen Königsgruß, durch welchen, noch schmeichelhafter und noch süßer dem Ohre, das allgemeine Geflüster der Bewunderung drang. Die Quadrille begann und schloß. Renata wehte sich Kühlung zu mit dem Fächer. Ihr Tänzer, glühender noch als sie, erhitzt von der Tafel, vom Wein, von Liebe, wenn es Liebe war, was er empfand, führte sie hinaus auf den Balcon. Die frische Abendluft that ihr wohl. Eben krachte im Gebüsch der Signalschuß zum Feuerwerk, und eine Rakete zischte brennend auf. „Welche Nacht," rief Emmerich aus, „o, welche Nacht! Auf, Renata, hinaus und hinunter! Sie folgen uns, meine Damen und Herren; eine Polonaise durch den Garten, damit wir das Feuerwerk in der Nähe genießen! Musik voraus und Fackeln!"

Der Zug, im Garten angelangt, zerstreute sich bald. Das nächste Paar hinter Emmerich und Renaten war sein Schwager mit Einer der Cousinen. Sie wußten, wie Alle, nur zu wohl, was es galt, und lenkten discret und unvermerkt in einen Seitenweg ein. Renata bemerkte nach wenig Minuten, daß sie so gut wie allein mit Emmerich wandelte. Erschreckt wollte sie zurück, aber wie eine eiserne Klammer hielt er ihren Arm fest. „Warum fliehen?" So sprach er nah und dringend in ihr entsetztes Ohr. „Warum fliehen, und warum zaudern? Renata, wie lange wollen Sie mich werben und harren

lassen? Ein Wort von Ihnen, nur ein Neigen dieses göttlichen Hauptes, dessen Schönheit mich zum Wahnsinn treiben wird, nur ein Druck dieser Hand, der mir sagt: Sie sind mein!"

„Graf Emmerich," versetzte Renata athemlos, um durch einen Scherz zu entschlüpfen: „Sie vergessen unser Costüme ganz; redeten die Chevaliers des vierzehnten Ludwig so zu ihren Marquisen?"

„Spott, wo ich anbete; Eis, wo ich glühe! Renata, spannen Sie die Sehne nicht zu straff! Sie wissen, daß ich Sie liebe; soll ich ewig unerhört bleiben?"

„Emmerich, dies ist nicht die Sprache, die Ihnen ziemt und mir. Wir sind allein, so gut wie allein. Ich bin in Ihrer Gewalt. Ehren Sie wenigstens das Gastrecht, wenn Sie das Recht des Weibes verletzen wollen."

„Nein, Du entschlüpfst mir nicht," knirschte außer sich und voll Gluth der Ungar, in dem das wilde Temperament die Oberhand gewann. „Du sollst nicht, sollst mir nicht entschlüpfen . . ."

„Ich soll nicht? Welch' ein Wort!"

„O verzeihe, Engel des Himmels, Du willst nicht," sagte er, ihre beiden Hände ergreifend, „sprich es aus, daß Du nicht entfliehen willst, daß Du mein bist!"

„Meinen Arm lassen Sie los, Herr Graf," flehte mit erhobener Stimme das geängstete Mädchen, „weg mit diesen Händen! Ein Ruf von mir, und dieser Auftritt hat Zeugen!"

„Mag alle Welt sehen, wie ich vor Dir kniee, Dich umschlinge, Dich festhalte!"

„O Gott, mein Vater! Graf Emmerich, ich beschwöre

Sie, lassen Sie los! Sie würden nicht so handeln, wäre mein Vater hier, hätte ich einen Freund, mich zu schützen."

„Da ist Einer," scholl eine dritte Stimme plötzlich zwischen Beiden, und ein Mann stand neben ihnen, wie aus dem Boden gewachsen oder vom Himmel gefallen. „Ein Freund, um auf Leben und Tod Sie vor jeder Beleidigung zu schützen!"

„Herr Roß, wenn ich nicht irre? Welche Unverschämtheit?"

„Ich geb's zurück, Herr Graf! Unverschämt nenne ich Denjenigen, welcher es wagt, eine Dame, die ohne Schutz ist, durch Zudringlichkeiten zu quälen."

„Sie vergessen, daß man ungehorsame Bediente mit der Peitsche zum Hause hinausweist!"

„Ihr Bedienter — ich?!"

„Wahrhaftig, vielleicht irr' ich mich; ich hielt Sie für den Hofmeister meiner Neffen, vielleicht sind Sie irgend ein fahrender Ritter, ein Prinz incognito?"

„Ferdinand, antworten Sie ihm nicht," stöhnte Renata. „Halten Sie an sich, um meinetwillen, ich suche Hülfe."

„So steht es hier?" zischte der Graf wüthend. „Alte Bekanntschaft, wie ich merke. Kein Schritt von der Stelle, Fräulein. Und Du, Bursche, dort hinaus!"

„Herr Graf," unterbrach ihn Lobau, in seinen aufgehobenen Arm fallend, „zum letzte Male: geben Sie den Weg dieser Dame frei. Was wir Männer unter uns abzumachen haben, findet sich."

Ein lautes Gelächter antwortete ihm und ein Schlag in's Gesicht. „Dies für Dich, toller Krüppel!"

Ferdinand taumelte zurück, raffte sich auf, stürzte in das Gebüsch, woraus er hervorgebrochen war, riß mit der Kraft des Wahnsinns einen starken Ast vom nächsten Busch, schwang ihn hoch und furchtbar ausholend über dem Grafen . . .

Aber noch ehe der Streich gefallen, fiel Derjenige, welcher ihn führen wollte, schwer zur Erde nieder. Ein Blutstrom brach ihm aus Mund und Nase hervor, seine Arme streckten sich wie im letzten Kampfe.

Bisher war der empörende Auftritt ohne Zeugen geblieben. Graf Emmerich hatte planmäßig seine Tänzerin an eine entlegene Partie des Gartens geleitet. Die übrige Gesellschaft folgte nicht, weil sie nicht stören wollte. Die freiere Sitte des Landes läßt da manches hingehen, was anderwärts nicht gutgeheißen würde. Bei dem unvermutheten Erscheinen des sogenannten Herrn Roß, Erziehers und Festordners, wollte der Graf anfangs nach Leuten rufen, allein theils scheute er aus vielen Gründen jedes Aufsehen, theils war er seiner Entschlüsse nicht mehr Meister. Erst wie er Renaten ohnmächtig zusammensinken und ihren unglücklichen Beschützer zu seinen Füßen leblos ausgestreckt sah, erwachte sein Bewußtsein wieder. Er rief um Diener und Fackeln.

In's Erdgeschoß, auf Renata's Zimmer, wie sie erwachend selbst befahl, trug man möglichst geräuschlos den Verlorenen. Blos Renata und Emmerich folgten. Für die Uebrigen, welche aufgeschreckt und mit allerlei Fragen herbeistürmten, ward die Thür geschlossen.

Ferdinand athmete nur noch schwach. Der Arzt ließ ihn, mitten unter weiblichem Putz und Maskentand, auf den Divan legen und lüftete sein Kleid. Starke Mittel wurden angewandt, ein Aderlaß, Salze und Aether. Langsam öffneten sich die Augen, mit ihrem ersten, starren Blick Renaten suchend. Sie kniete wie damals zu Füßen seines Lagers. Emmerich stand von ferne, gebannt durch eine räthselhafte Macht.

Als der Sterbende sein Haupt langsam nach Renaten zu erheben versuchte, beugte sie sich weinend über die blaue, erkaltende Hand und küßte sie. „Nur einen Wink, Ferdinand, daß Du mir vergiebst, mir, der Ursache aller Deiner Leiden!"

„Renata," lispelte er mit gebrochener Stimme, „meine Renata! Ich darf Sie also nennen, o, ich darf. Nicht meines Unglücks, meines Glückes Ursache, mein einziges Glück waren Sie!"

Seine Worte verloren sich in leises Röcheln. Der Arzt erklärte auf des Grafen Frage leise, daß keine Hoffnung sei, keine Rettung. Der geschwächte, lang leidende Körper hatte die Gemüthsbewegungen der letzten Tage nicht ertragen können. Ferdinand wußte, als man ihn veranlaßte, mit den Kindern zu dem Feste zu kommen, wem er dort begegnen würde. Er war zu schwach, um dem Verlangen, die Geliebte noch einmal zu sehen, zu widerstehen. In seiner dienstbaren und untergeordneten Stellung, unter fremdem Namen, ungekannt von Allen und von ihr ungeahnt, durfte er darauf zählen, von Renaten nicht bemerkt, nicht erkannt zu werden. Obgleich im Gesicht von den Folgen seines Falles ziemlich

hergestellt, trug er doch in der Haltung des Körpers, im gänzlich veränderten Gange noch Spuren jenes Ereignisses, das seinem Leben eine so traurige Wendung gab. So konnte er es also darauf wagen, Renaten von fern zu begleiten, wie ein unsichtbarer Schutzgeist sie zu umschweben. Sein Schicksal wollte, daß er vor ihr und für sie sterben sollte, wie er für sie gelebt hatte. Die zu Grunde gerichtete Natur erlag dem letzten Sturme. Bei der Anstrengung, womit er seine Waffe abriß und hob, brach ein Blutgefäß in der angegriffenen Brust, und das Leben floh auf heißen, dunklen Wellen davon.

Eine Ueberraschung aber war dem Armen noch vorbehalten, auf die er nicht rechnete, die ihn von der Pforte des Todes noch einmal zurückriß: — ein Laut von der Stimme seiner Mutter. Die alte Frau, welche das Herz ihres Ferdinand kannte, meinte bei Renaten oder nirgends auf der Welt seine Spur wiederzufinden. Sie wollte, sie mußte ihn sehen, um in seinen Armen, dachte sie, ruhig zu entschlafen. So litt es sie in dem kleinen Städtlein nicht, wohin sie sich zurückgezogen. Sie suchte Rybnik's in Wien auf und folgte ihnen auf Emmerichs Schloß. Gerade an jenem Abend des Balles traf sie dort ein. Sie vermochte nicht zu Renaten durchzudringen, aber allerlei Erkundigungen bei der Dienerschaft, Zufälligkeiten, mütterliche Ahnungen führten sie auf den rechten, traurigen Weg. Gerade als Ferdinand, Renata's Hände fest in den seinigen haltend und mit einem milden Himmelsblicke voll Duldung und Vergebung sogar den Grafen streifend, das Haupt zum späten und letzten Schlafe neigte, erscholl vor dem Fenster und dann lauter noch

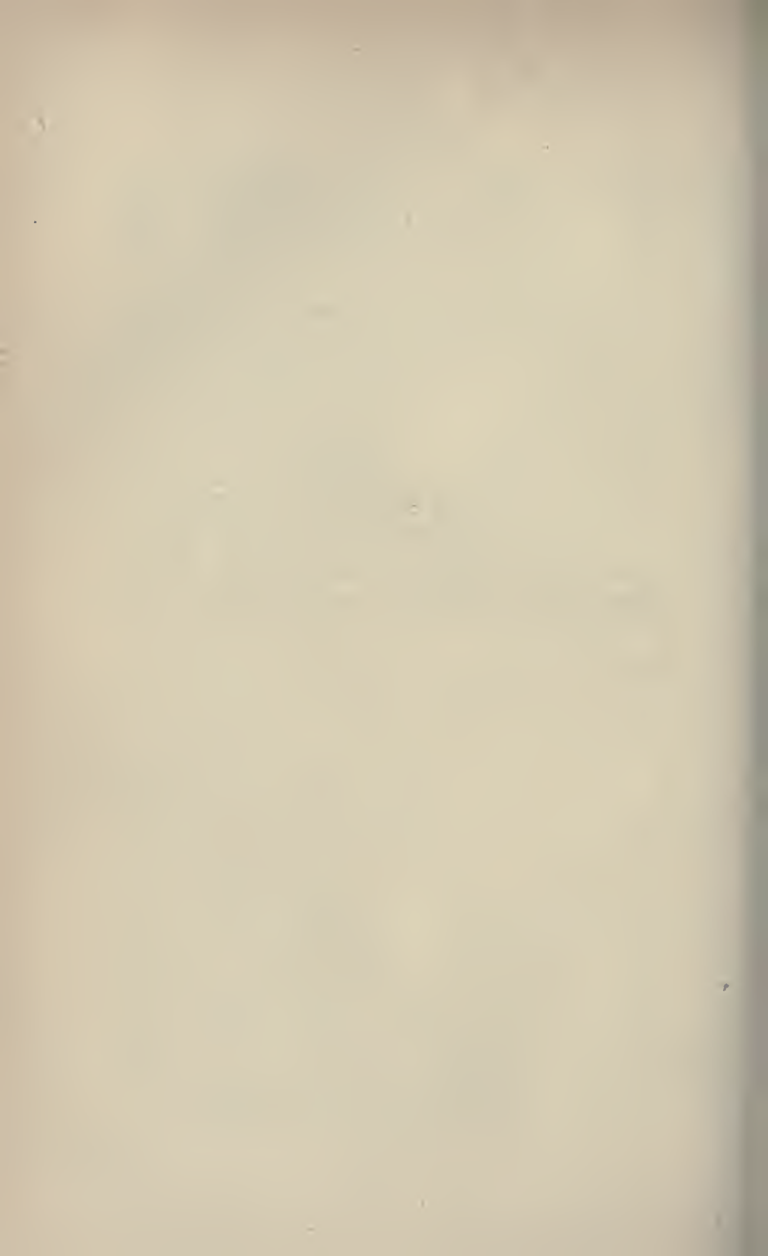
auf dem Gange draußen der alte, wohlbekannte Ton: „Ferdinand, mein Sohn, mein theuerster, einziger Sohn, wo bist Du? Deine Mutter ruft; Ferdinand, Deine Mutter will zu Dir!“

Er riß die starren Augen starr und groß auf, seine Gestalt schnellte in den Kissen hastig empor, lauschend, wehrend, schauernd, und die bleiche Lippe lallte unverständlich:

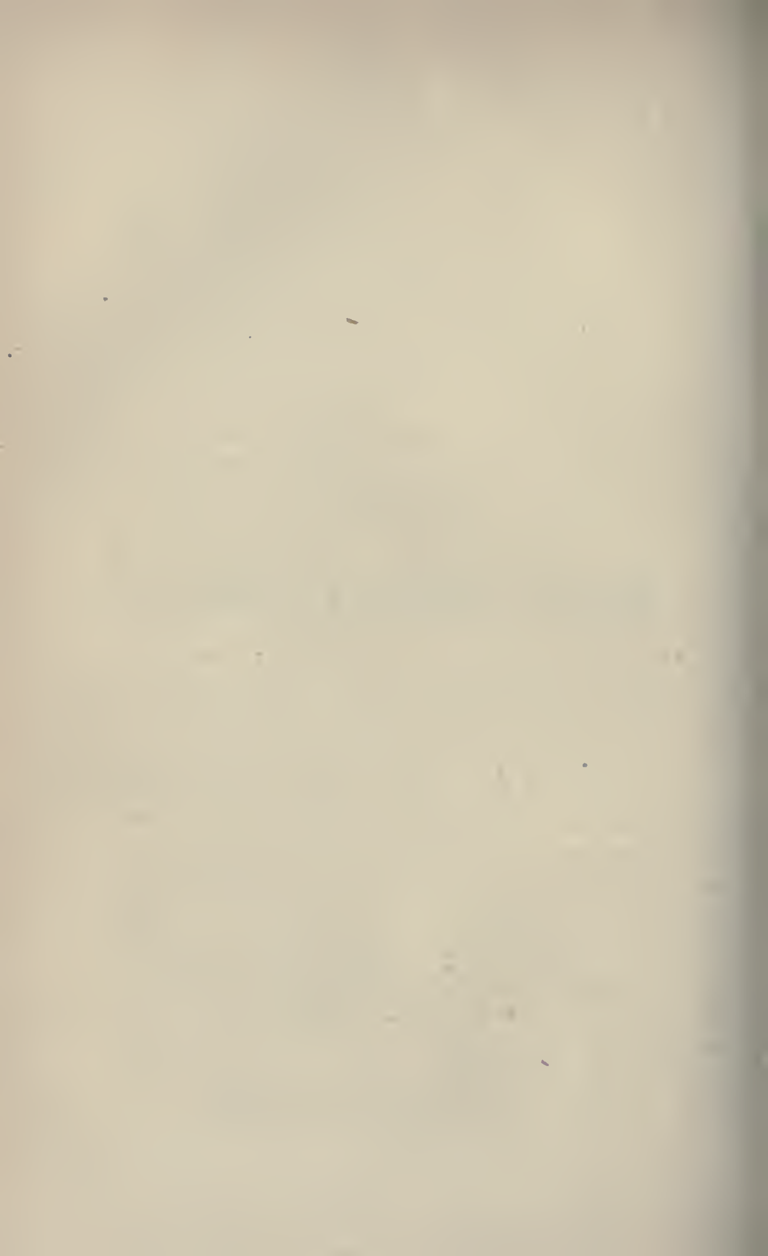
„Vater im Himmel! . . . Ist's möglich, — so gehe . . . dieser Kelch an mir . . . vorüber!“

Dann sank er in den Armen des Arztes und an Renata's Brust sanft zusammen und streckte sich lang aus.

Als die Mutter die Thür sprengte, war der gequälte Geist schon zur Ruhe.



Meister Gutenberg's Tod.



1.

Hochzeit! — Ein lustiges Wort, ein lustigeres Ding, Ihr könnt Euch aber heut zu Tage kaum noch ein Bild machen von dem, was eine „Hochzeit“ in den guten alten Zeiten war, wovon Ihr jetzo nur den Schatten, den schwachen, ohnmächtigen Schatten besitzt. Schwarze Gestalten, vom Scheitel bis zur Zehe, so der Bräutigam, wie der Prediger, wie die Gäste; ein weites, verziertes neumodisches Zimmer, ein profaner Tisch, auf dem eben die Agende und zehn Minuten später die Suppenschüssel steht, ein feines Mahl mit wälschen Ceremonien und Complimentirungen — geht mir doch mit Euren Hochzeiten!

Da hättet Ihr zur rechten Stunde kommen müssen in das Haus zum Humbrecht, belegen in der edlen Stadt Mainz, genannt: „Das goldne Mainz“, und zwar in jener Gasse derselben, welche dermalen die Schustergasse heißt, damals die Quintinsgasse hieß, damals — nämlich im Jahr eintausend vierhundert sechzig und zwei. War das nicht eine Hochzeit im ächten Sinne, eine hohe, herrliche Zeit! Eben als es Mittag läutete, kam der lange, schmucke Zug aus der Kirche St. Quintin heraus und schritt um die Schustergasse, um in das Haus zum Humbrecht zu gelangen. Seinen Weg belagerte jubelndes Volk,

und Bürger und Bürgerinnen schauten neugierig aus den kleinen Fenstern heraus, und Straßenbuben liefen hinterdrein, den Bräutigam zu hänseln, wie es der gute alte Brauch will; einer der wenigen, welche geblieben sind, und der jetzt nur später — nach der Hochzeit — und nicht mehr von Jungen ausgeübt wird.

Die Sonne schien hell und heiß in das Haus zum Humbrecht hinein; denn man schrieb den vierzehnten August des gedachten Jahres, als in demselben Christina Fust, die ehrsame Tochter des Druckers Johannes Fust, den Genossen des Vaters, Peter Schöffer aus Gernsheim, freiete. Darum stand das Druckhaus an jenem Tage auch offen von allen Seiten, und die schwarzen, geheimnißvollen Pressen waren mit Blumen bekränzt, die Schrauben, Ballen, Stöcke seufzten nicht unter den rüstigen Armen der Gesellen, das Papier und das edle Pergament lag feiernd in den Winkeln umher. Alle waren mitgezogen in St. Quintin, um der Trauung beizuwohnen, zahlreiche Gesellen, sauber angethan, geschaart um ihren Aeltesten, der die Fahne des Gewerkes mit dem Kaiserlichen Adler trug. Selbst der erste Bürgermeister der Stadt, Jakob Fust, des Schwähers Bruder, ein Goldschmidt und über die Maßen reich, war in Person erschienen, um die Hochzeit seiner Nichte zu verherrlichen. Wer mochte es da dem Brautvater verdenken, daß er am Arm seines mächtigen Herrn Bruders stolz vor dem Paare einherschritt und nur zu Zeiten leutselig herübernickte und hinüber, wenn ihm aus dem Fenster eine helle Stimme zurief: „Viel Glück, Meister Fust!“ oder: „Heil und Segen dem Druckhause!“

Das Brautpaar — der Wahrheit die Ehre! — hätte jünger sein können, ohne darum zu Kindern zu werden, und wenn ihm, dem Peter Schöffer von Gernsheim, allerlei zum Adonis oder zum Apoll abging, so glich sie, die Braut, dagegen auch nur in Einem Stücke der Medizäerin, aber fragt mich nicht in welchem. Wundern darf Euch das just nicht. Wenn Peter Schöffer schon im Jahre 1449 an der Akademie zu Paris als Kalligraph berühmt war, so mußte, als er sich endlich durch seine Verdienste um Meister Fust und dessen Kunst zu seinem Eidam aufgeschwungen hatte, die Blüthe der Jugend und männlichen Liebenswürdigkeit wohl schon lange von ihm abgewelkt sein. Christina mochte sich an die geistigen Vorzüge des Auserwählten halten, vielleicht aus mehr als einem Grunde; hatte sie sich doch dann erst bereit erklärt, dem fremden Manne, der heimathlos und als Gesell des Vaters Haus betreten, ihre Hand zu reichen, als er ein Exemplar seines Prachtwerks, des herrlichen Psalters von 1457, auf rothsammtnem Kissen seiner Dame zu Füßen legte. Die Rechte, welche die schönen, verzierten Initialen jenes Buches gezeichnet, die bunten Farben darin aufgetragen, die scharfen Typen desselben gegossen hatte, konnte Christinen wohl würdig dünken, sie durch das Leben zu geleiten, wäre sie selbst von Druckerschwärze etwas in's Graue gebeizt gewesen, wie Dibdin boshaft behauptet hat.

Von jenem Jahre, von 1457 an, datirte die Verlobung des Paares. Der Vater aber, welcher seines Gesellen Kraft und Talent erst ausbeuten zu müssen meinte, hatte, als Bedingung des Vollzugs der Verbindung, die Vollendung der großen zweibändigen lateinischen Bibel

festgestellt. Am heiligen Johannistage des Jahres 1462 wurde an das Werk die letzte Hand gelegt, indem Peter Schöffer die Schlußworte selber nebst seinem und des künftigen Schwähers Wappen auf den letzten Bogen druckte, und am vierzehnten August erfolgte endlich die Veröffentlichung der Bibel, sammt der Hochzeit. Johann Fust gab, wie er schalkhaft selber äußerte, zwei kostbare Schätze auf einmal an diesem Tage heraus, einen mit Schöffer, den andern an ihn.

Beide Schätze hatten sich auf diesen ihren Ehrentag zum köstlichsten aufputzen lassen. Christine prunkte in einem Kleide von schwerem, rothem Sammt, dergleichen zu jener Zeit von den Bürgermädchen nur wenig noch getragen wurde, und dazu stand das Kränzlein im Haare und die Schnur venezianischer Perlen, welche ihr der Ohm am Morgen gesendet, nicht übel. Die Bibel war ähnlich geschmückt mit hellfunkelnden Spangen von Silber, und stand auf einem Tischlein zu aller Gäste Ergötzlichkeit und Bewunderung aus.

Wie hoch es oben an der Tafel auch herging, wo Fust's Familie saß, den Bürgermeister an der Spitze und zu dessen beiden Seiten das junge Paar, so spielte doch eine noch lautere und herzlichere Fröhlichkeit im Erdgeschosse, wo für die Gesellen ein großer Tisch bereitet war. Die patriarchalische Sitte, daß der Hausherr mit allen Seinigen aus einer Schüssel speiste und dasselbe Gebet für Alle vor der Suppe murmelte, diese Sitte war selbst zu jener Zeit schon aus den reicheren Familien entwichen. Wo es sich nun gar fügte, daß ein Großwürdenträger als Familienglied mit zu Tische saß, wie hier der

erste Bürgermeister des Jahres, da mußte eine Sichtung der Vornehmen und Geringen doppelt streng gehandhabt werden. Würde, wißt Ihr, hat Bürde; deshalb finden wir es begreiflich, daß der Bürgermeister, statt in die Fröhlichkeit seiner Verwandten und Genossen mit einzustimmen, zuweilen recht ernst und besorglich drein sah. Die Regierungssorgen trübten seinen Blick und runzelten die hohe, glänzende Stirn.

Es lag eine bedenkliche Zeit über der guten Stadt Mainz. Zwei Krummstäbe schlugen sich um ihren Besitz, und wie gut es auch unter dem einzelnen wohnen sein mag, so trifft sich's doch wohl, daß bei solchem Conflikt zweier, die härtesten Stöße immer auf den in der Mitte liegenden Kampfpreis fallen. Vor einem Jahre schon war der Erzbischof Dieterich von Isenburg durch Papst Pius seiner Würde entsetzt worden, weil er in seinem Schafstalle die Gewalt des Oberhirten nicht gehörig respektirt hatte. Adolf von Nassau, an seiner Stelle zum Erzbischof bestellt, rüstete sich alles Ernstes, um den Sessel, von welchem Jener gutwillig nicht herabsteigen zu wollen schien, sich mit gewaffneter Hand zu erobern. Alle Rheinlande, die Pfalz, Bayern, Würtemberg, selbst das entferntere Brandenburg ergriffen in diesem Streite Partei für und wider, und in der Stadt Mainz sogar fanden sich die Anhänger des noch regierenden Herrn und geheime Freunde der neuen Ordnung in schlecht versteckter Feindseligkeit gegenüber. Dazu regte sich der vor vierzig Jahren mit Mühe beschwichtigte Zwist der Bürger und der adeligen Geschlechter von Neuem; Abkömmlinge von damals ausgewanderten Familien waren aus der Fremde heimgekehrt

und trieben sich als Malcontente in der Stadt umher, nur auf Gelegenheit lauernd, um die aufgegebenen oder verlorenen Gerechtsame im Kriegstrubel, im Bürgeraufstand und allgemeiner Verwirrung wieder zu gewinnen.

Das alles lag dem Bürgermeister von Mainz, Herrn Jakob Fust, stündlich im Sinn und verließ ihn sogar am Hochzeittage seiner Nichte nur auf Augenblicke. Sobald ein Jubelruf von den Gesellen drunten, oder ein Lied, das man den Neuvermählten vor der Thüre sang, in den Saal herauftönte, richtete er sich ängstlich in dem schweren, eichenen Lehnstuhl auf und winkte den verstummenden Gästen, still zu sein und aufzuhorchen, wie er. „Es ist eine böse Zeit," seufzte er, mit dem Kopfe schüttelnd, und sein Bruder Johannes seufzte als getreues Echo und schüttelte mit. Der Bräutigam war guter Dinge; ihn kümmerte die Besorgniß des Politikers wenig. „Sind wir nicht," sagte er, „sicher wie in Abrahams Schooß, hier in unserer freien Stadt Mainz, unter dem Krummstab unseres gnädigsten Erzbischofs, den Gott erhalten möge? Laß den Nassauer nur werben und kabaliren, wir lachen seiner, so lange der Rhein und unsere guten Stadtmauern noch zwischen uns stehen. Und dann, blüht nicht unsere freie Kunst mit jedem Jahre üppiger empor, stehen nicht fünf tüchtige Pressen drunten im Erdgeschosse, rühren sich nicht täglich fünfzig rüstige Arme in unserem Dienste? Weg, Herr Ohm, und Ihr, werther Herr Vater, mit Euren Skrupeln! Füllt mir die Becher und thut Bescheid, wenn ich sage: Hoch lebe das edle Druckergewerke, dreimal hoch!"

Die Gäste stimmten mit ein, und noch klang der

Toast in ihren Ohren, als wüster Lärm von unten herauf scholl, Getrappel und Gedränge auf der hölzernen Stiege, Geräusch streitender, erhitzter Stimmen. Der Hausherr wollte eben hinauseilen, nach den Friedensstörern zu sehen, als die Thüre sich öffnete. Zwei Gesellen erschienen auf der Schwelle, die einen Dritten, ein noch junges Bürschlein, vor sich hertrieben. „Meister," schrie der Altgesell, „der Milchbart hier unterfängt sich, Dein Fest zu trüben, Dich, Deine Kunst, Dein Gewerke in Deinem eigenen Hause zu verunglimpfen! —" „Ja," sagte der Zweite, „und wir leiden das nicht, oder ich will im Leben so wenig eine Matrize wieder anrühren, als ein rothbackiges Mädchen!"

„Der Straßburger lügt," sagte das Bürschlein, sich mit Mühe von seinen beiden Anklägern loswindend. „Ich habe Euch nicht gehöhnt, noch unsere edle Kunst; Jene aber sündigten mit frechen Stichelworten gegen Euern Eidam, sogar gegen Jungfer Christine, und seht, Herr, mein französisches Blut verträgt das nicht." — „Ruh' im Haus!" gebot Fust. „Straßburger, Du bist der Aelteste, Du redest zuerst. Und den Pariser laßt Ihr alle zwei los und ledig!"

„Herr, wir saßen einmüthig unten beim Biere, wie Ihr und Eure ehrsame Gesellschaft, mit Respekt zu vermelden, hier bei Eurem Weine sitzt. Da wurde gesungen, gezecht, gelacht, gescherzt, und an Hader dachte keine Seele. Plötzlich — ich hatte ein unschuldig Witzwort gesagt, wie es bei einer deutschen Hochzeit Brauch ist und sein muß — —" „Was für ein Witzwort, Straßburger? Du mußt Alles fein wahr und vollständig wiedergeben."

— „Ich meinte,“ fuhr Jener stockend fort, „ich meinte —“ Mit französischer Schnellzüngigkeit unterbrach ihn der Pariser und erzählte den Witz, einen derben Spaß, wie er dazumal bei einer Hochzeit in deutschen Landen wohl anging, den ich aber nicht wieder sagen mag.

Ein schallendes Gelächter der Männer, in das selbst der Altmeister, Johannes Fust, mit einstimmte, folgte auf den Bericht des Parisers; nur Peter Schöffer war zornig von seinem Stuhl aufgesprungen, eine halbe Verlegenheit kaum verbergend, und Christine, seine Angetraute, erröthete noch dunkler als der Sammt ihres Gewandes. Der Straßburger bekam neuen Muth durch den glücklichen Erfolg seines feinen Scherzes und blickte mit gewissem Triumph auf den Pariser herab, der seinerseits nicht wenig verwundert war, mit seiner Erzählung nicht mehr ausgerichtet zu haben. Ihn lohnte für seine Zartheit und sein ritterliches Gefühl nur ein holder, verschämter Blick Christinens, während der Altgesell von Neuem anfing gegen ihn zu plaidiren:

„Seht, Meister, über solche unschuldige Neckerei erhob der wälsche Fant ein großes Geschrei, meinte, die Ehre Eures Hauses und Eurer Jungfer Tochter sei angetastet, wovor mich ja Gott in allen Gnaden bewahren möge, schlug auf den Tisch und geberdete sich nicht anders, wie ein Rasender. Als ihn der Frankfurter da mit einem brüderlichen Puff zu sich selber gebracht hat und wir wieder hinter den Kannen sitzen, fängt er von Neuem an. Wir tranken mitsammen auf die Ehre der Kunst und auf tausendjähriges Gedeihen. Steht er mit einem Male auf, hüpft mit seinen dünnen französischen Frosch-Schenkeln

mit einem Satze auf den Tisch, daß die Kannen umstürzen, und spricht, wir sollen auch Den nicht vergessen, der das Gewerke erst erfunden und Euch zu Eurem ganzen Hauswesen, uns zu unserer Kunst, der ganzen Welt zum Lichte verholfen hätte. Sperren wir Maul und Nase auf, meinen — der Herr verzeih' uns die schwere Sünd'! — er wolle einen Spruch ausbringen auf die heilige Dreifaltigkeit; er aber schreit, als ob ihm das Herz im Leibe springen müßte: Herr Gutenberg soll leben, Herr Johannes Gutenberg von Mainz! Worauf ihn der Frankfurter bei einem Fuß packte und ich beim andern, rissen ihn vom Tisch, schleppten ihn herauf, und da ist er nun, der in Eurem Hause dem Gutenberg die höchste Ehre hat erweisen wollen."

Der Straßburger schwieg. Die Gesellschaft war, als er Gutenberg's Namen genannt hatte, in eine sichtliche Verlegenheit gerathen; es schien, als ob über die Gesichter einzelner Gäste ein Strahl hämischer Freude blitzte. Peter Schöffer schlug die Augen nieder und nestelte verlegen an seiner Halskrause, während Meister Fust bald den Frankfurter, bald den Straßburger anblickte, nach Worten suchend, ohne dem lebendigen, funkensprühenden Blicke des Parisers begegnen zu wollen. „Kinder," hob er nach einer für Alle gleich unbequemen Pause an, „seid Ihr nicht Thoren, Euch an Eurem Festtage um solche Dinge zu kümmern? Laßt doch den Gutenberg Gutenberg sein, wie wir auch, und genießt der Gottesgabe in Frieden!"

„Herr," unterbrach ihn keck und mit begeisterter Zunge der junge Franzmann, „Herr, das thaten wir. Aber ich will ein freies Wort in Eurem Hause haben, so frei wie

die Kunst, welche ich drin ausübe. Und wenn jene Eurer und des Herrn Peter Schöffer von Gernsheim gedenken, seiner Letterngießerei und seiner Fertigkeit im Schnitzen, Malen und Drucken, seht, so soll man auch des Mannes nicht vergessen, durch den wir Alle worden sind, was wir sind, und darum sag' ich es nochmals, und wer von Euch Vornehmen hier sein Herz auf dem rechten Flecke hat, der thut mir Bescheid: Der Gutenberg von Mainz, der erste Drucker in der Welt, soll leben!" — Mit drei raschen Schritten war der kecke Bursche an die Tafel gegangen, hatte, ehe ihn Jemand zu hindern vermochte, einen Pokal ergriffen und ihn in einem Zuge geleert. Eben als er ihn kräftig wieder auf den Tisch stauchte, riß ihn Meister Fust, glühend vor Aerger im ganzen Gesichte, zurück. „Bube," rief er mit erstickter Stimme, „was unterfängst Du Dich?" — „Ich thue, was Ihr selbst längst hättet thun sollen, wenn Ihr's noch nicht gethan habt," erwiderte unerschrocken der Franzmann, desto ruhiger werdend, je mehr sein Meister sich ereiferte.

„Was, Du höhnst mich, Angesichts meiner eigenen Gäste und meines Bruders, des zeitigen Herrn Bürgermeisters? Den Augenblick hinaus, Bursche! Geh hin zu Deinem Gutenberg, sieh, ob er Dir Arbeit geben kann an seinen großen Pressen; zieh mit ihm, mit Deinem Helden auf die Landstraße — hinaus, sage ich!" Er schleuderte dem Pariser einige Geldstücke zu und wies ihm, vor Wuth bebend die Thüre. — „Mein Herr Fust," sagte Jener, während er die Geldstücke vom Boden zusammensuchte, „ich nehme nur meinen Wochenlohn, nichts Geschenktes, wenn ich das Silber hier auflese. Zu dem

Meister Gutenberg kann ich nicht gehen, das wißt Ihr so gut als ich. Seit er sein Werkzeug an Euch hat ausliefern müssen für ein paar hundert Gulden, die Ihr ihm geliehen, um damit zu wuchern, seit der Zeit hat er keine ordentliche Presse wieder zu Stande gebracht. Wie das so geht in der Welt, der Eine hat den Geist, der Andere das Geld!"

Ein Faustschlag brannte auf der Wange des Franzosen. Seines Ingrimms nicht mehr mächtig, hatte Johannes Fust nach ihm geschlagen, und wären Schöffer und die beiden Gesellen nicht dazwischen gesprungen, würde er sich über den Tollkühnen hingeworfen und eine ärgerliche Scene vor seinen Gästen gespielt haben. Es entstand eine allgemeine Aufregung in dem Gemache; Christine flüchtete ängstlich in die Arme ihres Ehegemahls; die Fremden schalten, drohten, kicherten, zischelten unter sich, die beiden Gesellen hielten den Franzosen mit aller Mühe fest, und Dieser rief mit seiner hellen, unbezwinglichen Stimme in den verworrenen Lärm hinein: „Herr Fust, Ihr habt kein Recht, mich zu schlagen! Ihr hattet es nicht, als ich in Euren Diensten war, jetzt habt Ihr es noch viel weniger. Ich verlange meine Genugthuung von Euch." — „Werft den Schreier hinaus!" gebot der Bürgermeister mit Würde, und die Gesellen versuchten es, wiewohl umsonst, ihm zu gehorsamen.

„Ich gehe von selbst," knirschte der Pariser, „sobald die deutschen Fäuste mich loslassen, nicht eher. Ja, ich will zu Herrn Gutenberg gehen und ihm lieber die Schuhriemen auflösen, wenn ich an seiner Presse nicht dienen kann, als länger in einem Hause bleiben, wo man ein

freies Wort gefangen geben muß. Du, Fust, und Du, Schöffer, was wär't Ihr denn ohne ihn, den Ihr übervortheilt habt und hinausgestoßen und um das Seine gebracht? Fluch dieser ungastlichen, dieser verrätherischen Schwelle! Und hütet Euch, die Ihr unter diesem Dache wohnt, daß die Brautfackel, welche heute drunter lodert, nicht über Nacht zum rothen Hahne wird, der seine Flügel über den Trümmern Eures unrechtlichen Reichthums zusammenschlägt."

Bei diesen leidenschaftlichen Worten hatten die Gesellen den Sträubenden bis zur Thüre gedrängt; ein Stoß, und er flog hinaus, polterte die Stiege hinunter, den Frankfurter und den Straßburger mitreißend.

Schöffer warf die Thüre hinter den Friedenstörern zu, führte seine Christine sorglich auf ihren Sessel zurück, sprach den beschämten und erzürnten Vater zur Ruhe und erreichte wenigstens so viel, daß der Schein eines Festmahles bei den verscheuchten und beunruhigten Gästen allmählich wieder einigermaßen hergestellt ward.

2.

Wenn der Leser nicht verwöhnt worden ist durch die geräumigen, hellen Säle, in denen die Koryphäen der heutigen Typographie ihre schaulustigen Gäste umherführen, wenn er bei dem Worte „Druckwerkstatt" nicht an Stanhope-, Schnell- und Dampfpressen denkt, nicht an riesige Stereotypmaschinen, nicht an elegante Ateliers, an Schiffe und Tenakel von polirtem Holz, an funkelnde Schrauben,

an scharfe Lettern, an zierliche Rahmen, dann sage ich, wird er vor dem düstern, niedern Gemach, in welches ich ihn eben einführe, nicht zurückschaudern. Wir kommen aus einer lauen, herrlichen Mondnacht, auf den grünen Wellen des Rheins lagern breitglühende Silberstreifen, um die fernen Rebenberge webt ein leiser Duft, und lange, scharfe Schatten strecken sich über die Gassen des alten Mainz.

Das alles lassen wir dahinten. That es nicht eben so jener greise Mann, welcher, gesenkten Hauptes, Auge und Seele vertieft in sein peinliches Werk, noch allein am Setztische stand? Wo waren seine Gesellen? Gegangen, um in der warmen Nacht umherzuschweifen, sich zu schaukeln im langen Kahne, in der Schenke zu sitzen, mit ihren Mädchen zu kosen an den lauschigen Kirchthüren. Und warum suchte er selber, der einsame, nächtige Arbeiter, die Ruhe nicht, seinen gerötheten Augenlidern, seiner gefurchten Stirne, dem gebeugten Rücken so nöthig?

Eine mehr qualmende als erleuchtende Lampe hing an dem Balken, welcher die niedere Decke des Gemaches in zwei gleiche Hälften schied, gerade über den Setztisch herab, woran Johannes Gutenberg arbeitete. Denkt Euch unter jenem nicht ein bequemes Möbel der neueren Zeit, mit Letternkästen, Winkelhaken, Tenakel, Schiff, Columnenfaden und allem ähnlichen Zuthat! Es war vielmehr eine breite Tafel von schwerem Eichenholz; darauf standen in einzelnen leinenen Säcken, der Folge nach, die Lettern; die Form, worin solche gesetzt werden sollten, lag vor dem Arbeitenden, und auf einem grob geschnitzten Pult lehnte der schwere Foliant, welcher als Manuscript diente.

Möge der Setzer, der gegenwärtige Zeilen eben zusammenliest, all' sein Murren gegen die unleserliche Handschrift des Verfassers bitter bereuen, indem er seine Aufgabe mit der seines großen Ahnherrn demüthig vergleicht! Braucht er, wie dieser, sich auf das Manuscript herniederzubeugen und dann wieder auf seine Tafel, in den Säcken zu suchen, die Letter behutsam neben ihren Vorgänger zu stellen, wieder nach dem Manuscript zu blinzeln und die ganze obige Prozedur zu wiederholen, bis eine mühselig gesetzte Columne an dem Faden aufgereiht werden kann? Muß er, wenn seine Nachlässigkeit durch Druckersünden heimgesucht wird am Korrekturtische, den ganzen Faden wieder auflösen und von vorne anfangen?

Unheimliches Gemach, in dem der Erste aller Buchdrucker arbeitete, kleine Wiege eines Riesenkindes, arme Hütte, wie abstechend gegen die Paläste, die des Erfinders Jünger sich bauen! Die Läden waren fest verschlossen, um den blauen Lichtströmen des Mondes keinen Eingang zu verstatten; Druckerschwärze, Oel und Ruß hatten die gepreßte Atmosphäre versetzt, eine unheimliche Stille waltete darin, nur unterbrochen durch das eintönige, leise Klappern der metallenen Buchstaben gegen einander. O, ich mag Euch dieses dunkle, rührende Bild nicht weiter ausmalen, das Bild des alten, schwachen Mannes mit dünnem Gelock um die hohen Schläfe, dessen Finger nur zitternd dem späten Werke zu dienen schienen, dessen Kniee einzubrechen drohten, dem es vor den Augen flimmerte, so oft er (es geschah freilich selten genug) eine Seite in seinem Folianten umwenden und deswegen eine Sekunde rasten mußte! Denkt Ihr Euch Gutenberg lieber als Euren

Gutenberg, wie er heute in ehernem Schatten auf dem Domplatze zu Mainz steht.

Er wandte sich um — Johann Gutenberg in seiner engen Werkstatt — als hinter seinem Rücken die Thüre knarrte. „Dacht' ich's doch," sagte Einer der Eintretenden halblaut zu dem Andern; „da steht er noch an der Arbeit." Sein Gefährte zuckte die Achseln, und beide traten, der Erste mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupt, zu ihm heran. Er erwiderte freundlich ihren Abendgruß. „Geliebt's Euch, werther Doktor," sprach er zu dem Zweiten, „mir noch eine Weile zuzuschauen, so rückt Euch den Sessel dort heran, und macht's Euch bequem, so gut's eben bei mir gehen will. — Beildeck," sagte er hierauf zu dem Andern, „Du hast doch beim Eintreten die Offizin wieder sorgsam zugeschlossen?" — „So habe ich, lieber Herr," erwiderte Jener. „Allein nun laßt auch ab von Eurem nächtlichen Thun. Es muß nah an Mitternacht sein, und Ihr steht noch am Tische. Gedenkt Ihr denn gar nicht an Euch selber, und nicht an Freunde, die es wohl mit Euch meinen?" — Der Alte ergriff mit einer rührenden Zärtlichkeit die eine Hand seines Herrn und drückte sie an sein Herz. Ein treues Herz, dieses, und das einzige, welches unwandelbar für Gutenberg klopfte, von der Stunde an, da er zum ersten Male aus den Thoren seiner Vaterstadt ritt, gen Straßburg hinauf, ein junger, stattlicher Mann, bis auf die heutige.

Der mit ihm gekommen, war der Doktor Humery, Syndikus der freien Stadt Mainz, ein hochweiser, auch in der Rechtswissenschaft gar gelehrter Mann, von dem alle Chroniken melden, er habe mit sehenden Augen blind

sein können und schwarz weiß, weiß aber schwarz genannt, eine Kenntniß, die seither seinen zahlreichen Nachfolgern gänzlich abhanden gekommen ist. Humery nannte sich einen Gönner Gutenberg's: denn als dieser im Jahre 1455 auf den Spruch des Mainzer Gerichts sein sämmtliches Werkzeug, selbst das mit demselben Geschaffene an seinen edelmüthigen Gläubiger, Herrn Johannes Fust, herausgeben mußte, als er von Straßburg, wohin er voll Zornes über seine undankbare Vaterstadt geflohen war, unverrichteter Sache wieder gen Mainz kam und dort eine Stätte suchte, aber lange umsonst, wo er der Welt nützen könnte: da war es eben jener Syndikus, Doktor Humery, welcher ihm nicht nur siebenzig Gulden zur Herstellung neuer Pressen vorschoß, sondern ihm auch jenes oben beschriebene Gemach in seinem eigenen Hause zur Werkstatt überließ. Dafür, so lautete die Vereinbarung, sollte Herr Johann Gutenberg das Geschäft auf Humery's Vortheil und Nachtheil betreiben. „Seht," sagte der uneigennützige Syndikus, „Ihr seid ein alter Mann, ich will nicht, daß Ihr von Neuem zu Schaden kommt. Wohlan, betreibt Ihr Euer Wesen auf meine Rechnung, und was Ihr beschafft, sei mein gegen eine billige Quote für Euch, und was Ihr verthut, sei mein Verlust. Aber hütet Euch vor Euren alten Stücken!"

Gutenberg hatte zu allem Ja gesagt, von ganzem — oder von gebrochenem? — Herzen. Er wollte ja nur seine Kunst, seine allgeliebte, welcher er ein junges, stolzes, reiches Leben geopfert hatte, wieder anbauen können; mit den dunkeln Lettern, in denen eine magnetische Kraft für ihn lauerte, wollte er spielen, statt mit Kindern, die seinem

Alter versagt waren. So schlug er denn in dem Hinterhause des Syndikus seinen Sitz auf, und nur das hatte er sich ausbedungen, daß er an der letzten Presse arbeiten wollte, am weitesten von den schmalen Fensterlein entfernt, welche auf den Hof schauten, und daß, sobald der Abend graute, die Blenden vor jenen Fenstern flugs geschlossen sein müßten. Warum? Das sag' ich Euch in wenig Worten. Seht, aus jenen Fenstern des Hinterhauses vom Doktor Humery blickte man auf ein anderes, altes, winkelig gebautes Haus. Und der Zufall hatte es just so gefügt, daß dieses Haus Gutenberg's Vaterhaus war, seiner freiadligen Familie Stammhaus „zum guten Berge", das er hatte veräußern lassen müssen, als er in der Fremde war und die Kunst der Buchdruckerei erfand. Vielleicht, daß sich die alten Augen des Mannes nicht daran gewöhnen konnten, vom Setztische aus den Erker zu sehen, in dem der Knabe gespielt hatte. Heutzutage hat die löbliche Mainzer Casinogesellschaft ihr Zelt im Hofe Gutenberg aufgeschlagen; wenigstens besagt eine Inschrift im Hofe des Lokals, daß dies dieselbe Stelle sei, wo des „unsterblichen Mitbürgers" Haus gestanden habe.

Der (sterbliche) Zeitgenosse desselben, Doktor Humery, hatte aber kaum eine Minute über Johannes Schulter geschielt, als er kopfschüttelnd sagte: „Mich dünkt, werther Meister, Euer Werk sei seit einer Woche nur um ein Geringes gefördert worden?" Gutenberg antwortete nur mit einer tiefen Röthe, welche — dem Abendroth über starre Eisberge möcht' ich sie vergleichen, oder einem zornig aufstrahlenden Nordlicht — auf den bleichen, magern Wangen entbrannte. Humery fuhr fort: „Zwei Eurer

besten Gesellen habt Ihr fortgeschickt, weil Ihr, sagtet Ihr, Euch nicht mit ihnen vertragen konntet.“ — „Und so war es, mein Herr Doktor! Sie druckten nach der neumodigen Art, ohne einen Faden durch jede Columne zu ziehen. Dabei aber kann nichts Gescheutes heraus kommen.“ — „Ihr habt aber doch gesehen, daß die Bibel, die Fust und Schöffer dieser Tage ausgegeben haben, ein prächtiges Werk geworden ist und, wie Ihr selber eingestehet, Euer Katholikon, das letzte und das einzige große Buch, so von Eurer Presse gedruckt worden, bei Weitem übertrifft.“

Gutenberg machte stillschweigend ein Zeichen in seinem Folianten, schlug ihn zu, band die Letternsäcke zusammen, schob sie sammt dem Schiff, worauf die gesetzte Columne noch stand, in die Lade des Tisches, wusch sich die Hände und ging in der Stube auf und ab. — „Ihr habt ihn böse gemacht,“ flüsterte Beildeck mit einem grimmigen Gesichte dem Syndikus zu. „Nun sehet zu, wie Ihr mit ihm fertig werdet!“ Er ging hinaus und warf die Thüre klirrend hinter sich in's Schloß.

Der Syndikus faßte Gutenberg begütigend am Arme. „Meister,“ sprach er, „deutet mir's nicht übel, wenn ich Euch zu Zeiten ein Wort sage, das wohl hart klingen mag, aber, weiß Gott, von Herzen kommt. Schaut doch, Ihr verliert so viele Zeit mit Grübeln und Denken, wie es wohl noch besser zu machen sei, und während dessen beuten raschere Hände aus, was Euer Geist ersonnen. Der Peter Schöffer zum Exempel, hat er nicht ein hübsches Vermögen sich zusammengedruckt und eine reiche Frau obendrein? — Alsdann,“ so fuhr der Syndikus

fort, als Jener noch hartnäckig schwieg und mit großen Schritten in der Werkstatt auf und niederging, „alsdann werdet Ihr mit den Jahren so übelnehmerisch und grillenhaftig, daß doch auch der Sanftmüthigste mit Euch nicht mehr zurechtkommt. Denkt doch an die vielen Prozesse und Händel, die Euer junges Leben getrübt haben. Und, da wir einmal dran sind, uns das Herz gegen einander auszuschütten, was habt Ihr nun davon, daß Ihr Eure Kunst noch immer so geheim haltet, sie bei verriegelten Thüren treibt, den Gesellen anbefehlt, nicht draußen umherzulungern und das Werk zu verrathen? Ist's doch nicht mehr wie in den ersten Zeiten, da Ihr von Straßburg heimkamt und Eure ersten Donate drucktet. Damals mochtet Ihr wohl ein Hehl haben von dem, was Ihr erfunden; aber jetzo, da Fust und Schöffer eine große, offenkundige Werkstatt im Humbrecht halten, sammt vielen Gesellen aus aller Welt Gegenden, da in andern Städten der deutschen Lande, in Bamberg, in Straßburg, in Frankfurt fremde Hände ernten, was Eure gesäet haben, der klugen Niederländer zu geschweigen, so sieht man doch wahr und wahrhaftig nicht ein, warum Ihr Euer Werk wie einen Stein der Weisen verborgen halten wollt, dermalen solches Euch nicht, wohl aber Euren Feinden nützen und frommen mag?“ — Still schwieg der kluge Syndikus und erwartete, welchen Eindruck seine wohlgesetzte Rede auf den stummen Zuhörer machen würde. Gutenberg hatte während derselben seinen Mantel vom Haken genommen, sein schwarzes Sammtbarett aufgestülpt und sprach nun, dem Stadtschreiber fest in's Auge sehend: „Es ist ein altes Wort, daß Thoren in einem Athem

mehr fragen können, als Weise in einem Tage beantworten mögen." — Weiter sagte er kein Wort, sondern ging mit einem gleichgültigen Gruße an dem Stadtschreiber vorüber, der Thüre zu; dort wandte er sich noch einmal um. „Uebrigens," sagte er, „wiederhole ich Euch nochmals, daß ich nicht Meister Gutenberg bin und heiße, mein gelehrter Doktor, sondern Herr Gutenberg, eines freien, adeligen Stammes Sohn, wie Ihr selber am besten wissen möget." Damit ging er hinaus und ließ den Syndikus mitten im Zimmer stehen.

Mann, wie voll mochte Dein Herz sein von Bitterkeit und Unmuth, als Du die einsame Straße dahin schrittest, in Deinen Mantel gehüllt, die Hände fest über der arbeitenden Brust zusammengedrückt! Du gedachtest gewiß an alle Unbill, die Dir hier schon widerfahren war in Deiner Geburtsstadt, und wie Die, für welche Du gearbeitet hattest, ihren Fuß auf Deinen Nacken setzten, den freien, adeligen. Deine Sterne waren im Sinken!

Am Morgen hatte Johann Gutenberg ein prächtiges Exemplar der Bibel gesehen, welche Fust und Schöffer wenige Tage zuvor ausgegeben. Der Erfinder konnte es sich, trotz allem persönlichen Stolze, nicht verheimlichen, daß er von seinen Jüngern überflügelt worden war. Er gehörte zu jenen erleuchteten Geistern, die, zur Empfängniß der größten Ideen und der wichtigsten Erfindungen prädestinirt, eben wegen dieses überwiegenden Sinnes für das Große unglücklich sind in den Details künstlicher Ausführung, noch mehr ungeschickt in dem praktischen Ausbeuten des Gewonnenen, während Peter Schöffer, gebildet in Paris, abgerieben in engen und weiten Be-

ziehungen des Lebens, vermöge seiner leichtauffassenden und gewandten Anschicklichkeit einen gegebenen Gedanken vortrefflich zu verfolgen verstand, und sein Schwiegervater Fust zum merkantilischen Betrieb eines neuen Geschäftes vor Vielen tauglich war. Ihnen Beiden mußte es leicht werden, nicht nur den gealterten Erfinder, als sie seiner entrathen konnten, aus dem Gesellschaftsverbande, darin sie früher mit einander gestanden, zu vertreiben, sondern auch für sich das Geschäft auf ungleich zweckmäßigere und ergiebigere Art, eben nur als solches, zu betreiben.

Gutenberg erkannte das. Als er im Jahre 1460 sein Katholikon vollendet vor sich liegen sah, und die magern, übel geformten Typen im Geiste zusammenhielt mit den prunkenden Lettern im Psalter von Fust und Schöffer, übermannte ihn ein so wehmüthiges Bewußtsein seiner eigenen Werthlosigkeit, daß er seit der Zeit nicht, wie Jene, unter jedes zu Stande gebrachte Werk prahlend seinen Namen setzte, sondern nur in einer bescheidenen Nachschrift aussagte, es sei dieses Buch „unter dem Beistande des Allerhöchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kinder beredt werden, und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weisen verbirgt, gedruckt worden," und zwar fügte er hinzu, „in der guten, der ruhmreichen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Güte Gottes mit so hehrem Geisteslichte und freiem Gnadengeschenke den anderen Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen geruht hat." — Rührende, kindliche Pietät eines Sohnes gegen die Stiefmutter! Um wie viel größer und — deutscher, als der römische Starrsinn, der im Sterben

noch nicht einmal die Gebeine dem undankbaren Vaterlande gönnt!

Wenn aber der Syndikus Gutenberg den Vorwurf machte, er halte sein Werk über Gebühr und unnöthiger Weise geheim, so hatte es auch damit in so weit seine Richtigkeit, als er dasselbe nicht bloß handwerksmäßig betrieben wissen wollte. „Soll ich," sagte er, „nur eine neue Gilde geschaffen haben in der Mitte der andern, und meinen altadeligen Wappenschild neben die Zeichen der niederen Gewerke an Herbergen und Zunfthäuser nageln sehen? Meine Kunst ist ein geistiges Eigenthum meiner selbst; sie bleibe es und werde, obschon verwandt zum Nutzen aller Welt, doch nur von Eingeweihten geübt und fortgepflanzt. Mögen sich jene, wenn sie wollen, auf eine Stufe stellen mit dem Schneider, der mir mein Kleid auf Bestellung fertigt, und Bücher drucken, wie man Schuhe flickt. Mir gilt es ein Höheres, ein stetes Vervollkommnen und Steigen in meinem Werke, und eine freie Betriebsamkeit, deren sich meine Hand und mein Name nicht zu schämen haben."

Armer Wandler im Mondenscheine, träumender Joseph! Du wußtest nicht, welch' eine ernste Sache es ist um das Erfinden. Die Erfindung begräbt ihren Erfinder, und je einflußreicher und zeitgemäßer sie ist, desto schneller verschwindet aus der Reihe der angeregten Kräfte diejenige, welche zuerst anregte. In geistigen Thätigkeiten gibt es kein Monopol und kein Privileg. Die Idee ist von dem Augenblicke an, wo sie hell und klar die Seele erfüllt, ein gemeinsames Gut; was der Eine gefunden und gewonnen, wird durch den Zweiten auf seine Weise gefördert,

verbessert, benutzt, und strömt dann durch alle Pulsadern des Lebens. Da verschwindet der Name und die Persönlichkeit des Einzelnen, wie sehr er sich auch gegen das Ueberwältigen von seinem eigenen Werke wehre. Aber was ihm nicht verstattet ist, wird der dankbaren Nachwelt ein schönes Bedürfniß. Sie strebt Denjenigen ausfindig zu machen, welcher den größten und hauptsächlichsten Antheil an der Erfindung hatte. Darum vielleicht, daß an derselben Stelle, wo Du in mancher Nacht verzweifelnd und in tiefster Seele zerrissen still standest, um einen fallenden Stern auf seiner raschen Bahn zu verfolgen, jetzunder Dein eherner Schatten steht, von Tausenden bewundert, gekannt, verehrt! Vielleicht aber auch, daß wieder um eintausend Jahre später ein Torso dort aus Grabhügeln und Trümmern geschaufelt wird, von dem die Wilden nicht wissen, daß er den Leib Gutenberg's, des Erfinders einer vergessenen Kunst, einst einmal vorstellen sollte.

3.

Als Johann Gutenberg heimkam in seine enge Behausung, fand er außer dem treuen Beildeck noch einen jungen Fremdling seiner harrend, der ehrerbietig aufstand, sobald Jener eingetreten war. Verwundert über den späten Besuch, fragte er nach dessen Ursache. „Herr," war die Antwort, „ich bin gekommen, um das edle Gewerk in Euch zu grüßen," und zugleich sagte der junge Mann seinen Spruch auf: „Gott ehre das Gelag, heute, morgen und den ganzen Tag; Ist es nicht groß, so ist es doch

nicht an Ehren bloß.“ — Gutenberg nickte nicht eben freundlich. In der Stimmung, worin er sich gerade befand, konnte er den spät ansprechenden Gesellen nicht übermäßig willkommen heißen, mußte aber doch, wollte er nicht für übermüthig gelten, ihn mit einem Gegengruß und einem Zehrpfennig ziehen lassen. Denn wie jung auch das Druckergewerke sein mochte, so hatte es sich doch bei der ungemeinen Durchbildung alles Zunft- und Gildewesens im Mittelalter um so schneller in eine bestimmte Form emporgearbeitet, als ähnliche Gewerke z. B. der Kartendrucker, Holzschnitzer, Bildermaler u. s. w. schon lange vorher in den Niederlanden, in Frankreich und in Deutschland bestanden. Nur so kann es erklärt werden, wenn wenige Jahre später, nicht nur in Deutschland, im Elsaß namentlich und am Niederrhein, sondern auch in Italien, Frankreich, Holland und England, sowohl einzelne Druckoffizinen und Meister, wie ganze Druckergilden vorkommen.

Der Geselle schüttelte, als ihm Beildeck auf Gutenbergs Geheiß einen Dank gereicht hatte, höflich mit dem Kopfe. „Verzeiht, edler Herr!“ so wandte er sich zu Jenem, „ich bin nicht auf der Wanderschaft und bloß wegen eines Geschenkes eingekehrt. Ich suche Arbeit bei Euch, so Ihr zwei rüstige Arme und ein leichtes Herz brauchen mögt.“ — Gutenberg wurde aufmerksam durch die gefällige und bei aller Ungebundenheit doch anspruchslose und bescheidene Sitte, womit der Fremde sich ihm vorstellte. „Du bist kein Deutscher,“ sagte er zu ihm, „Dein Accent verräth den Ausländer.“ — „Nein, Herr, ein deutsches Blut bin ich nicht, nur zur Hälfte wenigstens

dem Vater nach; meine Mutter ist eine Französinich bin ein Pariser. Ich war Kartendrucker, bis mich der Ruf von Eurer neuerfundenen Kunst erst nach Straßburg gezogen hat, hernach hierher gen Mainz. Bis vor einigen Tagen habe ich bei Meister Fust in Arbeit gestanden. Nun er mich jüngstens weggejagt hat, spreche ich bei Euch vor."

Die Nachricht war wenig geeignet, den Pariser seinem gesuchten Gönner zu empfehlen; Dieser erwiderte ihm vielmehr nicht ohne Bitterkeit im Ausdruck: „Wenn Du meinst, Bursche, Du fändest bei mir eine volle Tafel und eine bequeme Presse, wie Du sie dort verlassen, so irrst Du Dich. Kost gebe ich meinen Gesellen gar nicht, und Arbeit ist zur Zeit auch nicht im Uebermaße da." — Der Fremde sah traurig vor sich nieder. „Herr Gutenberg," sagte er, „Ihr thut nicht wohl, mich so kühl und unwirsch gehen zu heißen. Ich weiß, daß Ihr zwei Arbeiter weggeschickt habt, weil sie Euch nicht zu Willen gewesen sind, und daß Ihr eine redliche Hülfe in Eurer Werkstatt, wie klein sie auch sein mag, bedürft. Probirt es einmal mit mir, ich bin ein ehrliches Kind ehrlicher Eltern und heiße, mit Vergunst, Claude Musny, Sohn von Gisquette Musny."

Gutenberg horchte genauer auf, nicht bei dem Namen des Sohnes, sondern bei dem der Mutter. Eine augenblickliche Bewegung schien sich seiner zu bemächtigen, als er die Züge des jungen Franzosen aufmerksamer betrachtete. „Gisquette hieß Deine Mutter, sagst Du? — ein hübscher Name!" — So sprach er mehr vor sich hin, als zu Jenem und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Es

thut mir leid, Claude, aber es kann nicht sein. Ich brauche Deine Hülfe nicht." — „So lebet wohl, Herr Gutenberg, und möge es Euch so gut ergehen, als es einer Eurer treuesten Jünger wünscht!" Mit diesen Worten faßte der junge Mann des Alten Hand, küßte sie, ehe es Jener zu hindern vermochte, und schied.

Beildeck, der während der Unterredung das Lager seines Herrn zurecht gemacht hatte, sagte, indem er ihm den Mantel abnahm, schüchtern zu ihm: „Ihr hättet die freundliche Haut nicht so von Euch weisen sollen, Herr Gutenberg! Würdet es auch nicht gethan haben, wenn der närrische Kauz nur gegen Euch den Mund so weit aufgerissen hätte, wie gegen mich. Denn, daß Ihr es nur wißt, er ist um Euch brodlos geworden, der arme Junge." — „Und das sagst Du jetzt erst, Alter?" — „Darf man denn bei Euch ein Wort drein reden, wenn Ihr es mit Fremden habt?" entgegnete der Diener dem Auffahrenden und wiederholte dann in der Kürze, was ihm der Franzose erzählt hatte, nämlich dessen Abschied von Meister Fust. Gutenberg hatte kaum den Zusammenhang begriffen, als er hastig das Fenster mit runden Scheiben aufriß und hinter dem Entlassenen herrief. Dieser war noch nicht zu weit von dem Hause entfernt, um ihn zu vernehmen, und es dauerte nicht lange, so stand er wieder mit glühenden Wangen vor dem Meister, welcher seine Hand bewegt auf die Locken des schönen, ihn freundlich und verlegen anlächelnden Antlitzes legte. „Du bist mir," sprach er, „ein schlimmer Gesell, wenn Du so mit Deinen Meistern umgehst, wie es mir der Alte eben berichtet, und ein Trotzkopf obendrein, daß Du

mir nicht erzählst, was Du um meinetwillen erlitten hast in dem Krämerhause!" — „Herr, ich kannte Euch damals noch nicht, und was ich that, geschah ja nur zu Ehren unserer freien Kunst und ihres alleinigen Erfinders, nicht aber für Eure Person. Wie hätte ich mich also vor Euch damit brüsten mögen und Euer gerades Urtheil bestechen? Glaubt mir, ich würde es auch dem Famulus nicht erzählt haben, wäre es nicht der Kurzweil wegen gewesen, und weil Ihr uns Zwei so gar lange auf Eure Heimkehr harren ließet."

Gutenberg wurde von jedem Worte des Parisers entschiedener für ihn eingenommen. Er hieß, obwohl Mitternacht längst vorüber war, Beildeck einen Krug Wein herbeischaffen, machte sich's bequem und lud seinen neuen Gesellen ein, ein Gleiches zu thun. „Für heute," sagte er zu Claude, „muß ich Dich schon bei mir behalten, es gehe so knapp es wolle; die Herbergen würdest Du so alle verschlossen finden. Beildeck, schaffe Rath für die Ruhe des Burschen und mir schnell einen Trunk! Das Geschwätz des Syndikus hat mir warm gemacht, und trinken wir heute recht in die Nacht hinein, schläft's sich morgen um so besser, zumal es ja ein gottseliger Feiertag ist und Einen der graue Tag nicht gleich wieder an die Presse ruft."

Meister und Geselle saßen bald einträchtig beisammen und stießen auf das Wohl der Kunst an; auch der alte Beildeck durfte Bescheid thun; „denn er hat's um mich verdient," sagte Jener, „und um das edle Druckerwerk auch. War's doch kein Anderer, als eben der Alte da, der meine Pressen rettete, als sie mir zu Straßburg

auf den Fersen waren in dem bösen Handel mit Dritzehn und seinen Erben, die mir gern mein künstliches Geheimniß um einen Schacherlohn abgepreßt hätten. Glaub' mir, Du junges Blut, das hat Sprünge gekostet und Schliche, ehe wir so weit waren, wie heute, und es ist dem Herrn Gutenberg nicht zur Wiege gesungen worden, daß er sollte von einer Stadt zur anderen pilgern, seinen Schubsack auf dem Nacken, um ein armseliges Gewerbe zu betreiben."

Claude lachte seinen Meister mit bewundernder Hingebung an und bat: „Wenn Euch die Wißbegier eines jungen Menschen nicht zu lästig wird, so möchte ich Euch wohl angehen, mir einmal so recht von Angesicht zu Angesicht zu sagen, wie Ihr denn eigentlich auf den wundersamen Gedanken Eurer Erfindung gekommen seid?" — Ein stiller, beschaulicher Ernst umschattete bei seiner Frage das Antlitz des Meisters. Er strich mit der Hand langsam über die hohe, gefurchte Stirn und sprach, nachdenklich in die Tiefe seines Kelches blickend: „Siehst Du, mein Freund, das Beste und das Rechte kommt Einem in der Welt, ohne daß man eigentlich sagen kann, wie und wovon. Mit meinem Drucken ging es gewissermaßen auch so. Das Drucken in ganzen Tafeln, wie Ihr es in Eurer Kunst ausübt und Andere es auch wohl auf Bücher angewandt haben, genügte mir schon lange nicht mehr. Auch war der erste Schritt verhältnißmäßig nur ein geringer, der Schritt von den festen, zusammenhängenden Tafeln zu einzelnen Theilen, zu Typen. Die klugen Alten haben uns den Weg schon lange gewiesen, es hat ihrer aber Niemand so recht geachtet.

Mich brachte der Anblick meines Siegelringes zuerst auf den Gedanken beweglicher, zusammenzusetzender Lettern. Als ich eines Tages das Pilgermännlein mit der Schale auf der Schulter in weiches Wachs sauber und scharf abgedruckt hatte — das ist nämlich das adelige Insiegel Derer vom Gutenberge zu Mainz — meinte ich, man müsse auch wohl alle Buchstaben einzeln in Stein- oder in Holztäfelein vertieft einschneiden und hernach abdrucken können. Du siehst, Claude, wie weit ich noch von meinem Ziele entfernt war, und dennoch hatte ich damals schon ein Erkleckliches auf diese Kunst und allerlei andere verwandt. Ich wohnte dazumal noch in Straßburg, in der Vorstadt zu St. Arbogast, wenn Du etwa da genau bekannt bist. Nun will ich Dir nicht erzählen, wie langsam ich mich erst allmählich zurecht fand, bis ich zu den aus Holz geschnitzten Matrizen kam, wie viel Versuche mir mißglückt sind, wie viel Täuschungen und Verluste mich betroffen haben. Allein eine Hauptschwierigkeit blieb, wenn nun auch die Typen da waren, — nämlich die des Abdrucks. Eine Presse sieht sich sehr einfach und natürlich an, und dennoch ist ein himmelweiter Unterschied zwischen einer solchen und zwischen dem altmodischen Reiber, dem ungeschickten Ballen von Pferdehaaren und Tuchstreifen, womit man sonst mühselig immer nur eine Seite auf einmal und nur auf einer Seite abzudrucken vermochte. Das quälte mich am meisten, daß ich kein rechtes Mittel oder Werkzeug wußte, um die kleinen hölzernen Lettern fest zusammenzuhalten und auf alle zumal, ohne sie zu zerbrechen oder zu zerwerfen, einen gleichmäßigen und hinreichend starken Druck auszuüben, um

die ausgeschnitzte Figur sich auf das Blatt abfärben zu lassen.

Eines Tages nun, als ich recht voll von allerlei Gedanken und doch zu keinem rechten Entschlusse kommend in meiner finstern, einsamen Werkstatt saß, übermannte mich der Unmuth über meine eigene Schwäche und die Verzweiflung am Gelingen meiner Erfindung so arg, daß ich, einem Wahnwitzigen nicht unähnlich, hinauslief unter Gottes freien Himmel, um unter der jubelnden Natur draußen mein Ungeschick oder Unglück wo möglich ein Stündlein abzuschütteln. Nun war es aber damals just um die schöne, gesegnete Herbstzeit, und in allen Gärten um die Stadt, wie auf den entfernteren Höhen wimmelte es von Winzern und Winzerinnen, welche lasen. — Siehst Du, junger Freund! Der Mensch ist verderbt von Jugend auf und alles Schlechten voll. Mir schwoll die Seele von einem recht giftigen Neide auf, wie ich die emsigen, fröhlichen Leute so allerwärts umherhantiren sah. Und Jedes wußte seine Stelle und Jedes kannte sein Geschäft; ich aber stand ganz allein müßig und unschlüssig unter ihnen. — Und gerade in dem Augenblicke, recht als wolle mich der Herr ob meiner grundschlechten Gedanken in seiner Weise strafen, mußte es sich fügen, daß sie dicht vor meinem mit Blindheit geschlagenen Auge eine Last blauer Trauben in die Presse schütteten, und daß dieses anstellige, bequeme Instrument, als ob es weiter gar nichts wäre, seinen köstlichen Dienst leistete. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich rannte heim, und die ganze Nacht arbeitete ich mit meinem getreuen Lorenz Beildeck dort, und wie der

Morgen neugierig in meine Werkstatt guckte, stand eine Druckerpresse da, roh freilich noch und nur eben angefangen, allein es war doch nun gefunden. Glaub' mir, Claude, ich hätte es machen können wie der große Rechenmeister, von dem ich einmal bei meinen Alten gelesen habe, der nackt aus dem Bade fortlief und durch alle Gassen seiner geärgerten Vaterstadt sein „Gefunden" schrie, als er im Wasser seine künstliche Goldprobe ausgedacht hatte. Du solltest es wissen, welch' ein köstliches Ding es ist, wenn es mit einem Male Licht vor Einem wird und man sich wundert, daß man, wer weiß wie lange, in der Nacht umhertappen konnte, und jauchzt und auf seine sündigen Knie hinstürzt, um dem lieben Gott seinen Dank zu bringen, von welchem doch alles Licht stammt, das wir unmündigen Erdensöhne uns selber oft im thörichten Hochmuthe beimessen!"

Gutenberg faltete andächtig seine Hände um den Fuß des gefüllten Pokals und that einen langen, schlürfenden Zug aus dessen würziger Tiefe. Claude hatte ihm mit fast kindlicher Rührung die einfachen Worte von den Lippen gelauscht und sagte, als der Meister geendet, wie in prophetischer Begeisterung zu ihm: „Herr, Ihr habt ein göttliches Werk ersonnen und durchgeführt. Was sind doch alle Künste gegen die Eurige in Betracht ihrer unberechenbaren Wirksamkeit? Ihr müßt mir das nicht für eine Schmeichelei auslegen, mit der ich Euch um den Bart gehen wollte; allein Eure Erfindung kann ich immer nur einer alten Fabel gleichstellen, die ich in der schönen und lustigen Stadt Paris bei einem sogenannten Myster habe aufführen sehen. Da stahl nämlich ein

Held — Prometheus hat er, glaub' ich, geheißen — das Feuer vom Olymp und brachte den göttlichen Funken hernieder auf die dunkle, unwirthbare Erde. So thatet auch Ihr, Euer Name und Eure Kunst für immer!"

Der Jüngling erhob sich und trank, während Gutenberg, die greisen Locken nachdenklich hin und her wiegend, vor sich hinblickte. Nach einer langen Pause erwiderte er:

„Du sprichst, wie Du es verstehst und in Deiner jugendlichen Weise ansiehst. Das Leben hat Dir seine Schatten noch nicht gewiesen, Deine Träume noch nicht zerstört. Mit mir ist das anders. Glaub' mir, Claude, ich seh' die Zeit kommen, da die kleinen, beweglichen Lettern, die ich erfunden habe, lebendig werden und an den stolzen Thürmen unserer Münster wie raschelnde Schlangen emporklimmen, in die alten Kaiserthrone als nagende Würmer sich setzen. Ja, es liegt eine dämonische Gewalt in ihnen, welche Du nicht siehst, nicht sehen kannst. Ich habe gebaut, aber ein Ding, das nur zerstören kann; ich habe ein Licht angezündet, und wenn die freie, lebendige Luft dran schlägt, wird das Licht als gefräßige Flamme emporlodern, falls man es nicht hütet und einen Dämpfer drauf setzt."

Claude wußte nicht recht, wie es der greise Seher meinte. Sein frischer Blick streifte nur die Oberfläche; was tiefer lag, die nothwendigen Folgen und Reaktionen der welthistorischen Erfindung blieben ihm verhüllt. Auch kam er, ganz eingenommen von der Liebe zu seinem Meister, immer nur zu dem Gedanken zurück, wie Dieser sich selber ein unverwüstliches Denkmal in seiner Erfindung gesetzt habe. Gutenberg wollte auch das nicht einräumen;

er sagte vielmehr: „Meine Kunst ist keine wie die andern. Ein Maler wirft seine Gestalten auf die Leinwand und schafft ein Ganzes, das um seiner selbst willen vorhanden ist und bleibt; eben so Dichter, Steinmetzen, Bildschnitzer, Tonkünstler. Wir sind mit unserer Presse nur fremder Leute Diener, die Buchdruckerei ist nur ein Mittel für Andere. Was liegt daran, welche Hand die Lettern eines Buchs zusammenreihte, die Presse fallen ließ, die Seiten und Bogen an einander heftete, die Hülle um den Geist schlug? Der Leser wird nicht fragen, wer das Buch gedruckt hat; ihn kümmert nur der Name des Mannes, der es ausdachte und niederschrieb, und während dieser groß und glänzend an der Stirne seines Produkts prangt, hängen wir uns in einer kümmerlichen, von Tausenden kaum bemerkten Nachschrift in das Schlepptau seiner Unsterblichkeit.“

Der Meister hatte sich erhoben und schritt auf das Fenster zu. Draußen lag eine milde, weiche Sommernacht mit duftigen Fittigen auf Strom, Stadt und Thal. Bewegt schaute Gutenberg hinaus und hinauf in die tiefen, sterndichten Fernen des Himmels. „Herr,“ flüsterte er, abgewandt von denen hinter ihm, „Du weißt, was ich gewollt und gethan, Dein ist das Ende; laß mein armselig' Leben und meinen Namen in Deiner Unendlichkeit verloren sein, so Du willst.“ — Sprach's und verschwand in dem dunkeln Gemache, in dem er seinen heiligen Schlaf schlief. Claude starrte ihm betroffen nach; Lorenz Beildeck aber, mit feuchten Augen dem Geliebten nachwinkend, sagte dem Fremdling in's Ohr: „So ist er oft; ein Herz wie ein Kind. Gott behüt' ihn!“

4.

Vielleicht habt Ihr es schon einmal gesehen, daß Abends hinter den Bergen ein gräuliches Unwetter langsam und schwerfällig aufzog, während das Thal noch in sonnigem Frieden dalag und schlummerte? Die Landleute stehen gerade am Thore und überschlagen frohlockend ihre Ernte, aus den Schornsteinen wirbelt blauer, wohnlicher Rauch empor, und nur in der fieberhaft bewegten Luft rieselt etwas, wie Ahnung oder Warnung oder Wehmuth. — Und eine Stunde später, eine einzige, karge, kurze Stunde . . . . — Erlaßt mir das Bild!

Keinen härteren Morgen hat die Stadt Mainz wohl gesehen, selbst in den ärgsten Kriegszeiten nicht, als den des 28. Oktobers im Jahre 1462. Den Tag, Simon und Judae heißt er im Kalender, sollten sich die Bürger als einen rechten Judastag schwarz anstreichen, oder roth, zum Andenken an das Blut, das damals in ihren Mauern geflossen, und an die Lohe, welche jäh aus den Häusern aufflatterte.

Herr Adolf von Nassau kam, auf eine seltsame und unerhörte Weise für den Hirten, in die vom heiligen Vater ihm anvertraute Hürde, um den hartnäckig auf seinem Besitze beharrenden Erzbischof Diether wie einen Bienenweisel aus dem Korbe hinauszuräuchern. Etwa um die vierte Stunde nach Mitternacht kletterten Hundert seiner keckſten und tapferſten Reisigen über die hohe Stadtmauer, gerade wo sie am höchsten war und wegen

des obendrein dicht daran vorüberziehenden Stromes für so sicher gehalten wurde, daß überall Wachen standen, nur just an diesem Ende nicht. Hinein in die Stadt springen, am nächsten Thore die Gewaffneten niederwerfen, den draußen Harrenden öffnen, in die benachbarten Häuser stürzen mit Feuer und mit Schwert — das alles geschah so geschwind, wie wir es weder erzählen können, noch wollen. Bei grauem Tageslichte Feuerjo in den Gassen, auf den Thürmen Sturmgeläute, in den Häusern Ach und Weh und Schwerterklang, und so vom ersten Strahl des jungen Morgens bis spät Abends, als die Sonne, mit blutigen Thränen in dem mütterlichen Auge, sich entsetzt und ohnmächtig in den Rhein untertauchte. Die Bürger wehrten sich, wie Mainzer Bürger sich immer wehren sollten, bis sie vierhundert ihrer Besten todt in den Straßen umherliegen sahen, bis Weiber und Jungfrauen und Kinder händeringend zwischen die Streitenden stürzten und die Soldaten des Nassauers sammt seinen Verbündeten ihnen die geplünderten Häuser über dem Kopf ansteckten. Da warfen sie heulend die Waffen weg, ließen sich, wie Schäflein im Gewitter, auf dem Platze vor der erzbischöflichen Curie zusammentreiben und von ihrem neuen Machthaber verkündigen: sie könnten sammt den lieben Ihrigen einstweilen hingehen, wo es ihnen beliebe, jedenfalls aber zu irgend einem Stadtthore hinaus.

Ihr solltet nur die Litanei hören, welche meine alten Chronisten auf dieser blutigen Seite ihres Werkes einstimmig anheben über die in's „Elend" Pilgernden, die tödtlich Verwundeten, die hülflos Zurückbleibenden, die

Verarmten, Verbrannten, Verstümmelten. Und wie sie sich erboßen wegen jener Mainzer, welche klug genug gewesen waren, vorher mit dem Nassauer sich zu vereinbaren, und die nun „salviret“ im allgemeinen Jammer dastanden. Selbst darüber wagt Einer sich zu skandalisiren, daß Erzbischof Diether, als ihn die Sturmglocke aus seinem besten Morgenschlafe weckte, eiligst ein unscheinbares Gewand sich überwerfen ließ, Stab und Ring und Prälatenkreuz gern daheim vergessend, aus einem Fenster der bereits hart berannten Burg mittelst eines langen, langen Strickes hinabgelassen wurde und auf einem kleinen Nachen pfeilschnell rheinabwärts steuerte, kaum einen Blick auf seine rauchende und wehklagende Stadt zurückgewendet. Als ob das etwas so gar Absonderliches und Unerhörtes sei! Närrischer Chronist!

Unter den Rennenden, Rettenden, Flüchtenden, was thun wir Natürlicheres, als was Alle thaten, uns umsehen nach Denen, die wir kennen? Zum Theil stand es mit ihnen nicht zum Besten. Im Humbrecht hausten die Nassauischen Landsknechte gar übel; die Pressen wurden zum Fenster hinausgeworfen, daß sie prasselnd auf dem Pflaster zersprangen, es regnete Lettern in die Schustergasse, alle Kisten und Kasten zerschlugen die Beutesüchtigen, nirgends genug findend für ihre Gier. Da half es nicht viel, daß Meister Fust mit gerungenen Händen betheuerte, er besäße nichts mehr, was er geben oder Andere ihm nehmen möchten, und auf seine Drohung, sein Bruder, der erste Bürgermeister des Jahres und der reichste Goldschmied im Viertel, sei gut nassauisch, dem wolle er seine Unbill klagen, lachten ihn die Landsknechte

aus und griffen mit Vandalen-Fäusten, als von Gold und Geldeswerth nichts mehr zu greifen war, nach den im Dachgeschoß aufgespeicherten Exemplaren kostbarer Druckwerke. „Essen kann man das Zeug nicht, weil's unverdauliche Waare ist, allein es taugt wohl zur Streu für die Pferde," sagte ein langbärtiger Pfälzer und schob sechs schwere Folianten in seinen nimmersatten Quersack.

Schlimmer noch gestaltete sich die Scene, als Peter Schöffer, welcher seiner jungen Ehehälfte vergeblich Muth und Trost zuzusprechen beflissen war, mit einem der ungebetenen Gäste in heißen Wortwechsel gerieth. Frau Christine hatte sich in ihr innerstes Gemach geflüchtet, und lag auf ihrem Betschemel knieend vor dem Bilde der gnadenreichen Mutter Gottes, während Schöffer bald im Hofe zu steuern suchte, bald herauf kam, um Bericht, leider immer nicht den erwünschten, abzustatten. Plötzlich drang ein kecker Reitersmann in Christinens Heiligthum ein und suchte mit den finstern Augen, was er verschlinge. Zitternd reicht die Geängstigte dar, wieviel sie an Kleinodien und Zierrathen besaß. „Es schickt nicht," brüllt der Soldat, mit beiden Händen in ihren Truhen wühlend, ihre Schreine aufreißend. In einem derselben fällt der Psalter von 1457 ihm in die Augen, nicht seiner schönen Typen, sondern lediglich der silbernen Spangen wegen begehrenswerth für den Barbaren. Schmunzelnd reißt er das Werk an sich; Frau Christine, die in demselben ihr Andachtsbuch und zugleich des Gatten Brautgeschenk werth hält, versucht es vergeblich, dem Starken seine Beute zu entwinden. In das Geschrei hinein stürzt Schöffer, entreißt sein Buch dem Reiter,

dieser tritt mit der schweren Ferse nach ihm, verwundet ihn leicht mit dem Sporn, Schöffer wehrt sich und schleudert seiner Frau Betschemelchen so gewaltig dem Feinde in's Angesicht, daß er schreiend, blutend zusammenbricht. Neue kommen hinzu, der Alte rafft sich auf, Schöffer sammt Christinen werden zum Hause hinausgetrieben, eine rohe Hand wirft einen Brand des eigenen Herdes in die Sparren und Gebälke des Daches — ein Augenblick noch, und die Brunst leckt mit spitzen Zungen aus zehn Löchern; auf dem Giebel breitet der rothe Hahn seine Schwingen aus, als müsse sich der Fluch des vertriebenen Gesellen von Paris so bald am Druckhause erfüllen.

Wehklagend stand die Familie Fusts im Hofe und sandte den mit Hohngelächter abziehenden Feinden, die das geplünderte und brennende Nest verließen, um anderwärts glücklicher wieder zu beginnen, ohnmächtige Verwünschungen nach. Daß die Bemühungen der Druckerburschen, welche nicht wußten, ob sie erst das Haus löschen oder die wenigen Trümmer in demselben retten sollten, nichts fruchteten, begreift sich leicht; ebenso, daß die Nachbarn keine Muße fanden, oder keine Lust, in solcher Bedrängniß einem Dritten zu helfen, zumal da dieser Dritte bei Manchen von wegen seines stolzen Betragens und seines glücklichen Geschäftes nicht zum Besten angeschrieben stand. Fust raufte seine Haare und streute sie in die Flammen des eigenen Besitzes, weil er nicht wußte, wohin. Sein Bruder, der erste Bürgermeister — ach! der hatte in der gemeinen Noth, oder, was wahrscheinlicher ist, in der um seine eigene Habe und

Person so viel zu thun, daß er seines Fleisches und Blutes nicht einen Augenblick gedenken konnte. In der Stadt überall Feinde, Plünderer, Senger; alle Thore geschlossen, die meisten Thüren verrammelt. Rath- und hilflos stand er da, in die Flammen starrend, während Christine ihr Antlitz verzweifelnd an der Brust des Gatten barg. Die Gesellen krochen umher mit gefalteten Händen, und über der müßigen Gruppe knisterte das Feuer, ächzten die Balken im Sturze, flogen verkohlte Papiere, mit denen der frische Herbstmorgen sein höhnisches Spiel trieb.

Der Eindruck möchte schwer zu beschreiben sein, als in diese Scene — sie war eine Oede mitten im Getümmel, eine Ruhe der Vernichtung lagerte darüber — ein Neuer trat. „Grüß' Euch Gott mitsammen, Ihr Armen!" sagte er und sah sie barmherzig und voll Theilnahme an. Wenn aber statt einer freundlichen Antwort nur böse Blicke voll Haß und Mißtrauen, nur mühsam unterdrückte Laute der Feindseligkeit seinen Gruß erwiderten, so weiß es Jeder, daß es Johannes Gutenberg war, welcher in den Hof zum Humbrecht kam, einen Bündel auf dem Rücken, den Pilgerstecken in der Rechten, das Gewand bequem aufgeschürzt, reisefertig. Ja, er war es, und Fusts Groll, froh, so scheint es, einen Gegenstand zu finden, sprühte ihm lichterloh entgegen, gleich der Flamme seines Hauses, in den hastigen Worten: „Mann, was sucht Ihr hier? Wollt Ihr Euch weiden an unserem Elend, oder geht Ihr betteln bei Bettlern?"

Ruhig schüttelte der Geschmähte sein Haupt, nicht beachtend, daß Schöffer sich bei seinem Anblicke abgewandt

hatte, Frau Christine am Arm davon führend. „Ihr solltet,“ sprach er milde, „in der Zeit der gemeinen Fährde unseren kleinen Hader vergessen haben, dacht' ich. Mich trieb der Wunsch her, zu sehen, wie es Euch ergangen sei, meinetwegen zu helfen, wo zu helfen wäre. Kaum dachte ich daran, daß wir zuletzt in Unfrieden auseinander gegangen waren; ich vermeinte noch theil zu haben an dem Hause, in dem ich einst eine geraume Zeit mit Euch und Eurem Eidam gewirkt habe.“ — Fust murrte zur Antwort: „Ihr seht, zu helfen ist hier nichts mehr, zu holen auch nicht. Wir sind ruinirt wie Ihr.“

„Nicht so kleinmüthig, Meister!“ sagte Gutenberg; „mir ist's um Weniges besser ergangen. Bei dem Syndikus haben die Nassauer auch einen sauberen Haushalt gemacht. Meine Pressen sind zerschlagen, meine Lettern zerstreut, das hohle Gehäuse steht freilich noch.“

Schöffer war mittlerweile wieder herangetreten und mischte sich in das Gespräch, indem er dem ehemaligen Lehrer mit giftigem Hohne bemerkte: „Nun, sehr werther Herr, dabei mögt Ihr Euch am ehesten beruhigen. Ist's ja doch bekannt, daß Ihr kein rechtes Eigenthum am Ganzen hattet und das Geschäft nur auf des Doktors Gewinn und Verlust betriebt!“ — Gutenberg erröthete bis an die Stirne bei den unzarten Worten. „So ist's,“ entgegnete er, „und Ihr wißt am besten, weß die Schuld, daß es so ist. Mich kümmert auch nicht, was ich verlor, sei es auch noch so geringfügig. Nur die abermalige Störniß meiner Arbeit, der Verlust an Zeit und Kraft, mit denen der Greis geizen muß, nur das beugt mich darnieder. Wer weiß, wann und wo man

nun wieder eine Stätte findet, um seinen Setztisch aufzuschlagen?"

„Denkt Ihr denn," so fragte Fust finster und niedergeschlagen, „daß jemals wieder eine Druckerei hier zu Stande käme? Die meinige und die Eure waren die ersten, und glaubt mir, sie werden die letzten bleiben. Es wird sich ein Jeder hüten, ein Geschäft wieder aufzunehmen, auf dem sichtlich der Fluch des Himmels liegt. Ihr und wir zu Grunde gerichtet! Verflucht die Stunde, da Ihr zum ersten Male mein Haus betreten und mich mit schönen Reden zu dem Teufelswerk verleitet habt! Mag es vergehen wie der Rauch aus meinem Hause, zusammenbrechen wie jener morsche Pfeiler, an dem die erste Presse stand!"

Ein neues Gepolter gab den rechten Schluß zu dem schrecklichen Wunsche. Bis auf die Straße hin und weit über den Hof stürzten Schutt, Staub, Asche, Funken, Kohlen, Splitter, Sparren. Ein Geselle begrub sich darunter, die Anderen flüchteten wehklagend, Schöffer entriß sein heulendes Weib dem Brande, nur der alte Fust und Johann Gutenberg beharrten allein in der Verwüstung; Jener vor Schreck schier in die wankenden Kniee gesunken, beide Hände fest vor die Augen drückend, verbissen und ingrimmig, als wolle er seines Hauses letzten Stein zu seinem Grabsteine machen. Gutenberg erhob sich hoch und mit fast jugendlicher Kraft neben ihm, und seine Rechte auf des Gegners Schulter drückend, brach er in die begeisterten Worte aus: „O, Ihr Kleingläubigen, die Ihr meint, nun der Tempel in Flammen stehe, müsse auch der Gott verbrennen! Euch geschieht

Recht in Eurer Hoffahrt, da Ihr nur um irdischen Vortheil die Kunst betreibt, nicht um der Kunst selber willen und aus Lust an ihr oder an ihrem Segen. Wahrlich, ich sage Euch, Meister Fust, diese Kunst, an der Ihr verzweifelt, ist so ewig als das Wort, das sie vor allen Menschen erhöhet hat, und sie wird mit der Brunst Eures kleinen Hauses ebensowenig zusammenstürzen, als jener blaue Himmel, der sich hoch und ruhig über uns und unsern Irrthümern und Gräuelthaten wölbt. Schaut um Euch, Meister Fust! Eure Werkstätte leer, Eure Gesellen auf und davon! Denkt an mich! Wie da droben über Eurem gebeugten Haupte der Wind die Blätter Eurer Bücher unbewußt nach allen Weltgegenden wirft, so wird unsere Kunst dadurch, daß wir in unserem Wirken gestört und auseinander getrieben werden, in alle Welt sich verbreiten. Laßt brennen, Johannes Fust, was verbrennen kann! Die Kunst ist der wahre Phönix, und leuchtend, siegend, unsterblich schwingt sie sich aus jenen Flammen auf, um über die ganze Erde ihre Flügel zu strecken!"

5.

Im Rheingau und zwar am rechten Ufer des schönen Stromes, wenige Stunden unterhalb Mainz, liegt ein kleines, nur selten, obwohl doppelt genanntes Städtlein: Eltville oder Elfeld, wie Ihr wollt. Wenn die stolzen Dampfrosse der modernen Zeit auf dem Wasser oder auf

Eisenschienen an den bescheidenen Häusern vorüberschnauben, klingt höchstens einmal die gellende Glocke hell auf und ruft dem kleinen Nachen, der mit seiner roth-weißen Fahne rüstig die Wellen durchschneidet, zu größerer Eile, während der Schnellzug gar nicht, der Lastzug nur ein Paar Augenblicke lang verschnaufend stillhält. Die Reisenden werfen vom luftigen Deck oder aus dem gefüllten Waggon kaum einen Blick auf die ab- und zugehenden Gefährten; sie haben Recht — was kann aus Eltville Gutes kommen? Was geht eine spröde Tochter von Albion, die sich lang auf eine Bank des Verdeckes gegossen hat, jene stille, feine Rheinländerin an, die, ein Körbchen am runden Arm, ihr Strickzeug in der Hand, sich geräuschlos auf einem Feldstuhl niederläßt und den Freunden am Ufer ein treues Lebewohl nachwinkt?

In Eltville muß die im Brande der Stadt Mainz abgerissene Erzählung wieder angeknüpft werden. Drei Jahre waren seit dem Ereigniß hingegangen, für die schönen Rheinlande harte, schwere Jahre. Gutenberg hatte den Wanderstab wieder ergriffen; vor ihm her schritt, das leichte Gepäck der kleinen Karavane auf seinen Schultern, Claude Musny, der glückliche Sohn eines froheren Volkes, der mit seinem heiteren, durch keine Entbehrung, keine Widerwärtigkeit entmuthigten Sinn dem Greise manchen helleren Augenblick gewährte. Lorenz Beildeck, der von seinem alten Herrn unzertrennlich schien, ging an dessen Seite, zuweilen die wankenden Gliedmaßen des Alten unterstützend, zuweilen mit seinem Auge der schwindenden Sehkraft seines Gebieters zu Hilfe kommend.

Welch' ein Zug! Wie mußte dem Führer desselben zu Sinne sein, verglich er ihn mit dem ersten Ausfluge, den der jugendliche Adler, nach derselben Richtung hin, aus seinem Horste gewagt! Beildeck hütete sich wohl, daran zu mahnen; aber Gutenberg selbst, als die Reisenden eines Abends auf einer Höhe nahe am Ufer des Rheines Halt und Rast gemacht hatten, brach in die schmerzlichen Worte aus: „Weißt Du's noch, Alter, wie wir anno zwanzig dieselbe Straße gezogen sind? Ich hoch zu Roß, ein junger, patrizischer Fant, wie die andern all', die Fürstenberg, die Volksberg, die Gelthuß, die Humbrecht, eine prunkende Feder auf dem Sammtbarett und ein seiden Wamms auf dem Leibe mit allerhand Falten und Alfansereien? War doch eine rechte Herrlichkeit, gelt, Lorenz!? Und wie wir den plumpen Reitern der Zünfte und der Bürger voranflogen, um Kaiser Ruprecht zuerst zu begrüßen, und wie das Volk uns hernach in Mainz unsere Häuser stürmte, wie wir fortzogen" ...

„Damals ging's an, sagte der alte Beildeck seufzend vor sich hin und nickte mit dem Kopfe.

„Ja, damals ging's an," und wann wird's enden das Wandern, das Elend?" Der edle Greis blickte bei diesen herben Worten starr der langsam sinkenden Sonne in das glühende Angesicht. Ihre warmen Strahlen thaten seinen ausgebrannten Augen wohl und webten um den fast nackten Scheitel, um die bleichen Züge des Kopfes eine Märtyrer-Glorie.

Sein Sorgen war nicht grundlos gewesen. Drei Jahre lang ward das Kleeblatt, Rhein-auf, Rhein-ab,

umhergewirbelt; selbst bis Straßburg hinauf ging Gutenberg noch einmal, um alte Freunde aufzusuchen. Er pochte überall an verschlossene Thüren oder an verschlossene Herzen. Seiner Kunst bedurfte man nirgend; der Brand von Mainz hatte die Rheinlande so mit flüchtigen, Arbeit heischenden Gesellen und Druckern überschwemmt, daß für den Greis kein Platz mehr war. Und dienen wollte das ehrwürdige, gebeugte Haupt nicht; er verlangte seine eigene Werkstatt, freie Hand und einen vollen Beutel.

Im dritten Jahre fand diese Pilgerschaft ein Ziel, freilich kein freiwilliges, kein erwünschtes. Gutenberg erkrankte gefährlich. Mit Mühe vermochten seine Begleiter ihm Obdach und Aufnahme zu verschaffen bei einem armen Fährmann, der, dem reichen und mächtigen Kloster Erbach gegenüber, auf dem linken Rheinufer eine Hütte besaß und theils mit Fischfang, theils mit seiner Fähre, worin er die zum Kloster Wallenden übersetzte, ein kümmerliches Leben fristete. Dort fiel Gutenberg nieder. Es war ein Aufenthalt ganz nach seinem Sinne, entfernt von den Wohnungen anderer Menschen, die der eigensinnige, von Tag zu Tag mehr verstockende Sinn des Vielgeprüften gerne mied, unter Rebhügeln geborgen, mit einem Blick auf den klaren, ruhig an der Schwelle der Hütte vorbeiziehenden Rhein.

In diesem elenden Hause, vergessen und verlassen von allen Menschen, lag, als man das Jahr des Herrn 1465 schrieb, Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, schwer danieder. Die böse Jahreszeit war hereingebrochen und hatte ihn noch auf der Wanderschaft

überrascht; Erschöpfung, Altersschwäche, Seelenleiden aller Art trugen auch das Ihrige dazu bei, und somit waren die besorgten Blicke, welche sich die beiden Getreuen an dem niederen Lager ihres Meisters zuwarfen, nicht ohne Grund. Sie theilten sich in Pflege und Unterhalt des Verehrten; während Claude Musny bei den Weinbauern umher oder drüben im Kloster Dienste that, weilte Beildeck bei dem Kranken. Selten, daß ein Mönch aus Erbach, in der Heilkunde erfahren, auf Claude's nachdrückliche Bitte herüberkam, um nach dem Siechen zu sehen; sein gewohnter Arzt war ein wunderthätiger Schäfer aus der Umgegend, der mit Zaubertränken und Gebetsformeln ein zerbrochenes Leben wieder zusammenzuflicken suchte.

Eines Abends, im Spätherbste gedachten Jahres, saßen die drei Helfer, der Schäfer, Beildeck und der junge Franzose, bei dem in unruhigem Fieberschlummer hinbrütenden Kranken. Es war eine unheimliche Nacht. Die Wellen des Rheins gingen hoch und pochten fast an die Schwelle des Häusleins; durch die Thalschlucht, über den zürnenden Strom hin, fegte ein rauher Wind und schüttelte in seinen Grundfesten die Balken und Sparren der Hütte. Der Leidende hatte einen schlechten Tag gehabt; er klagte über brennende Hitze im Kopfe, zumal in den Augen, und mit Erschrecken bemerkte Beildeck, wie er, noch unsicherer als sonst, mit den Händen nach der Schale tastete, die jener ihm vorhielt. Claude saß still zu Füßen des Bettes; der Schäfer murmelte unter allerlei unverständlichen, geheimnißvollen Zeichen seine Gebete her, sobald Gutenberg unruhig auffuhr oder im Schlafe

ächzte; Beildeck stand am Fenster und sah in die ziehenden Wolken und Wetter hinaus. Es dunkelte schon völlig in dem kleinen Gemach, als Gutenberg aufwachte und mit erloschener Stimme ängstlich nach Licht rief. Beildeck ging hinaus, zündete einen Kienspan am Herde des Fischers an und steckte ihn stillschweigend in den eisernen Ring in der Mauer, nahe dem Bette des Kranken. Dieser richtete sich hoch auf, als er die Thüre knarren hörte. „Licht!" rief er zum dritten Male und ungeduldig: „ist denn Niemand da, der einem alten Manne einen Funken Licht in seine lange Nacht wirft?"

Beildeck zitterte mit beiden Händen und zog den jungen Franzosen hastig an das obere Ende des Lagers. „Lieber Herr!" sagte er, „wollet Euch nur umschauen oder die Augen öffnen; das Licht hängt ja an seiner gewohnten Stelle!"

„Und ich sage Dir, Du lügst," rief Gutenberg heftig aus, „ist es nicht so finster hier, wie in einem Grabe? Claude, mein Junge, sprich Du! Wo bist Du?"

Der Gerufene ging dicht zu Häupten des Meisters und beugte sich bebend über ihn. „Hier bin ich," flüsterte er und ergriff des Kranken Hand. Dieser stieß ihn barsch zurück, sprang von seinem Bette auf, griff hastig nach der Fackel und hielt sie dicht an sein Angesicht —

Er sah sie nicht mehr!

Jammernd stürzte er auf sein Stroh zurück, die nun ganz erblindeten Augen in seinen Händen vergrabend. „Ich höre Euch," sagte er zu den um ihn schluchzenden Leidensgefährten, „aber ich sehe Euch nicht; ich rieche den Brand des Holzes, aber sein Strahl dringt nicht mehr

in meine Nacht. O ich Elender! Ein Tobias und ohne Sohn!"

Nach den ersten Ausbrüchen der Verzweiflung herrschte eine Todtenstille in dem Kämmerlein. Der Schäfer war — darin einem gelahrten und vornehmen Arzte der neuesten Zeit ähnlich! — leise davongeschlichen, als er einsah, hier ebenso wenig geholfen zu haben, als jemals helfen zu können. Der Kranke saß aufgerichtet, die Hände auf seinem Deckbette gefaltet, da, ohne sich zu regen; zu seinen Füßen kniete in rathlosem Schmerze der junge Franzose, still in sich weinend, und Lorenz leuchtete mit der Fackel — ach, vergebens! — lange und wie mechanisch in die grauen, starren Augenhöhlen Gutenbergs, als könne er mit seinem groben, irdischen Lichte den drinnen erloschenen Himmelsfunken wieder entflammen.

Pferdegetrappel vor der niederen Hausthür störte den kleinen Kreis in seiner Trauer. Beildeck wollte zum Fenster eilen, zu sehen, was es draußen gebe, als der Fischer schon einen Reisigen, ganz durchnäßt und bis an den Hals mit Koth bespritzt, hereinwies. „Da sucht selber," sagte er zu ihm, „ob's der Rechte ist!"

Gebückt trat die hohe Gestalt in die niedere Thür. „Ich suche," sagte er zu dem ihm verwundert, fast unwillig entgegentretenden Beildeck, „den Johann Gutenberg von Mainz."

Der Greis hatte bei der fremden Stimme, welche seinen Namen nannte, aufgehorcht und winkte hastig dem Diener, zu schweigen. Seinen Stolz empörte es, so gefunden zu werden, und sich nach der Thür hinwendend, woher der Schall kam, entgegnete er ziemlich hart dem

Reisigen: „Wer sagt Euch, daß Ihr den edlen Herrn hier aufsuchen sollt in einer elenden Fischerherberge? Geht Eurer Wege, guter Freund, und lasset ehrliche Leute ungeneckt!“

„Schade,“ meinte der Reisige mit einem mißtrauischen Blick auf den Kranken, der sich in seine Kissen zurückgeworfen hatte, „schade, daß ich mit einer guten Botschaft einen so schlimmen Empfang erfahren muß. Der, dem meine Sendung gilt, würde mich sicher freundlicher aufnehmen.“

„Wißt Ihr das so gewiß?“

„Sollt's denken,“ entgegnete Jener, indem er aus dem ledernen Koller eine Pergamentrolle hervorzog. „Ich bringe da von unseres Herrn Erzbischofs Hochwürden-Gnaden einen Brief, der dem alten Herrn wohlthun sollte, wenn er ihn erst in Händen hätte. Seit Wochen bin ich ihm auf der Spur, folge dem Flüchtigen Fuß vor Fuß, bis mich gestern die geistlichen Herren von Erbach hierher wiesen.“

Gespannte Erwartung im Gesichte, waren Claude und Lorenz dem Reisigen entgegengetreten; der Letztere zeigte mit einem verstohlenen Augenwink auf den Kranken und sagte laut: „Wenn Ihr Euch entschließen könntet, Eure Botschaft an uns abzugeben, so würde ich Euch wohl mit meinem Kopfe dafür einstehen, daß sie in die rechten Hände käme, dermalen uns der Aufenthalt des Herrn Johannes Gutenberg zur Zeit wohl vertraut ist.“

„Mir kann's recht sein,“ entgegnete der Reisige, wie im Einverständniß nickend und seine Rolle dem Alten

einhändigend. „Bin ich doch nun meines lästigen Dienstes los und ledig, und kann, wenn mich der Bursche zur Nacht noch über den Rhein setzen will, Eltville erreichen, wo mein gnädigster Herr, der Erzbischof Adolf, den Gott erhalten möge, seinen Hof aufgeschlagen hat."

Noch klirrten die Sporen des Reiters auf der Hausflur, als Claude schon die Rolle dem Alten aus den Händen gerissen, damit an's Licht geeilt war und, nach einem flüchtigen Blick über die Zeilen, an denen das große erzbischöfliche Siegel in stattlicher Kapsel baumelte, mit einem Jubelrufe auf die Kniee stürzte. „Wann die Noth am größten, ist der Herr am nächsten," stammelte er, und seine Thränen, jetzo nicht mehr des Jammers, sondern der dankbaren Freude, seine Küsse bedeckten die vor Erwartung zitternde Hand des Greises.

„Gemach, gemach, junges Blut," sagte Dieser, seine eigene Aufregung mühsam bezwingend. „Was enthält denn das Blatt, das unseren heißblütigen Franzmann so in Harnisch bringen kann?"

„Eure Rettung, mein Herr und Meister!" jubelte Claude und reichte das Pergament an Gutenberg, der mit bebenden Fingern Band und Siegel betastete. Claude vergaß, daß er es selbst nicht mehr zu lesen vermochte, Beildeck mußte ihn deß erinnern, und darauf erst entwand er es mit sanfter Gewalt dem Kranken, und las, laut, unterbrochen von seinen eigenen Thränen und dem freudigen Schluchzen des alten Lorenz, was wir unseren Lesern in der einfachen, treuherzigen Sprache jener Zeit, als ein heiliges Fideicommiß an die unsrige, mittheilen wollen:

— Wir Adolf erwelter und bestetigter Ertzbischof zu Mentze bekennen das wir haben angesehen annemige und willige Dinst, die uns und unserm stift unser lieber getruwer Johann Gudenberg getan hait etc.; darumb und van besundern gnaden wir ine zu vnserem dhiener und' hoffgesind uffgenommen und entpfahen etc. Wir sollen und wollen ime auch solichen dinst, diwile er lebet, nit uffsagen, und uff dass er solichs dinstes deste bas genesen moge, so wollen wir ime alle jar und eyns jglichen jars, wann wir unsere gemeinen Hoffgesind kleyden werden, zu jglichen zyten, glich unseren Edelen kleyden, und unser hoffkleydung geben laissen, und alle jare eins jglichen jars zwentzigk malter korns und zwey fuder wins, zu gebrauchung sines husses, doch das er die nit verkauffe oder verschengke, fry ane ungelt, nyderlage und weggelt in unser Stadt Mentze ingehen laissen, ine auch diwile er lebt und unser dhiener sin und bliben würdet, wachens, volge etc. dienst, schatzung und anderer in gnaden erlaissen.

Die Rolle entsank den Händen des Lesenden; Claude fiel wieder auf seine Kniee nieder, sie hoch emporhaltend. Rührend anzusehen war es, wie der alte Lorenz seine Finger inbrünstig um die Rechte des angebeteten Herrn schloß, und mit einem überströmenden Blicke gen Himmel in sich hinein sprach: „Herr, nun lasse Deinen Diener in Frieden fahren!“

Und Gutenberg?!

Bleich und gestreckt lag er da. Einzelne schwere Tropfen rollten über die Wangen in den langen, greisen

Bart hinein; keine Muskel, kein Gelenk zeigte, daß noch Leben in dem Leibe sei. Und als seine beiden Vielgetreuen auf's Neue Jeder eine Hand faßten, da wehrte er sie mild von sich ab und sprach, während heißere Thränen und häufigere ihm entstürzten, kopfschüttelnd vor sich hin:

„Zu spät! — diese Augen können's ja nicht mehr sehen! — diese Augen können ja nichts mehr als weinen!“ —

6.

Die Geschichte, welche uns in dem Decret Adolfs von Nassau einen Beweis von der humanen Gesinnung dieses Kirchenfürsten aufbewahrt hat, meldet uns nicht, welcher Art die Dienste Gutenbergs gewesen seien, wodurch er die Gnade desselben sich erworben. Hatte, wie Einige vermuthen wollen, der alte Mann schon in Mainz der Partei des Nassauers angehangen und zu dem Ueberfalle seiner Vaterstadt irgendwo mitgewirkt? Das scheint bei seinem der Welt abgewendeten Sinne und seiner beschränkten Thätigkeit wenig glaublich. Nehmen wir lieber an, der Erzbischof habe sich des verdienten Sohnes seiner gewaltsam genommenen Hauptstadt in Gnaden erinnert, oder er sei von dem ärmlichen, schweifenden und unwürdigen Loose des Erfinders einer schon damals großes Aufsehen machenden Kunst durch einen Freund, durch den Zufall unterrichtet worden! Warum erklären müssen, was ohne Erklärung so viel schöner und menschlicher ist?

Der Erzbischof hielt in Eltville Hof. Die Stadt muß schon um deswillen damals größer, wenigstens bedeutender gewesen sein, als jetzt. Das große Schloß stand noch, welches nachmals ein Opfer französischer Flammen geworden ist. In Mainz selbst wollte sich Adolf nicht niederlassen; mag sein, daß er den Gemüthern und der Stimmung seiner Heerde noch nicht so recht trauen durfte!

Nach Eltville zog denn auch, gestützt auf seinen treuen Claude, begleitet von Lorenz Beildeck, Johann Gutenberg, jetzt nicht mehr ein wandernder Belisar mit seinem Knaben, aber doch ein armer, blinder Greis am Stabe, den die spät aufgegangene Gnaden- und Glückssonne nicht mehr zu durchwärmen vermochte. Erlasset mir es, Euch die Scene auszumalen, wie der Alte in der bischöflichen Kurie erschien und dem hohen Herrn seinen mündlichen Dank abstattete, und wie die Großwürdenträger des geistlichen Staates sich neugierig um die gebückte Gestalt drängten, wie ein beleibter, strahlender Prälat dem anderen in's Ohr flüsterte: „Also das ist der Mann, der Bücher drucken lehrt?“ Eine tiefe und innige Sympathie für den ohnmächtigen Erfinder eines allmächtigen Werkes mochte sich wohl unter den Meßgewändern und Stahlwämsern nicht regen!

Nur kurze Tage genoß nach so vielen Opfern und Widerwärtigkeiten der greise Meister sein bescheidenes Glück. Es war, als ob die Sonne kurz vor ihrem Niedergange die Schatten und Wolken um sich plötzlich zerrissen hätte, um bald darauf still und heiter in den

blauen Strom, hinter die zitternden Berge unterzutauchen. Gutenberg sah sie nicht mehr, diese im schönen Rheingau auf- und niedergehende Sonne; aber oft saß er mit seinen beiden Getreuen am Ufer des Stromes und hörte dem Rauschen der leise hinziehenden Wellen zu. Nur wenige Worte gingen noch über die Lippen des Greises; diese Lippen hatten im Leben des Herben so Vieles hinabschlürfen müssen, daß der Honig der letzten Tage sie kaum noch erquickte, und daß sie krampfhaft über ihrem Schmerze geschlossen blieben.

In ländlicher Beschränkung und Abgeschiedenheit war den drei Vereinten ein Jahr, das Jahr 1466, hingegangen, und das zweite sandte eben seine ersten Frühlingsgrüße in die sehnsüchtige Welt, als Gutenberg, nunmehr ein Siebenzigjähriger, eines Morgens am Fenster seiner Hütte saß und still, vor sich hinstarrend, seinem jungen Freunde lauschte, der draußen vor der Thüre ein Geländer für den jungen Rebstock zurecht schnitzte, dessen Ranken an der Wand des Hauses strebsam emporklimmten. Ein vaterländisches Lied nach dem andern floß von den muntern Lippen des Parisers; Gutenberg verstand von den Worten vielleicht wenig, allein ihn erfreute die heitere volksthümliche Weise und der gefällige Vortrag Claude's. Auf einmal hört der Letztere seinen Namen von der Stimme des Meisters hastig ausrufen; bestürzt wirft er das Beil aus der Hand und eilt hinein, als ihm auf der Schwelle schon Gutenberg, auf seinen Stab gestützt, entgegentritt. „Das Lied," ruft der Greis mit bebenden Lippen aus, „Dein letztes Lied noch einmal." Verwun-

dert und besorgt blickt ihn Claude an und beginnt auf ein ungeduldiges Zeichen wirklich wieder:

„Soir et matin, filles, n'allez solettes
Quérir sur les gazons derraines violettes.“

Gleich nach den ersten Worten unterbrach Gutenberg den Sänger, indem er ihn heftig bei der Brust faßte: „Junge,“ rief er aus, „woher hast Du dieses Lied?“ — „Meine Mutter lehrte mir's,“ sagte Claude mit sanftem Tone, „da ich noch ein kleines Kind war und auf dem Grève-Platz mit glatten Steinchen spielte.“ — Sinnend ließ ihn der Alte los. Nach einer Weile begann er wieder: „Siehst Du, Claude, Du bist ein braver Knabe, und hast durch Deine Treue mein Vertrauen wohl verdient. Das Lied schnitt mir darum so in's Herz, weil es das letzte Wort, der letzte Laut von Jemandem war, den ich lieb, sehr lieb gehabt habe. Seit ich es zum Letzten gehört, sind nun viele, viele Jahre hingegangen; ich höre es nicht wieder, niemals so wie einst.“

Erschüttert verstummte Gutenberg. Vielleicht war es gut, daß er nicht sehen konnte, in welch' heftige Bewegung seine abgerissenen Worte den Jüngling versetzt hatten. „Geh' nun wieder hinaus, Claude,“ setzte Jener nach einer Weile hinzu, „aber sing' mir jeden Abend das Lied einmal, hörst Du? Deine Hand, mein Junge!“ Er reichte sie dar. „Du zitterst ja, was hast Du? Was ist das?“ fragte er überrascht, mißtrauisch, wie es der Blinden Art ist. — „Nichts, Meister.“ — „Und ich will es wissen, Deine Hand ist heiß, wie Feuer.“ — „Es ist nur, weil Ihr sagt, Ihr hättet Vertrauen zu mir, und

in demselben Augenblicke verbergt Ihr mir etwas, was Euch drückt!“

Aengstlich und doch mit flehender Hast, als müsse er einen günstigen Augenblick benutzen, hatte Claude diese Worte gestammelt. Gutenberg kehrte sich ab von ihm, um nach einem langen Stillschweigen in leisem Tone zu dem Franzosen zu sagen: „Claude, Dein Lied sang mir einst eine Landsmännin von Dir zum Abschied, ein edles, liebes Mädchen, und sie hieß — sie hieß, wie Deine Mutter, sagst Du, geheißen hat, Gisquette —.“ Der Greis verhüllte sein Haupt, Claude aber stürzte zu seinen Füßen, umklammerte die Kniee des Mannes, stöhnend: „O Vater, Vater! — Ahnst Du nicht? Die Dir es sang, sie war ja meine Mutter!“

Ein greller Schrei rang sich aus Gutenbergs Brust. Sein Stab entfiel den Händen, und diese, des Blinden Augen, suchten Haupt und Antlitz des Knieenden. „Du lügst,“ sagte er, „sei barmherzig! Lüge nicht!“

„Bei dem Lichte, dem verlorenen, Deiner geliebten Augen, bei dem gebrochenen Herzen Gisquettens, ich lüge nicht. Dein Sohn, — sie meine Mutter, — Du mein Vater!“ In französischer Lebhaftigkeit hatte Claude diese Worte hervorgestoßen. Gutenberg antwortete nicht, seine Brust hob sich gewaltig, es rang in ihm, man sah es, die Lust, die Begierde, zu glauben, mit dem Zweifel. „Und warum . . .?“ stammelte er. „Vater,“ sagte Claude, ihn errathend, „ahnst Du denn nicht, daß das meine Sendung war? daß ich mich darum bei Dir eindrängte, darum Dir folgte, darum mit abgöttischer Verehrung an

Dir hing? Und ahnst Du nicht, daß meine Mutter mit einem heiligen Eide meine Zunge band, nicht eher mit einer Sylbe ihrer zu gedenken, bis Du selbst ihrer Erwähnung gethan. Bleib' bei ihm, sagte sie, sein unterster Knecht, wenn er Dich nicht anders will, denn er ist Dein Vater. Und findest du ihn glücklich, was meine heißesten Gebete vom Himmel erflehen werden, denkt er in seinem Wohl an die arme Gisquette zu Aachen nicht mehr, so beschwöre Du ihren Schatten nicht zwischen ihn und seine Freude. Ist er aber unglücklich, dann wird er von selber sich mein erinnern, und in der Stunde falle vor ihm nieder, küsse seine Sohlen und sprich: Sei getrost! Sie sendet mich! Deinen Sohn!"

„Halt' ein, um des Heilandes willen, halt' ein!" schrie Gutenberg auf und sank nieder zu dem vor ihm Knieenden. „Ja, das ist sie, an diesem Worte erkenne ich Dich. O mein Sohn, mein Sohn!"

Ein Blitz hätte die beiden Männer nicht auseinander gerissen. So lang, so eng, so lautlos war die Umschlingung, in der sie ruheten. Der Greis klagte nicht, daß er den Gefundenen nicht sehen konnte; seine Lippen, seine Hände, seine Arme dienten ihm statt Augen; „und," sagte er unter Thränen, „einst, ehe ich es wußte, welchen Schatz ich besaß, ja damals, als ich blind war, sah ich ja Deine lieben, offenen Züge und meiner Gisquette Augen."

Nach dem ersten Taumel einer solchen Entdeckung gewann Gutenberg Fassung genug, um nach Claude's Mutter zu fragen. Er konnte es nicht sehen, wie Dieser mit überquellenden Augen nach oben wies, aber er ver-

stand die stumme Antwort doch an der schmerzlichen Innigkeit, womit der Sohn sich auf's Neue an die Brust des Vaters drückte. „Sie erwartet mich droben," flüsterte er und barg seine lichtlosen Augen an Claude's Stirn.

Noch in stummer Umarmung fand Lorenz Beildeck, als er um Mittag vom Acker heimkehrte, die Beiden. „Lorenz, ein Sohn!" so rief, als er den Tritt des Nahenden erkannte, Gutenberg dem treuen Diener schon entgegen, und Claude richtete sich, stolz auf einen solchen Vater, in seinen Armen auf. Verwundert empfing Beildeck die Erklärung, und, gleichsam mehr um dem Fremden einen vollgültigen Beweis zu liefern, als um sich vor dem Vater zu rechtfertigen, zog jetzt Claude aus seiner Truhe einen kleinen, glänzenden Metallspiegel heraus, auf einer Seite mit einem Bilde beklebt, zierlich am Rande gezackt. „Sage dem Meister, welches Bild Du auf der Rückseite dieses Spiegels siehst!" sagte er zu Beildeck. — „Eine heilige Maria, die Brust von drei Schwertern durchbohrt, das gekreuzigte Jesuskind in den Armen." — „Und darunter," sagte Gutenberg hastig, „in Holzschnitt die Worte: Ecce, mulier, filium tuum! — O weist her die Tafel, den Spiegel! Ich gab sie Gisquetten, als ich sie zuerst gesehen am Domplatze zu Aachen!" Er riß die Reliquien einer besseren Zeit an sich und küßte sie mit inbrünstigen Lippen.

Die Stunde, da er diesen Spiegel in eine geliebte Hand gegeben, die ganze Epoche aus seinem Leben lag vor Gutenbergs innerem Auge wie ein warmer Sonnenblick, in dem auch der kahle, kalte Gletscher seines Alters roth

aufglühte. Als die Erinnerung an jene Zeit zu mächtig in ihm wurde, erzählte er seinem Gefundenen und dem treuen Beildeck, wie folgt:

„Es war im Jahre 1440, als nach Aachen, der uralten, berühmten Kaiserstadt, von allen Seiten der gläubigen Christenheit gewallt werden sollte. Eine Heilthumsfahrt, wie man das nannte und wie sie alle sieben Jahre nach den wunderthätigen Heiligthümern des Domes in Aachen veranstaltet wird. Ich lebte dazumalen in Straßburg zu St. Arbogast, im Geiste beschäftigt mit meiner edlen Kunst, aber noch zu keinem rechten Ende gediehen. Dabei ging's mir — Lorenz, Du weißt das! — im täglichen Leben ein bischen knapp zu. Die Sendungen von Mainz waren schon lange ausgeblieben, mein väterlich Erbe verkauft und draufgegangen zu allerlei Experimenten und Vorarbeiten. Um deshalb einigen Erlös zu ziehen, der mir mehr zur Verfolgung meiner Idee als zur Fristung eines bereits im hohen Mittage stehenden Lebens nöthig däuchte, machte ich mich an allerlei Künste, von denen ein günstiger Betrieb zu hoffen war, ließ Spiegel und Steine schleifen, schnitt Bilder und Formen in Holz, und verband mich mit jenen Straßburgern, die es später so übel mit mir im Sinne hatten, mit dem Andres Dritzehn, dem Heilmann und den Anderen. Das mag aber schon ein oder zwei Jahre her gewesen sein, daß wir zusammen unser Geschäft betrieben; sie schossen, wie billig, ihre Einlage dazu her, ich lieh ihnen mein Werkzeug und unterwies sie nach bestem Vermögen.

Von der Heilthumsfahrt verhießen wir uns eine recht reiche Aernte. Da kamen sie aus aller Herren Län-

dern zusammen, der eitle Franzmann mit seinem geputzten Weibsen, der stolz einhergehende Spanier, die schönen verschleierten Frauen von Venedig und den großen italischen Städten. Wir durften darum wohl hoffen, von unsern Künsten und Werken manches schöne Stück an den Mann zu bringen. Zudem trieb mich noch ein Anderes von Straßburg weg. Ich hatte mit einem elsässischen Mädchen, Ennel zur Eisernen Thür hieß sie, kurze Zeit ein Verlöbniß gehabt. Mein Herz gedachte sie heimzuführen, weil ich Wohlgefallen fand an ihren schönen braunen Augen und an der schlanken Gestalt. Gott und die Eltern Ennels beschlossen es anders mit uns. Ich will glauben, sie war unschuldig daran, denn sie war eine brave Dirn' und, ich darf es wohl sagen, mir mit ganzer Seele zugethan, und ein wenig leichtfertig, sagten ihr böse Zungen nach, auch an weltlichen Dingen eifriger hangend, als es einer Christin und einer deutschen Hausfrau ziemen mag. Die Eltern fanden an mir und an meinem Wandel kein Aergerniß; es kränkte sie nur, daß ich nicht höher hinaus wollte, immer in meiner Werkstatt saß, über Büchern und Kunststücken brütete; der Vater meinte, ich hätte einen niedrigen Sinn, und wenn ich mich nicht besser dran gäbe, nicht nach einer Würde in der Stadt trachtete, so gäbe er einem Müßiggänger, Grillenfänger und Kopfhänger sein Mädel nicht. Er war ein reicher Mann von vieler Sippschaft in Straßburg und baß angesehen.

Natürlich, daß ich ihm nimmer wieder über die Schwelle ging. War mit Ehren vierzig Jahr' alt worden, und sollte nun noch mein Dichten und Trachten,

das all' auf einen Punkt stand, ändern, Rathschreiber werden, Katzenbuckel machen — daß dich!

Mir that's leid, obwohl ich — das sollt' ich bald lernen — die Ennel nicht so eigentlich lieb gehabt. Um mein Weh zu verschmerzen, kam mir die Fahrt gen Aachen so recht zu paß. Im Monat Juni packten wir auf, Dritzehn, Heilmann, der Voigt Riffe und ich, zogen mit einem Paar tüchtiger Saumthiere, die unsere Steine und Spiegel und die buntgedruckten Heiligenbilder trugen, lustig von dannen und fürchteten schier, die beiden Thiere würden das Geld nicht alles tragen können, das wir in Aachen gewönnen. Wir nahmen nicht die Wasserstraße, weil wir unterwegs schon allerlei abzusetzen gedachten.

Verlangt nicht, daß ich Euch das Gepränge und Gedränge schildern soll, das uns in der heiligen Stadt entgegen fluthete. Meine alten blinden Augen können sich's kaum noch zurückrufen, was sie damals gesehen. Alle Straßen und Plätze mit Andächtigen, Fremden, Einheimischen, Vornehmen, Geringen, Gesunden und Krüppeln überfüllt. Vor den Thoren draußen lagen sie des Nachts in bretternen und leinenen Hütten, mit Tannengrün geschmückt und von tausend Lichtern funkelnd. Und früh Morgens, wann die heiligen Prozessionen angingen, wie stürzte aus den Pforten des Domes und hinein eine brünstige Schaar, um den geweihten Schrein mit bittenden Lippen zu berühren, der heiligen Mutter Gottes eine Kerze, einen Kelch oder auch nur eine Thräne und ein leises Gebet zu weihen. Wenn die Glocken dann ausgeklungen, öffneten sich die Läden und Buden aller

Ecken und Enden; Juden und Christen schrieen durch einander, Gaukler, wälsche Sänger, Bettler, Landsknechte, dazwischen wieder seidene Gewänder, Kardinalshüte, Fürstenmäntel — Kranke, die ihre gebrechlichen Gliedmaßen in die warmen Quellen tauchten — Genesene, welche der Mutter Maria ein silbernes Herz brachten oder ein Bein, künstlich aus Wachs gebildet — Stutzer, die mit ihren Buhlen im Gedränge koseten — Soldatenjungen, auf einer Trommel würfelnd — Mönche mit dem Kreuz und der Fahne, einem Leichenzug voran — Masken dahinter und darunter — —

Mir schwindelt, denk' ich daran, und in den Ohren braust mir das unaufhörliche Geräusch jener Tage noch immer. Damals war ich ein Mann in der Vollkraft meiner Jahre, und es focht mich nichts an; im Gegentheil, es konnte mir nicht laut und wirr genug zugehen. Wie ein Fisch im Wasser schwamm ich wohlgemuth in den Wellen des bewegten Menschenstromes mit, die Augen überall, jauchzend mit den Jauchzenden, und wo es Hiebe setzte, auch wohl mit der Klinge noch bei der Hand, deren Brauch der Mainzer Patrizier-Sohn beileibe nicht verlernt hatte. Mein Geschäft kümmerte mich wenig. Feilhalten und handeln wollte mir nicht ziemen, wie auch meine Genossen meinten; sie erboten sich, auszustehen mit unseren Waaren, und wenn es mir auch Abends, da wir den Erlös theilten, oft vorkommen wollte, als hätten sie mein Part verkleinert, so schalt ich mich doch meines schnöden Mißtrauens halber selber aus. Ich hatte ja zu leben, aus dem Säckel ging's in den Mund, und Zeit

für meine Gedanken, meine Arbeiten blieb mir auch noch zur Genüge.

Drei Tage war ich in Aachen gewesen. Da — eines Morgens — ich stand an der Bude, worin Andres Dritzehn unsere Spiegel ausgelegt hatte" . . . — Und ich wollte nur, Ihr sähet, liebe Leser, wie ich, den Blinden bei diesen Worten erzittern, über seine bleichen Wangen eine letzte Röthe anbrechen, seine Hände nach dem Haupte Claude's, seines Neugeborenen, tasten. —

„Unter den vielen Schaulustigen, welche umherstanden, die glatten Metallspiegel betrachtend, war auch ein junges Mädchen, das tief zurückgedrängt wurde in den Haufen und nur von ferne ihre Augen an unseren Schätzen zu weiden vermochte. Diese Augen gefielen mir aber so sehr, daß ich sie heranwinkte mit den Worten: „Tritt doch näher, Du kleine Schöne!" Sie wußte nicht, daß sie gemeint war, ja sie verstand mich nicht einmal, als ich meine Einladung wiederholte, sie dazu bei der Hand fassend, die sie mir leise und schüchtern wieder entzog. „Ich bin keine Deutsche," sagte sie hoch-erröthend. „Ich bin eine Französin, aus dem Faubourg St. Antoine zu Paris, wenn Ihr da gewesen seid, mein Herr!" Ich mußte lachend verneinen. Obwohl ihrer französischen Sprache nicht sehr mächtig, verstand ich sie doch genug, um ihr nothdürftig antworten zu können.

„Willst Du denn nicht einen unserer hellen Spiegel mitnehmen, kleine Französin?" sagte ich zu ihr.

„Ach nein, mein Herr!"

„Du thust Unrecht. Wer ein so hübsches Gesicht hat, wie Du, sollte vor Allem ein solches Meuble an=

schaffen.“ Ich griff ihr dabei scherzhaft unter das Kinn und hob das zierliche, zu Boden gesenkte Oval dieses reizenden Antlitzes zu mir empor. Sie sah mich mit den großen Augen halb bittend, halb vorwurfsvoll an und wollte sich losmachen; ich aber hielt sie fest, und indem ich ihr einen unserer nettesten Spiegel — jenen selben! — hinreichte, sagte ich zu ihr: Nun sieh' doch selber hin, kleine Ungläubige! Ein Schrei der Ueberraschung bebte von den feingeschnittenen Lippen, als sie ihre glühende Wange aus dem Grunde des polirten Metalls so hell und so treu sich entgegenleuchten sah. Man merkte an allem, daß sie ihr eigenes Abbild so klar und vollständig noch niemals erblickt hatte; es war, als schlüge ihre Schönheit erst jetzt die Augen auf, um sich selber zu erkennen. Ich drang in sie, den Spiegel zu kaufen. Sie schwankte; sichtlich hatte sie selbst Vergnügen daran gefunden. Plötzlich aber warf sie ihn heftig wieder auf den Tisch und eilte davon. „Ich kann nicht,“ rief sie aus und drängte sich zurück in den Haufen der Umstehenden.

Ich folgte. In der Nähe des Domes — unsere Bude stand am Domplatze — hole ich die Flüchtige ein. „Warum kannst Du denn nicht?“ — „Mein Herr!“ ... — „Rede ohne Scheu mit mir, Du darfst es“ ... „Weil ich kein Geld habe, um den Spiegel zu bezahlen. Sehet hier mein letztes Fünflivres-Stück. Es ist bestimmt, zwei Hände von Elfenbein zu kaufen, die meine genesene Mutter der gnadenreichen Maria opfert.“

Die kindliche Liebe, welche noch heller aus dem beredten Auge des jungen Mädchens redete, als aus ihren

einfachen Worten, rührte mich tief. Ich fragte sie nach Mutter, Heimath, Namen. Mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit erzählte sie mir, sie heiße Gisquette, sei aus dem Faubourg St. Antoine der großen und mächtigen Stadt Paris, in deren Mauern ich eine so zarte, ländliche, unverdorbene Blume wahrlich nicht gesucht hätte, und wäre mit ihrem Bruder Jacques, einem Gelübde der Mutter zufolge, hierher gewallt, um der Jungfrau Maria für das Wunder der Heilung, das sie an der alten, seit Jahren gichtbrüchigen Frau gethan, ihren Dank und ein frommes Weihgeschenk darzubringen.

„Und wie denkst Du heim zu kommen," fragte ich weiter, „den langen Weg, Du, ein schwaches Mädchen und ohne Mittel, da ja jenes Silberstück, sagst Du, Deinen ganzen Reichthum ausmacht? „Her wie hin," erwiderte sie mit dem leichten Frohsinn ihres Volkes. „Bruder Jacques ist ein gelernter Conteur; der erzählt und singt unterwegs seine Fabliaux, ich schlage die Laute dazu, und so grüßen wir fromme Klöster und gastliche Häuser, an denen es ja — Gott und seinen Heiligen sei gedankt! — nirgends mangelt. Bruder Jacques," setzte sie mit schwesterlichem Stolze hinzu, „hat auch hier in Aachen vor vielen hohen und reichen Herren schon gesungen, und daheim im ganzen Viertel ist er weit und breit bekannt. Hat er doch selbst einmal in einer großen Moralité in der grand'salle den Merkur agirt, mit gewaltigen Flügeln an beiden Schultern, die ich ihm aus Gaze gemacht, und ich sag' Euch, mein Herr, er sah gut aus und hielt seine schönen Reime vortrefflich!"

Brauch' ich Euch zu melden, Freunde! wie mit jedem Worte des durch meine Theilnahme beredt gewordenen Mägdleins mein Herz sich entschiedener zu ihr hingezogen fühlte? Ich führte sie wieder zu unserem Zelte, und indem ich ihr den Spiegel, den sie zuvor mit lüsterner Bewunderung seufzend betrachtet hatte, rasch hinreichte, sagte ich zu ihr: „Nimm das, mein gutes Kind, als Andenken an diese Stunde und einen Freund, den Deine kindliche Liebe tief erfreuet hat!" Sie weigerte sich lange verschämt; als aber Andres, der seiner Reihe nach an jenem Morgen ausstand, mir murmelnde Vorwürfe machte, daß ich leichtfertig mit unserem Gut haushielte, legte sie ängstlich, aber bestimmt den Spiegel wieder hin und sagte zu mir: „Ich dank' Euch, mein lieber Herr! Ihr sollt keine Ungelegenheiten haben wegen eines armen, eitlen Mädchens!"

War mir das Blut schon über die Krämerseele Heilmanns in's Gesicht geschossen, so erhitzten mich die trüben, entsagenden Worte Gisquettens vollends. Rasch nestelte ich meine Börse vom Gürtel los, und indem ich den Kaufpreis des Spiegels mit einem heftigen Schelten gegen Jenen auf seinen Tisch schleuderte, nahm ich mit der einen Hand den Spiegel, mit der anderen der Dirne Arm und führte sie mit sanfter Gewalt aus dem Gedränge.

Claude! Sieben Tage lang, sieben glückliche, unvergeßliche Tage brachte ich mit Gisquette in Aachen zu. Ich ließ nicht von ihr, ich war ihr Schatten, sie, das einfache, reine Herz voll seiner ersten, an mich Unwürdigen verschwendeten Liebe, meine Sonne. Dann

schieden wir — um uns niemals wiederzusehen — und heute . . .“

Johann Gutenberg verstummte, mit langentbehrten Thränen seinen und Gisquettens Sohn an die Brust schließend. Claude hatte, um des Vaters Erzählung zu vervollständigen, wenig hinzuzusetzen von dem freudlosen Leben und Sterben Gisquettens, die niemals von der Treue zu Johannes gewichen war und seinen Sohn auf ihrem Todtenbette als letztes Vermächtniß an den ahnungslosen Freund absandte.

Eine heilige Stille waltete in dem kleinen Gemach, als er geendet. Zu Gutenbergs Füßen kniete Claude, eng von des Meisters, des Vaters Armen umfangen. Beildeck stand mit gefalteten Händen von ferne, sein treues Auge weidend an der verschlungenen Gruppe. Der Greis aber mit seinen starren, lichtlosen Augen, das Gesicht, voll majestätischer Würde und voll tief=seliger Bewegung, umflossen von den weißen Wellen der Haare und des ehrwürdig herniederwallenden Bartes, die Brust gehoben von Seufzern, in denen Schmerz und Lust, Vergangenes und Gegenwärtiges in einander flossen: — wer ihn so gesehen hätte, würde ihn verglichen haben mit einem Oedipus in Antigone's Armen, gebeugt, alt, schwach, aber das Haupt eines Königs, das Herz eines Vaters!

7.

Mit einer Hochzeit hat unsere nichts weniger als lustige Geschichte angefangen und geht zu Ende mit dem

Carnevals-Fest. Bekanntlich wird und ward dasselbe in den fröhlichen Rheinlanden von jeher und überall besonders laut und lärmend begangen, von Basel an bis hinab nach Köln (Alaf, Köln!), allwo Prinz Carneval alljährlich Hof hält und mit einem glänzenden Gefolge von Narren jedes Alters und Standes Tag und Nacht durch die sonst so fromme, emsige und ernste Stadt zieht. Solch' ein munteres Carnevalfest wurde denn auch im Jahre 1468 am Rhein gefeiert, dem ersten, in welchem sich nach den langen Gräueln der Bürgerkriege das zu Kurzweil und Mummenschanz jeder Zeit aufgelegte Völklein im Rheingau zum ersten Male wieder in alter Lust zu regen begann. Auch die frommen Väter von Kloster Erbach verschmähten nicht, an der allgemeinen Lustbarkeit sich zu betheiligen. Von ihren Scholaren und Laienbrüdern ließen sie im inneren Klosterhofe ein prächtiges Schauspiel aufführen, darstellend: die Hochzeit zu Cana. Die ganze Umgegend war zu Gaste geladen, und auch der ungeladenen Gäste strömte eine zahlreiche Schaar herbei, um von den Tafeln fallende Bissen und Brosämlein aufzulesen und einen Trunk Landweins zu erhaschen, der, roth wie weiß, aus vollen Krügen floß. Der Pariser Claude, geschickt und behend in allerlei Hantirung, hatte wacker mitgethan bei den Vorbereitungen zu der geistlichen Comödie, am Aufschlagen der Gerüste geholfen, die Gewänder der Agirenden gezeichnet, auch wohl zugeschnitten und genäht; aber nicht ächt morgenländische Trachten, sondern nach der einfältigen Auffassung des Mittelalters bunte, reich verzierte Kleider aus der Gegenwart, so daß unser Herr und seine Jünger einhergingen wie die ehrwürdigen Väter

von Erbach, Braut und Bräutigam sammt ihren Hochzeitsgästen wie vornehme ritterliche Herren und Burgfräulein. Gesänge, weltliche und geistliche, wechselten mit einander ab, und das köstlichste Stück, ein Hochzeits-Reigen, wurde mit Pauken und Trompeten ausgeführt, so daß das biblische Wunder und die neumodige Lustbarkeit überall in einander verwebt schienen.

Für seine tüchtige Arbeit ward es dem guten Gesellen gern verstattet, den Meister — nicht als Zuschauer, nur als Zuhörer und Theilnehmer — mitzubringen; die barmherzigen Mönche hatten ihm sogar ein Saumthier aus den Klosterställen geschickt zu seinem bequemen Gebrauche. Und er war gekommen, da er dem Sohn Gisquettens den seltenen Spaß nicht verderben mochte, auch für sich seit Neujahr eine Besserung in seinem Befinden zu spüren meinte, geringere Beklemmungen auf der Brust, und größere Beweglichkeit in den Gliedern. Im sicheren Winkel einer Galerie saß er, neben dem getreuen Lorenz, das Haupt auf die Hände und diese auf seinen Stab gestützt, indeß Claude auf der Bühne beschäftigt war. Der Jubel und Trubel des Festes gemahnte den Greis, der nur hörte, nicht sah, wie die Brandung einer nahen See. Seine glanzlosen Augen starrten zuweilen ängstlich empor, wenn die Musik in schmetternde Weisen und Wirbel ausbrach, und der durch langes Siechthum gebrochene Körper schüttelte sich dann und bebte wie unter plötzlichen Fieber-Anfällen.

Das schöne Fest, begünstigt durch hellen Schein der Wintersonne und eine milde, an das Frühjahr mahnende Wärme, sollte leider nicht ohne Störung verlaufen.

In der letzten Abtheilung des Spieles, als nach dem Hochzeits-Mahl und Reigen der lustige Kehraus begann, worin die komischen Figuren ihre Purzelbäume schlugen, mit einander rangen und rauften und groteske Tänze aufführten, da geschah es, daß eines der Gerüste, der wachsenden Last wohl nicht gewachsen, plötzlich zu krachen und zu wanken begann und dann in sich zusammenbrach. Darauf Verwirrung, Schrecken, Jammer aller Orten und Enden; Geschrei weiblicher Stimmen; Hilferufe der Beschädigten; wilde Flucht nach allen Seiten. Entsetzt wollte Lorenz, obwohl sein und des Meisters Platz ein ganz und gar sicherer, Diesen hinwegführen. Er vermochte es nicht. Unbeweglich lehnte oder lag Gutenberg da, die Rechte krampfhaft auf das Herz gedrückt, welches bei dem jähen Schreck erst in heftigen Schlägen den stockenden Athem zu versetzen und dann stillzustehen drohte. Claude, durch einen gellenden Schrei Lorenzens herangezogen, half den Ohnmächtigen aus dem Getümmel tragen. In einer Krankenzelle des Klosters ward ihm sanft gebettet und durch einen heilkundigen Pater der erste Beistand geleistet, während draußen, in den Höfen und Gängen, die aufgescheuchte Menge sich allmählich verlief und das Weite suchte. Auf die fröhlichen Laute des Festes folgte bald Todten-Stille. Der Pförtner schloß hinter den letzten Flüchtlingen die schweren Thore; es blieb Niemand zurück, als die Insassen des heiligen Hauses, welche theils in die Kirche eilten, um am Altare dem Himmel für Abwendung einer großen Gefahr zu danken, theils neugierig und scheu um die Zelle schlichen, worin, hieß es, der Fremdling aus der Fischerhütte drunten am Rhein im

Sterben lag. „Der Schwarzkünstler, der mit seiner vom Teufel eingegebenen Erfindung Gott und alle Heiligen beleidiget," so zischelte giftig der Pater Guardian, und es fehlte nicht viel, daß man seiner Gegenwart bei dem Feste die Schuld an der traurigen Unterbrechung desselben beigemessen und ihn hinausgestoßen über die Schwelle, in die einbrechende Nacht hinein. Da öffnete sich leise die Thür der Zelle, und der Arzt, Pater Johannes, den Finger an die Lippen gelegt, hieß die Murrenden schweigen. „Er ist zu sich gekommen," sagte er mit sanfter Stimme, „und verlangt die letzte Wegzehrung. Geht Einer von Euch, das Nöthige zu veranlassen. Ihr Anderen aber stört einen Gerechten nicht, der sich anschickt, im Herrn zu entschlafen."

Bald darauf kam durch den schon ganz dunkel gewordenen Klostergang, unter Vortritt der Kerzen tragenden und das Meßglöcklein schwingenden Chorknaben der ernste Zug geschritten, der einen müden Wandrer heimgeleiten wollte. Die niedre Thüre des Krankenstübleins that sich auf. Drinnen lag, den Ausdruck tiefsten Friedens in dem bleichen Angesichte, fertig mit allem Irdischen, die eine Hand auf Claude's Lockenkopf herabgesenkt, die andere in Lorenzens zitternder Rechten erwärmt, die zu beiden Seiten des Lagers knieeten, Meister Johannes Gutenberg, der Erfinder der Buchdrucker-Kunst, der Schöpfer einer neuen Welt und Zeit.

„Was weint Ihr, meine Getreuen?" So hauchte seine erlöschende Stimme. „Daß ich sterben muß? Ich muß ja nicht, — ich will. Und ich freue mich, daß ich

es endlich kann. Mein Tagwerk ist gethan. Es wird nicht sterben mit mir. Das weiß ich jetzt. Denn ich bin sehend geworden, seit ich blind ward. Die Erde sehe ich nicht mehr. Sie liegt hinter mir, unter mir; dunkel, tief, versunken. Aber ich blicke vor mich, in den nahen Himmel, in die ferne Zukunft. Sie gehört der Presse, dem Werkzeug, das ich ersonnen."

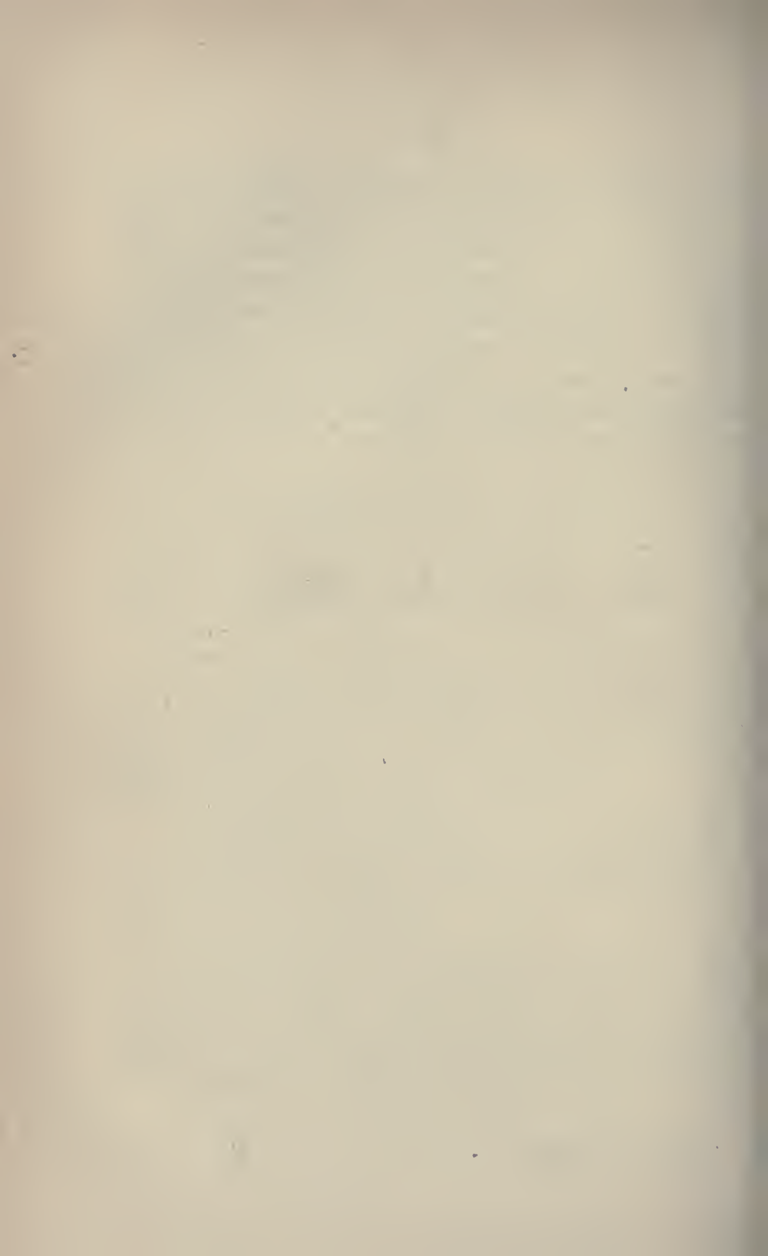
Hier begann der Priester seine Gebete für den Sterbenden. Er salbte ihm Hände und Füße für die kurze Wanderschaft, besprengte seine vom Todesschweiße perlende Stirn mit Weihwasser wie mit dem Thau eines anbrechenden neuen Morgens und reichte den bebenden, blassen Lippen das Crucifix zum Kusse. Dazu klang das Glöcklein in silberhellen Tönen, und in der Zelle wie im Corridor knieeten Alle nieder und bekreuzten sich.

„Gisquette," rief mit noch einmal aufflammender Kraft der verscheidende Meister. „Dort droben Du; hier unten unser Sohn. Liebe entläßt mich, Liebe empfängt mich. Ich lebe fort in meinem Werk, in meinem Kinde. Das ist die rechte, die ächte Unsterblichkeit."

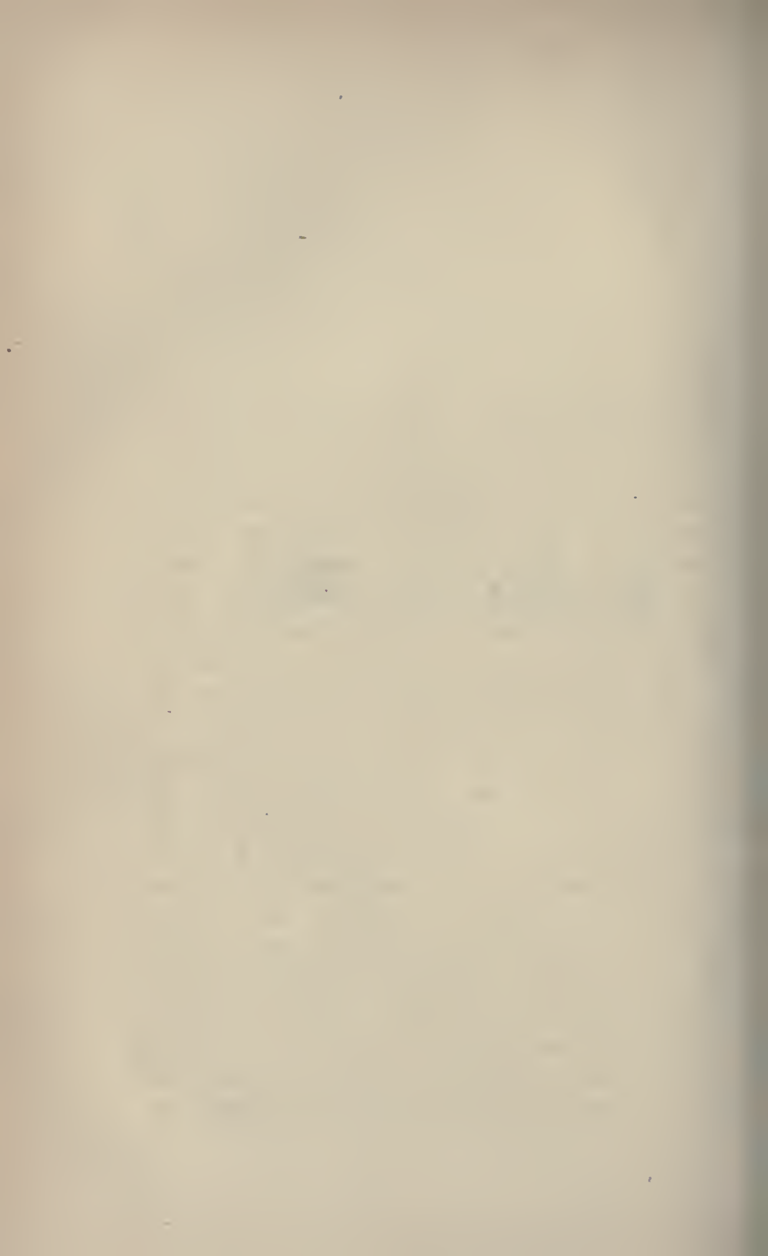
Damit sank er zurück in das Kissen, aus dem er sich aufgerafft. Ein hastiger Athemzug, ein Zucken durch die ausgestreckten Glieder, dann ein mattes Röcheln, — und darauf tiefe, tiefe Stille.

So starb Meister Gutenberg. An welchem Tage, das hat die Chronik aufzuzeichnen vergessen. Erröthe darüber, du bleiches Papier! Nur daß es in der ersten Hälfte des Februar im Jahre 1468 gewesen, das wissen wir aus einer ihn gelegentlich erwähnenden Gerichts-Ur-

kunde, und eine lateinische Grabschrift, welche einer seiner Verwandten, Adam Gelthuß zur Jungen Aben, zu seinem Andenken verfaßt hat, belehrt uns, daß seine Gebeine in Frieden ruhen in der Kirche des heiligen Franciscus zu Mainz. Ob ihn die schönen Mainzerinnen daselbst gebettet, wie sie Meister Frauenlobs Leichnam eigenhändig in den rothen Dom getragen? Aber Frauenlob war ja ein Sänger, ein Sänger der Frauen, und Gutenberg nur ein Buchdrucker.



Die Schule der Welt.



1.

Wir ziehen mit einiger Maßen ängstlicher Hand den
Vorhang unseres bürgerlichen Dramas auf, um als Intro=
duction einen jener glänzenden und bewegten Auftritte zu
enthüllen, welche auf der Bühne oder im Gemälde ebenso
leicht und wirksam, als in Worten schwer und schwer=
fällig darzustellen sind. Der Schauplatz ist: Paris.
Obendrein nicht das Paris aller Tage, dieses schon groß
und überwältigend genug, sondern ein potenzirtes, fest=
tägliches Paris: Paris im Frühling, Longchamps in
Paris. Alle Hauptstädte der Welt haben Farben und
Züge zu dem Bilde geliehen, ihre Vertreter gesandt zu der
Völkerversammlung, durch eigenthümliche Erfindungen und
Erzeugnisse beigetragen zu dem Krönungs=Feste der
Herrscherin Mode. Der leichte Wiener Tand reibt sich
an der schwerfälligen englischen Schwester Fashion;
östliche Gestalten und Trachten treten mit ihrer fremd=
artigen Pracht den Pelzen und Juchten des russischen
Nordens stolz auf die Fersen; arabische Hengste begrüßen
mit freudigem Gewieher die Vollblut=Stute aus Hyde=
park; Landau, Américain, Phaëton, Britschka, Telega,
Gig, Cab, Fly, was irgend auf zwei, vier oder sechs
Rädern rollt, das rollt und donnert, stäubt und schim=
mert hier durcheinander. Hoch aus dem Gedränge der

schönen Welt ragt in unsinnigem Aufputze die Pariser Reclame empor: eine neue Zeitung, eine Badeanstalt, ein Wärmapparat für Zimmer und Hausflur, ein unfehlbares Mittel gegen Zahnweh und Hühneraugen, die sich marktschreierisch mit wandelnden Riesen-Zetteln ankündigen. Links und rechts neben dem großen Hauptwege steht das Volk, eine lebendige Mauer, an welcher sich Ebbe und Fluth der vornehmen Woge bricht. Aus den Zelten schallt Musik, Gelächter, Geschrei; in die blaue Frühlings-Luft hinein wehen die drei Farben in Fahnen und Wimpeln vor dem Diorama, dem Panorama, dem Navalorama, vor allen möglichen Ramas, in Küchen und Kellern, die wie Stegreifdichtungen aussehen, über tanzenden, zechenden, spielenden, gedrängten und drängenden Gruppen. Die wachthabende Gensdarmerie wirft ihre vierschrötigen Gäule und blankgewichsten Reiterstiefel mitten in das dickste Getümmel, um durch ihre Ordnung die allgemeine Unordnung noch unordentlicher zu machen, während die Nationalgarde in großer Tenue, Gewehr beim Fuß, Spalier bildet und die in Steifleinen vorwitzig herausgestreckten Spitzbäuchlein heldenmüthig jedem Stoße preisgiebt.

Aber sollten wir nicht, statt uns selbst in dem Chaos zu verlieren, stracks unsere zwei Helden aufsuchen, welche dort in dem Seitengange, Arm in Arm, durch die Menge rudern? Der erste Blick zeigt uns, daß wir deutsche Landsleute in ihnen begrüßen. Wie Saul ragt der Eine um Kopfeslänge über alles Volk empor, ein Germane von altem, ächtem Schrot und Korn. Blondes Haar wallt in natürlichen Locken unter dem Hute hervor,

bis beinahe auf die breiten Schultern herab; beides, Hut und Haar, hat die heurige Mode noch nicht berührt. Blaue Augen, deren Ränder leicht geröthet sind, schauen unter einer hohen, vor der Zeit gefurchten Stirne hervor, und um die Lippen spielt, durch einen dünnen, blonden Bart schlecht versteckt, ein mißmuthiges Lächeln. Das einfache, schwarze Tuch, lose um den Hals geknüpft und vorn mit einer stählernen Nadel übereinander gehalten, der nachlässige, aber ohne Eleganz nachlässige Ueberrock, die weiten Beinkleider, die über ein Paar derbe Stiefeln hinfallen, das starke Rohr, oben mit einem Löwenkopfe aus Bronze verziert, jedes Falls mehr Waffe als Schmuck, der ganze Anzug beweist hinlänglich, daß unser Landsmann weder um die Mode des Jahres zu studiren, noch um sie anzukündigen in Longchamps auftritt. Wie die lange Gestalt, gleichgiltig gegen alle Umgebung, häufiger treibend als getrieben, den Knäul durchschneidet, gemahnt sie uns mit jenem unnennbaren Etwas, das die malerische Sprache unserer Studenten „burschikos“ nennt, an heimathliche Dinge und an Jugendgesichte, an den Commers, den Contraboden, die Bierkneipe. Der Leser denke sich dabei nicht gerade ein altes Haus, ein bemoostes Haupt; unser Held scheint ein früher Dreißiger, und vielleicht geben ihm ein Paar Falten und Narben, oder das um die Schläfe bereits gelichtete Haar einige Jahre zu, die er in Wahrheit nicht hat.

Umgekehrt macht sich sein Begleiter jünger, als er ist. Um einen ganzen Kopf kleiner, von mittlerem Wuchse also, zierlich gebildet und zierlich gekleidet, Locken und Schnurrbart mit sorgfältiger Kunst gepflegt, hängt er am

Arme des Andern, ungefähr, wenn uns ein Gleichniß aus der alten, vergessenen Götterlehre erlaubt ist, wie Hylas an Herkules Seite: „Haeret Hylas lateri passusque moratur iniquos.“ Daß er ebenfalls ein Landsmann ist, beweist sein deutscher Blondkopf, welchem französische Narben nur eine dunklere Glorie geborgt haben, und das hübsche blaue Auge, für das eine höchst wahrscheinlich überflüssige Lorgnette auf der sammetnen Morgenweste schwankt. Alles Aeußere an diesem Deutschen ist französisch, vom Hute, der schon die schmale Krempe zeigt, welche eben erst durchdringen will, bis auf die lackirten Stiefelchen herab; sogar die Handschuhe, obwohl sie dänische heißen, sind Pariser, und das kurze Stöckchen mit elfenbeinernem Griffe, das die feine, fast weiblich geformte Rechte schwingt, verhält sich zu dem Stabe seines Gefährten wie ein Tactstock zum Tambour-Major-Stabe.

Herkules und Hylas hatten eine ziemliche Strecke in den elysäischen Feldern zurückgelegt. Sie standen etwa in der Mitte der Steigung einen Augenblick still und blickten der Eine hinauf die lange Reihe, welche der glänzend weiße Sieges-Bogen schließt, auf dem tiefblauen Himmel prächtig abgehoben, der Andere dieselbe Reihe hinab, wo auf dem Platze der Eintracht die beiden Springbrunnen im Sonnenlichte herrlicher funkelten und lustiger plätscherten als je zuvor. Denn Paris fühlt den Frühling wie keine Hauptstadt der Welt; nicht nur das ländliche Paris außerhalb der Barrière, das wie eine Buhlerin sich weit ausstreckt über dem wunderbar reizenden Seinebett; nein, selbst der steinerne Kern der Stadt empfindet den lebenskräftigen Trieb der wiedererwachenden

Natur und schlägt in schwellendem Wachsthum üppig aus. Die Quais füllen sich, als sei frisches Blut in diese Adern des Verkehrs gegossen; die Bäume, diese munteren, leichtsinnigen, französischen Bäume öffnen vor der kalendermäßig erlaubten Zeit ihre Keimaugen, selbst die verkrüppelten, lebenslänglich zu den Boulevarts verdammten Linden; die Plätze endlich mit ihren Denkmälern, Bildsäulen und Wasserkünsten putzen sich wie ein Weib, das den Geliebten erwartet. Dunkle Giebel lächeln sonnig hernieder, die Fenster thun sich auf und reiben den Winterschlaf aus den angelaufenen Scheiben; Thüren, Gänge und Treppen athmen frischere Luft ein und aus als bisher. Der kennt den Frühling nicht, der ihn nicht in Paris gesehen, in den elysäischen Feldern, auf dem Boulevart der Italiener.

So ungefähr oder ähnlich mochte das hohe Lied heißen, welches Hylas, auf Herkules Arm gelehnt, dem Freunde zum Preise des Frühlings und seiner guten Stadt Paris zu Ehren vorsang. Aber Herkules runzelte die Stirn nur um einen Grad finsterer und gab verdrießlich zur Antwort:

„Mich langweilt die Geschichte, kehren wir um!“

„Nicht doch, eine kleine Weile noch, es ist so hübsch.“

„Was Du nur hübsch finden magst?“

„Frage lieber, was nicht? Den Himmel, die Frauen, die Pferde, die Sonne, die Akazien, sogar den Municipal dort! alles, alles!“

„Wende Deine Worte um, so hast Du meinen Sinn.“

„Unverbesserlicher Krittler! Ich wette, Du betrachtest Longchamps aus der Froschperspective des Fußgängers, nur um alle Linien unschön und verzerrt finden zu können."

„Warum hast Du Dein Cabriolet nicht genommen, um aus der Vogelperspective einen günstigeren Standpunkt für uns zu gewinnen?"

„Weil mein Cabriolet außer Mode ist, mein Tiger noch nicht einmal seine neue Livrée, der Mecklenburger dagegen noch immer sein Winterhaar hat."

„Als guter Deutscher, der überall hinten nach kommt."

„Meinetwegen."

„Und da denkst Du, Longchamps würde mit Fingern auf Dich weisen, kämest Du nicht im allerneuesten Stile, prahlend und siegend dahergefahren?"

„So eitel bin ich nicht. Man hätte mich im Cabriolet so wenig bemerkt, wie hier als Fußgänger; hingegen sehe ich so besser, als müßte ich selbst mein bescheidenes Schifflein durch alle jene Fahrzeuge winden und lenken."

Hylas blickte mit dem Glase so eifrig um sich, als läge ihm an diesem Sehen wer weiß wie viel. Er überhörte die beißenden Bemerkungen des Freundes, welcher ihn unter Anderem fragte, was ihm der heutige Modebericht an seinen Hof eintragen würde, ein Kreuzchen oder ein Sternchen? Hylas zuckte die Achseln. Nach einer kleinen Weile aber sagte er auf einmal zu dem Nachbar:

„Du hast Recht; laß uns umkehren!"

„So plötzlich?"

„Ich weiß nicht, es ist vielleicht schon spät, Du verlierst Deine Zeit."

Er sprach abgebrochen und mit einem so veränderten Tone, daß es auffallen mußte. Sein Freund blickte, verwundert und fragend, erst ihn an und dann um sich her. Beide standen unmittelbar an dem breiten Hauptwege, die Vordersten im Gewühle. Vor ihnen fuhr gerade ein Wagen, der, wie die meisten, mehr von dem Strome fortgetrieben wurde, langsam genug, als er sich selbstständig weiter bewegte. Es saß eine Dame darin, ganz allein. Diese Dame beugte sich ein wenig vor, als sie den beiden Deutschen gegenüber war. Sie grüßte, wie Pariserinnen grüßen: mit den Augen, mit den Fingerspitzen, kaum und zuletzt mit dem Kopfe. Hylas zog, sichtlich verwirrt, den Hut; der Gruß hatte ihm gegolten. Nein, besser gesagt: getroffen hatte ihn der Gruß.

Herkules drückte ihm ziemlich unsanft den Arm. „Das also," flüsterte er ärgerlich und spöttisch, „das also war des Pudels Kern? Auf Deine Schöne mußten wir warten, und ich zog, wie ein geduldiger Elephant, zu Deiner Deckung in Parade mit Dir auf?"

„Du wirst doch nicht denken, in Paris und in Longchamps könne ein vernünftiger Mensch eines Elephanten bedürfen, wie in einem deutschen Landstädtchen?"

„Und Du wirst mir doch nicht weiß machen wollen, wir hätten zufällig gewartet, genau so lange, bis der Wagen der Göttin erschienen, . . . bis die Liebliche sich neigte, ruhig, engelmild?"

„Engel hin, Engel her!"

„Gesteh's nur, ertappter Sünder, es war Deine Gräfin!“

„Was Du mit dem insolenten Possessivpronomen willst, begreife ich nicht. Auch habe ich nichts zu gestehen. Wenn Du mich einfach fragst, wer die Dame gewesen, welche eben an uns vorüberfuhr, antwortete ich Dir gerade so einfach: die Gräfin Herisy.“

„Suffit!“ Mit diesem Ausrufe machte sich Herkules von Hylas los und eilte, sich leicht Bahn brechend, voraus, bis er in wenigen Schritten den Wagen erreicht.

Dieser Wagen zeichnete sich keineswegs durch besondere Pracht, nicht einmal durch etwas Auffallendes oder Herausforderndes aus, und doch hatte er bei den Kennern in Longchamps Gnade gefunden. Es war eines jener niedrigen, leichten Fuhrwerke, welche England erst in wenigen Exemplaren und vor kurzer Zeit nach Frankreich geschickt. Die Pariser Mode taufte sie nachmals Escargot, das Schneckenhaus. Inwendig ausgeschlagen mit hellgrauem Seidenzeuge und blauen Verzierungen, außen dunkelbraun lackirt, in den Federn hängend mit jener unbezeichenbaren Schwingung und Festigkeit, wie sie nur die englische Fabrik hervorbringt, bildete der niedere Wagen sammt den zwei Schimmeln und der Livrée, hellblau mit weiß, ein so schönes, harmonisches, wahrhaft elegantes Ganze, daß er als ein Muster von Geschmack und Zweckmäßigkeit auf den ersten Blick die Männer vom Fache eroberte, sowohl Liebhaber und Kenner, als Wagenbauer und Sattlermeister, für welche Longchamps beides zugleich ist, reicher Markt und hohe Schule. Bis auf die weißen Nähte des Riemenwerkes und die Metall=

beschläge war da alles unscheinbar, aber ächt, gediegen, fertig.

Kein Zweifel, daß Herkules, als er den Wagen erreicht und mit einem neugierigen Blicke geprüft, dessen Vorzüge nicht zu würdigen wußte; aber er gefiel doch auch ihm auf der Stelle, und zwar hundert Mal mehr, als alle die anspruchsvollen Staatskutschen links und rechts. Nur da er seine Neugier von dem Wagen auf die Besitzerin ausdehnte, trat er augenscheinlich enttäuscht zurück. Er sah, in die blaugrauen Kissen gedrückt, ein schmales Gesicht mit ebenfalls blaugrauen Augen und einer verwirrten, aschfarbenen Haarfülle um die blassen Wangen, eine schmächtige Gestalt, fest in einen Shawl gewickelt, einen mageren Fuß, dessen Spitze sich auf den Vordersitz stemmte. Verwundert hielt er sich eine Weile an der Seite dieser Frau; sie lag unbeweglich, mehr vor sich hin als um sich her blickend, nur dann und wann mit den Fingern eine abtrünnige oder widerspänstige Locke aus dem Auge drückend.

Mit einem Lächeln der Ueberlegenheit, beinahe des Erbarmens auf den Lippen, wartete Herkules auf seinen langsam nachschreitenden Freund. Als Dieser ihn eingeholt, sagte er zu ihm: „Nun, mein Junge, jetzt bin ich ruhig um Dich. Diese Flamme wird Dir weder den Kopf noch das Herz versengen. Du weißt, wie oft ich Dich gewarnt und gebeten habe, keines von beiden an Deine sogenannte Welt und an die Weiber darin wegzuwerfen, mit denen Du nun einmal zu leben verurtheilt bist; allein hätte ich die Gräfin vorher gesehen, wie ich

sie eben gesehen, so würden wir Zwei uns viele salbungsvolle Reden und spitzige Gespräche erspart haben."

„Gräfin Herisy hat also keine Eroberung an Dir gemacht?"

„Nimm mir's nicht übel, aber das ist ja beinahe eine alte Frau, so mager wie die Kühe Pharaonis, so form- und farblos wie die Lüneburger Haide."

„Du thust Dir keinen Zwang an in Deiner Kritik."

„Und dieses Weib, sagst Du, quält Dich mit Launen, mit Eifersüchtelei und Herrschsucht? Mit diesem Schatten wirst Du nicht fertig? Ei, da sollte ja doch . . . Ich habe mir eine hochgebietende Figur, jugendliche Fülle, blühende Frische vorgestellt, eine Hebe, eine Juno, meinethalben eine Messaline oder Cleopatra, und nun finde ich diese kleine Gräfin in ihrem kleinen Wägelchen, mit ihrem kleinen Gesichtchen. Ihr gegenüber ein Mann wie Du, und dennoch unter dem Pantoffel!" — „Du hast eine wahrhaft einzige Art, Personen und Verhältnisse zu beurtheilen. Im Vertrauen auf meine Freundschaft berührst Du Saiten . . ."

„Welche Deine schwachen Seiten sind, ohne Calembourg gesprochen. Im Ernst, da wir einmal auf diesen Punkt gekommen: es ist hohe Zeit, daß Du Dich losmachst. Du vertändelst Dein Leben hier, während in der Heimath Deine Familie, ein Amt, eine Zukunft Dich erwarten. Wenn, wie es den Anschein hat, diese Frau allein Dich fesselt, so denke an Deine ersten und nächsten Pflichten eher, als an eine spielende Verpflichtung für sie. Ist es nicht ohnehin ein schmachvolles Bild, einen deutschen Mann an dem verlassenen, auf dem Rückzuge

begriffenen Siegeswagen einer Pariser Mode- und Welt-Dame ziehen zu sehen?“

„Du sprichst wie ein Buch, wie ein Buch von Anno dreizehn nämlich.“

„Ich möchte mehr thun als sprechen, handeln möcht’ ich für Dich, Dich losmachen, abkaufen, erlösen aus Deiner babylonischen Gefangenschaft.“

„Willst Du Dich einsetzen als Lösegeld? Wollen wir Schillers Ballade von der Bürgschaft aufführen?“

„Lächerlich! Wenn ich die Gräfin kennte, sollte meine Ruhe ihren Kunststücken gegenüber, mein männlicher Ernst, meine deutsche Festigkeit sie wohl Mores lehren und Dir zum Muster dienen. Mit Dir spielt sie, ich wollte ihr aber bald in die Karten sehen und Deine verlorene Partie für Dich wieder aufnehmen.“

„Wagst Du den Versuch?“

„Was ist da zu wagen?“

„Willst Du die Bekanntschaft der Gräfin machen?“

„Du weißt wohl, daß ich grundsätzlich nicht in die Welt der Gräfinnen gehe.“

„So hast Du allerdings leicht sie herausfordern. Weit davon ist gut vor’m Schuß.“

„Pah! Wenn’s weiter nichts ist. Da hat’s keine Gefahr.“

„Also in’s Feuer?“

„Deinetwegen, Dich zu schützen, zu retten, wenn es noch Zeit ist.“

„Weshalb, gilt mir gleich. Die Hauptsache ist: Du begleitest mich zur Gräfin Herisy. Mittwoch ist ihr Tag. Gehst Du mit?“

„Ich gehe.“

„Top!“

„Top!“

Herkules legte mit einem kräftigen Drucke seine bloße Rechte in Hylas Handschuh. Sein Auge blickte dabei mit ruhiger Gewißheit den Freund an, während dieser ein schalkhaftes Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. Der Andere bemerkte es und sagte beinahe übermüthig: „Du machst einmal wieder Dein Diplomaten-Gesicht und siehst aus, als ob Du ausrufen wolltest: Den hab' ich angeführt, indem ich ihn statt meiner als Daniel in die Löwengrube setze. Sei deswegen außer Sorgen, mein Söhnlein, und triumphire nicht zu früh. Willst Du eine Wette, daß ich unversehrt aus der Löwengrube zurückkehre?“

„Um ernste Dinge wette ich auch nicht einmal im Scherz,“ antwortete Hylas mit so tiefer Feierlichkeit, daß sein Freund in ein lautes Gelächter ausbrach. Wohlgemuth und fröhlich schieden Beide, als sie bei dem Obelisk angelangt waren, und ihr letztes Wort lautete:

„Auf Mittwoch denn!“

2.

Der Leser gestatte, daß wir ihm unsere zwei Landsleute, bevor er denselben wiederum begegnet, in guter Form vorstellen, um ihre mythologische Verkleidung nicht über Gebühr dauern zu lassen. Hylas heißt mit seinem christlichen Namen — und es ist dies ein alter Name von gutem Klang — Ernst von Werneck; sein Freund

Herkules schreibt sich: Otto Walther. Beide sind aus Braunschweig gebürtig, wo Herrn von Wernecks Vater eine angesehene Stellung bei Hofe bekleidet. Walthers Familie kannte er selbst kaum; Otto war seit seinem zehnten Jahre verwaist und aß bei weitläufigen Verwandten das bitterste aller Brode, das für Menschenkinder gebacken wird: das Gnadenbrod. Er und Ernst waren von Kindesbeinen an gute Freunde, sie saßen auf einer und derselben Schulbank im Carolinum, so daß Ernst die Aufsätze seines Nachbarn bequem abschrieb und Dieser dafür die theuern Bücher des Andern, welche er nicht eigen anschaffen konnte, von der Seite mit einsah. Unzertrennlich wie im Hörsaale waren sie auf dem Spielplatze, beim Ballschlagen immer von einer Partei, und treue Bundesgenossen in jeglicher Rauferei. Ein kleines Abenteuer, das wir im Vorbeigehen mitnehmen wollen, zog die Fäden kindlicher Freundschaft für das Leben zusammen. Die Knaben spielten, zwölf Jahre damals alt, zur Zeit der Braunschweiger Messe um die hölzernen und leinenen Buden herum, welche für „Versteckens“ und „Abschlag“ ein wahres Paradies sind. In einer solchen Bude gab es einen Bären zu sehen sammt der nöthigen Zuthat von Affen und Papageien. Da die Messe erst Tags darauf anging, war der Käfig und das Gerüst noch nicht völlig aufgeschlagen. Dies hinderte die Kinder aber nicht, im Gegentheil, es trieb sie an, mit ihren Federmessern Löcher in das Zelt zu schneiden, den Bären erst anzugaffen, dann mit Wolfenbüttler Stöcken zu plagen. Das Thier brach aus durch irgend einen unglücklichen Zufall. Ernst von Werneck, der Nächste an der Bude,

stürzte unter ihm zusammen, laut schreiend, in wahrhaftiger Lebensgefahr. Während alle Uebrigen erschreckt von dannen rennen, kehrt Otto Walther um, schlägt mit seinem Ballholz dem Meister Petz einen Metzgerhieb zwischen die Ohren und rettet so den allgemein verloren gegebenen Freund, welcher mit einer kleinen Liebkosung der Tatzen davon kam. Dies Heldenstück trug dem Knaben von Ernsts Mutter ein ganz artiges Stipendium für seine Studienzeit und eine treue, zärtliche, fast unterwürfige Anhänglichkeit von Ernst selbst ein. Ihr Bündniß ward sprichwörtlich in der ganzen Stadt Braunschweig, und schon der Rector des Carolinums taufte sie, wie wir es gethan, Herkules und Hylas; Namen, die um so leichter an Beiden hängen blieben, als sie durch des Einen trotzige Kraft und die zarte Weichheit des Andern noch bezeichnender erschienen.

Zusammen gingen die Freunde auf die Universität. Aber in dem neuen Verhältniß, welches, ungeachtet aller akademischen Freiheit und Gleichheit, die schneidenden Unterschiede des Lebens zuerst heraustreten läßt, trennten sich ihre Pfade. Werneck ward in die Landsmannschaft der Westphalen gezogen, worin seine Standesgenossen, eine reiche, lustige Jugend, ihn empfingen, während Walther, anfangs seines Weges allein gehend, nach und nach in die Burschenschaft gerieth, deren idealistische Grundsätze und Zwecke seinen erwachenden Gedanken entgegenzukommen schienen. Immer weiter entfernten sich die Jünglinge von einander, bis durch Walthers Abzug von Göttingen nach Jena das Band zwischen ihnen, äußerlich wenigstens, ganz zerriß.

Paris war, nach zehnjährigem Zwischenspiel, bestimmt, sie wieder zu vereinigen. Ernst von Werneck erschien dort als ein gemachter Mann. Studien und Reisen lagen hinter ihm. Berufen zu einer glänzenden Laufbahn im Vaterlande, hatte er die vorbereitenden Schritte dazu schon gemacht. Paris sollte seine diplomatische Erziehung vollenden und ihm einen leichten Styl für die schweren Geschäfte geben, sammt der Fähigkeit, mit ächtem und modernem Accent die Weltsprache zu flüstern oder einen Bericht an das Ministerium des Auswärtigen abzufassen, ohne das scharfe Auge Serenissimi mit einem Germanism zu verletzen. Ernst ließ sich seine Aufgabe angelegen sein. Er lernte nicht nur auf dem Boulevart des Capucines mit sympathetischer Tinte und in Chiffern schreiben, sondern auch dicht daneben, auf dem Boulevart des Italiens, mit Anstand flaniren, ein Pferd besteigen und tummeln wie ein ordentliches Mitglied des Jockey-Clubs, den Hut keck und leicht auf ein Ohr drücken, die Handschuhe mit Anmuth an- und ausziehen, eine Dame, einen Herrn, einen Bekannten mit allen Nünancen grüßen, kurz die zehntausend großen Kleinigkeiten, welche, mit der Zeit und dem Staatshandbuche im Bunde, aus einem Legationssecretär einen Geschäftsträger machen. Die letzte Hand legte die Gräfin Herisy an ihn, in deren Schule er seit einigen Monaten ging, wenn dem öffentlichen Gerüchte und seinem eigenen verleugnenden Lächeln zu glauben war.

An denselben Strand, wohin Ernst von der Welle des Glückes spielend getragen wurde, warfen einige Jahre früher schon seinen Jugendfreund Schiffbruch und Sturm,

ein Sturm, der, so kurz er dauerte, doch eine ganze Folge von fröhlichen Lebenshoffnungen rettungslos vernichtete. Otto war ein Opfer einer unreifen und verfrühten Revolution in Duodez, eines sogenannten Putsches geworden. Gleich den meisten seiner Unglücksgefährten entfloh er nach langer und peinlicher Haft, gebrochen im Herzen, aber nur stärker, starrer geworden in der Gesinnung. Als er in grauer Morgendämmerung über die Schiffbrücke zwischen Kehl und Straßburg schwankte, wußte er es, ganz und gar sich selbst klar und von keiner freundlichen Täuschung mehr umgaukelt, daß es mit seinem Leben vor der Hand aus war; das Valet, welches er vom französischen Ufer herüber Deutschland zurief, galt auf ewige Zeiten. Er pilgerte nach Paris und suchte dort, was Viele leichter fanden, als er. Der flüchtige Pole, der Spanier, der Lombard bringen in der Regel eine Schmiegsamkeit und Gelenkigkeit mit in ihr neues Verhältniß, welche sie dasselbe rasch und sicher am richtigen Ende anfassen lehrt. Nicht so der Deutsche. Aus kleinen Städten und engen Lebenskreisen fällt er auf einmal in dies ungeheure Paris wie ein Fischlein vom dunklen Teiche in das offene Weltmeer. Schüchtern, unbeholfen, ängstlich sieht er sich um; er wagt nirgends anzuklopfen, lieber wartet er, bis ihm von selbst aufgethan wird, und — stirbt erwartend auf der fremden Schwelle. O, sie ist unglaublich hart, diese stachlichte Schale um die süße Hesperiden-Frucht, Paris geheißen. Die Zeit und die eigene Kraft allein reichen nicht aus, sie zu durchbohren; das Glück, der Zufall müssen helfen, Verbindungen und Empfehlungen die Wege weisen, die Pforten öffnen, den Herd wärmen. Und

die drinnen Geborgenen haben so wenig Lust und Beruf, zu sorgen für Spätlinge, die da nachdrängen. Jeder braucht sich selbst, braucht sich ganz, jeder ist froh, seine Ecke endlich gefunden zu haben und ruft dem Fragenden, durch die Nothwendigkeit Egoist geworden, gleichgiltig zu: Suche!

Otto hat lange gesucht. Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre: sie sprechen sich geschwind aus, schreiben sich rasch nieder, aber sie tragen sich furchtbar schwer. Abwechselnd Lehrer in Winkelschulen, Tagelöhner für Zeitungsanstalten, Hofmeister in großen Häusern, Kassirer einer Vorstadtbühne, Schreiber an öffentlichen Stellen, Dolmetscher am Polizei-Gerichtshofe, eine Zeit lang sogar Kellner in einem hauptsächlich von Deutschen besuchten geringen Kosthaus, lernte er den stolzen Nacken unter das niedrigste Joch beugen, nur um ihn hernach desto starrsinniger aufzurichten. Das Brett, welches er heute erfaßte, im Begriffe unterzusinken, er zertrümmerte es morgen mit eigener Hand, wenn der alte wilde Geist über ihn kam, der ihn auf's Neue im Ocean umhertrieb. Vielleicht daß er sich endlich in dem Labyrinth doch verloren, daß er irgend einem Minotaurus zum Opfer gefallen, hätte ihm nicht die Liebe — wieder sie und immer sie — den rettenden Faden geboten.

Im Palais-Royal giebt es einen dunklen Gang, Galerie Montpensier mit Namen, und in dem dunklen Gange ein noch dunkleres Erdgeschoß, das Cabinet Montpensier, wo Zeitungen gelesen werden. Zwei Zimmer, denen die gegenüberstehenden Häuser, himmelan ragend, selten einen vollen Lichtstrahl gönnen, sind mit Blättern

aller Farben, aller Zungen angefüllt. Auf den kleinen Rohrstühlen versammeln sich um runde Tische und lange Tafeln zu jeder Stunde im Tage stumme, ernsthafte Menschen, meistens Fremde und unter sich wenig bekannt; sie sitzen da lesend, schreibend, höchstens einmal mit dem Nachbar unterbrochen flüsternd. Am engsten drängen sie sich an einem runden, steinernen, mit grobem, grünem Tuche behangenen Tische, weil er, dem blinden Fenster am nächsten, noch das erträglichste Licht hat und weil die sinnreiche Pariser Industrie den Fuß des Tisches zugleich als Ofen im Winter benutzt. Es ist schon viel gekritzelt, geseufzt, gewispert in jener Tafelrunde. Sie besteht in der Regel aus den Berichterstattern auswärtiger Zeitungen in Paris; dort werden die kleinen Neuigkeiten des Tages erst kameradschaftlich mitgetheilt, wie sie der Eine oder der Andere erlauscht, gefunden oder erfunden hat, und alsdann schlägt sie jeder Einzelne für sich und in seiner Sprache, für seine Zwecke zu Faden; er wirft, eilig und gebückt auf die unwillig knarrende Feder, die sorgfältig gezählten Zeilen auf's Papier, und das Papier, wenn es mit der Oblate hastig geschlossen, in die nahegelegene Brieflade. Glückliche Reise! Und daß die Mittheilung doch ja den Redacteur bei guter Laune treffe, um nicht in den Papierkorb geworfen zu werden, und den Verleger bei guter Laune, um in der Honorar-Berechnung nicht zu fehlen! . . . Lieber Leser, liebe Leserin, Sie glauben nicht, wie schlecht es sich an der grünen Tafel sitzt und schreibt, zumal wenn draußen im Garten die Fontainen rauschen und auf der Straße lustige Menschen, hübsche Frauen, geputzte Kinder vorüberschweben. Sie glauben

auch nicht, wie viel dazu gehört, bis ein geschriebener Brief zum gedruckten Bogen anwächst; denn man zahlt dergleichen Waare nach der Elle. Aber das glauben Sie wohl, daß ein Jeder tief aufseufzt, wenn dieses dunkle, gleichsam unterirdische Tagewerk abgethan ist, daß er den Nachrichten aus der Heimath, die auf dem nächsten Tische lagern, nur ein Paar flüchtige Blicke schenkt und dann federleicht, flügelschnell nach Hut und Stock eilt, mit einem Gruß an die neidisch nachschauenden Zögerer hinausflatternd. Und das endlich glauben Sie auch, daß gescheite, wackere Männer an dem Tische gesessen, Männer aus allen Ländern, Spanier, Engländer, Italiener, Polen, Franzosen und Deutsche besonders, unter diesen Deutschen auch unser Otto.

Monden lang hatte er täglich seine zwei bis drei Morgenstunden im Cabinet Montpensier zugebracht. Ein Paar Schritte von ihm saß, in nächster Nähe also, und doch von ihm erst spät gefunden, seine Zukunft, seine Vorsehung; saß, ohne Bild zu reden, die Comptoirdame des Lesecabinets. In einem Vorzimmerlein, das noch dunkler war, als die beiden andern Räume, thronte sie hinter ihrem Pulte, von Zeitungen fast ganz versteckt. Ihr Geschäft war, Briefe und Blätter vom Postbeamten zu empfangen, Buch zu führen über Einnahme und Ausgabe des Cabinets, die Abonnements- und Tagesgelder, wie sie bei ihr eingingen, in hohen Säulen von groben Sousstücken, halben Francs und harten Fünffrankenthalern zu sortiren, den regelmäßigen Kunden Papier, Federn, Kouverts und anderes Handwerkszeug zu verkaufen. Dafür bezog sie von dem Eigenthümer des Cabinets monatlich

einhundert Francs: zwölf Stunden Arbeit täglich und jährlich zwölfhundert Francs Lohn. Nur die Kanone im Palais=Royal kündigte ihr eine Freistunde, die des Mittags, regelmäßig an, während ihre Ablösung Abends erst nach sieben Uhr erschien. Sonn= und Festtage kannte ihr Kalender keine.

Dies war ein für alle Male das Leben Denisens, — Denise hieß die Comptoirdame, — bevor sie Otto begegnete und Otto ihr. Wie und wann und warum sie sich liebgewannen, gelte uns gleich. Genug, daß es nicht lange dauerte, bis Beide gemeinsame Kasse, gemeinsames Haus machten. Sie verheiratheten sich, wie es im Argot von Paris heißt, im dreizehnten Arrondissement, bezogen ein kleines Quartier in der Rue du Rempart, unweit also vom Palais=Royal, fünf Treppen hoch, und lebten von Stund' an, wenn nicht wie unser Herr Gott in Frankreich, so doch wie zwei seiner Engel im Himmel. Denise war ein prächtiges Mädchen, ein bischen bleich freilich von ihrem Berufe, aber kerngesund dabei, immer wohlgemuth, von Herzen fröhlich und durchaus ehrlich, passabel hübsch und frisch, und fortwährend so reizend und zugleich so einfach angezogen, wie es nur eine Pariser Grisette sein kann. Sie verstand es, ihren verlorenen Freund auf gebahnte Wege zu bringen. Durch den Eigenthümer des Cabinets wußte sie ihm eine feste Lehrstelle in einer Mädchenschule zu verschaffen; ihre harmlose Seele beunruhigte es nicht, daß er täglich eine Stunde lang Geschichte und deutsche Sprache vortrug, vor Gesichtern, die viel schöner waren als das ihrige. Daneben hielt sie ihn an, die Verbindungen mit Deutschland

fleißig anzubauen und seine Berichte an die Zeitungen fein regelmäßig und emsig fortzusetzen. Ihre Hand führte sein stilles Haus eben so sicher wie sein wildes Herz, und es gelang ihr bald zu ihrer unaussprechlichen Genugthuung, Ordnung, Frieden und Zuversicht in beiden herzustellen und zu erhalten. Das höchste Ziel ihrer gemeinsamen Wünsche war das Eigenthum des Cabinets, welches der Besitzer unter billigen Bedingungen einmal abzugeben verheißen, und bei dreitausend Francs Gesammt-Einnahme, so meinte Denise, müsse es mit unrechten Dingen zugehen, wenn sie binnen zehn Jahren dies Ziel durch weise Ersparnisse und Anstrengungen nicht erreicht hätten.

Auf dem steilen Wege dahin fand Ernst seinen Otto wieder. Beiden zur Ehre sei es gesagt, daß diese Begegnung sie gleich hoch erfreute. Ernst, den seine privilegirte Stellung auf die Oberfläche des Lebens und in bequeme Formen getrieben, hatte sich unter diesen ein warmes Herz bewahrt, wie auf der andern Seite Otto durch Schmerz und Noth wohl vielfach verhärtet worden war und dennoch, vielleicht deswegen gerade eine weiche Anhänglichkeit an die Heimath, einen heimlichen Gottesdienst für seine Jugenderinnerungen in der Tiefe barg. Erschüttert sanken sich die Freunde bei ihrem ersten Wiedersehen in die Arme. Ein Jeder fühlte, was zwischen ihm und dem Andern lag, vom Leben, von der Zeit, vom Schicksale dahin geworfen; aber über diesen Scheidewänden vereinigten sich die Herzen auf's Neue und beinahe in derselben Weise, wie die ferne Kindheit, das Carolinum und der Meßplatz in Braunschweig, sie vereinigt hatten. Sie

sahen sich oft, sie gingen mit einander, sie zankten, tranken, rauchten zusammen, und Denise war bald daran gewöhnt, neben sich ihren Freund und „Monsieur le Baron“ zuerst, hernach kurzweg: „Monsieur Ernest,“ Stunden lang das fürchterliche Deutsch reden zu hören, das sie zwar nicht verstand, aber doch von ganzem Herzen lieb hatte.

3.

Aengstlicher und zugleich stolzer hat niemals eine Mutter ihren einzigen Sohn für den großen Tag der Confirmation herausstaffirt, als Denise Otto's Anzug ordnete, sobald der gewisse Mittwoch, der Empfangstag der Gräfin Herisy, gekommen war. Sie selbst kaufte die Handschuhe für ihn ein und wählte, aus bloßer Sparsamkeit, nicht etwa ein Paar für 20 Sous, — denn, sagte sie, diese dauern nur Einen Abend und lassen sich nicht reinigen, — sondern ächte Dreifrancshandschuhe, beste Qualität, in dem glänzendsten und reichsten Lager ausgesucht. Sie selbst stand dabei, während der Hausmeister, seines Zeichens ein Schuhmacher, Otto's Stiefel firnißte, und ihr unerbittlicher Scharfblick leitete seinen Pinsel, als gälte es ein historisches Gemälde für die große Louvreausstellung durch blendenden Firniß in's Licht zu setzen. Sie selbst endlich band die Schleife an der Cravatte, band sie viel zu fest und zu früh, um neun Uhr nämlich, so daß das arme Schlachtopfer sich endlich voll Ungeduld losriß und erklärte, lieber ganz und gar daheim

bleiben zu wollen, als noch länger ihre Puppe, ihren Haubenstock abzugeben. Seine unerschütterliche Weigerung, sich das lange blonde Haar von Denise aufwickeln und brennen zu lassen, hätte außerdem um ein Kleines den ersten ernsthaften Zank zwischen beiden herbeigezogen. Otto war gründlich verstimmt und nichts weniger als liebenswürdig in schwarzem Frack und ditto weitausgeschnittenem gilet-en-coeur. Ihn reuete „die ganze alberne Geschichte." Wie ein Kätzchen schmiegte sich Denise an ihn und setzte sich auf seinen Schooß, aber mit behutsamer Leichtigkeit, um die Wäsche, ihren Stolz, nicht zu chiffonniren, und scheitelte mit dem eigenen Lockenkamme liebkosend und preisend die geschmeichelte Mähne ihres Löwen.

„Siehst Du," sagte sie mit schnurrendem Tone in sein Ohr, „siehst Du, mein guter Freund, Dein Eintritt in die große Welt ist ein Glück für Dich, ein Glück für uns Beide, ein Glück, auf welches ich lange gewartet. So mußt auch Du es ansehen. Jede Bekanntschaft, die Du machst, giebt eine Stufe weiter in unserer Carrière." Otto lächelte. „Du wirst Deputirte sehen, vielleicht Pairs von Frankreich, am Ende gar einen oder den andern kleinen Minister: Menschen wie wir Alle, glaub' Du mir, welche die Nase mitten im Gesicht haben, damit ein kluger Mann sie daran fassen und herumführen kann. Wer weiß, wohin solch' eine Verbindung führt? Ich habe Landsleute von Dir gekannt, die wie Du mit einem Napoleon in der Tasche in die Barrière du Trone hereinspazirten und jetzt im eigenen Cabriolet fahren. Eine Professur am Collége Louis oder eine Sekretärstelle an

der großen Bibliothek, he, wie würde das meinem Otto anstehen?"

„Luftschlösser, Kind, weiter nichts als Luftschlösser! Du vergissest, daß ich nicht um meinetwillen bei der Gräfin Herisy debütire. Ich will nichts von ihr, nichts von ihrer ganzen Welt. Es gilt ein Freundschaftsstück. Den Ernst muß ich ihr aus den Klauen reißen."

„So wie Du ihn damals aus den Tatzen des Bären gerissen hast, nicht wahr? Er hat's mir oft erzählt. Aber höre, mein theurer Freund, da nimm Rath und Vernunft an. Ein Bär ist ein gefährliches Thier, und doch will ich lieber ihm als einer vornehmen Dame den Raub abjagen. O, Du kennst sie nicht, unsere Duchessen, Marquisen, Comtessen. Binde nicht mit ihnen an, wenn Deine Ruhe Dir werth ist."

Otto neigte mit einem überlegenen, verächtlichen Lächeln das Haupt. Er sprach mit vielem Pathos von seiner Festigkeit und Würde, von der Gleichgiltigkeit gegen äußern Glanz und Schimmer, von der reinen Kraft des Mannes in ihm, woran alle bösen Ränke zunichte werden müßten. Als ächter Simson fürchtete er keine Delilah. Mittlerweile hatte es zehn Uhr geschlagen. Ein Wagen fuhr durch die stille Straße. Denise horchte auf. Noch eine Minute und Ernst's Tiger läutete draußen. Otto nahm den Hut, zog den zweiten Handschuh an und umarmte Denisen, die ihn wiederholt küßte. Bang blickte sie aus dem kleinen, hohen Fenster dem davoneilenden Cabriolet nach; es war vielleicht das erste Mal seit drei Jahren, daß sie einen Abend allein zu Hause zubrachte.

Die Gräfin Herisy wohnte über der Seine, in der Rue de l'Université, also im Faubourg Saint-Germain. Wenn deswegen Otto sie in einem Hotel mit weiten Höfen, zahlreicher Dienerschaft, steinernen Treppen und unermeßlichen Sälen zu finden erwartete, so täuschte er sich. Ihr Apartement bestand aus dem ersten Stocke eines ansehnlichen, aber darum keineswegs prächtigen Hauses. Sie hatte sich mit dem Grafen, ihrem Gemahl, arrangirt; das heißt, sobald wir es in die Grobheit unserer ehrlichen Muttersprache übersetzen müssen: sie lebte getrennt von ihm, aber nicht geschieden. Wer die Schuld an dem Bruche trug, sie oder er, wußte eigentlich Niemand zu sagen; darin aber kamen alle Urtheile überein, daß die Gräfin nach der Trennung sich charaktervoll und ehrenhaft benommen. Sie wies alle Anerbietungen des Grafen, der bedeutendes Vermögen besaß, entschieden zurück und lebte von ihrem mütterlichen Erbtheile. Dies reichte hin, sie bequem, aber nicht glänzend, wie sie es gewöhnt gewesen, zu etabliren. Vier Domestiken machten ihren ganzen Hausstand aus. In ihren Zimmern fehlte durchweg der launenhafte Ueberfluß, die schwere Pracht, der gebieterische Styl der Mode; sie blickten dem Eintretenden geräumig und anständig entgegen, weder überladen noch kahl, weder ein Feenpalast der Mode, noch eine kleinbürgerliche „Einrichtung" im alten Sinne. Der Salon hatte venetianische Meubles aus dunkelbraunem Holz, vortrefflich geschnitzt, und dazu violetten Sammet, den mäßige Goldzierathen heraushoben. Kleine, fingerlange Figürchen und Nippen wiesen die Etagèren nirgends auf, wohl aber standen hier und da werthvolle japanische

Vasen, große Stücke von Sevres und sächsischem Porzellan und ächte Majolikas. An den Salon stieß auf der einen Seite das Boudoir der Gräfin, chinesisch eingerichtet, und weiter ihr Schlafzimmer, nach der andern Seite ein kleines Empfangszimmer, dann der Speisesaal und das Vorzimmer. Nur in zwei Gegenständen fiel ein verhältnißmäßig großer Aufwand angenehm in die Sinne: in Teppichen und in Blumen. Letztere waren damals noch nicht so allgemein geworden als jetzt, die Gräfin pflegte sie auch nicht als einen Modeartikel, sondern aus wahrer Liebhaberei, mit Leidenschaft sogar. Bei ihr wandelte man in einem Garten, den Fuß elastisch gehoben, wie von dem allerweichsten englischen Rasen, und umweht von einem beständigen Frühlingsathem, in welchem statt des betäubenden Dunstes fremder Prachtgewächse die warmen und süßen Hauche von Reseda, Orange, Hyacinthe in einander verschwammen. Vorherrschend, namentlich im Boudoir, war Heliotrop, der Gräfin Günstling.

Das sind die Räume, in welche Ernst seinen Freund Otto einführte. Otto fühlte sich bei dem ersten Ueberblick nicht angeheimelt, wie ein bezeichnender deutscher Ausdruck es meint. Schon auf der Schwelle hatte eine anscheinende Kleinigkeit ihn verletzt. Der Bediente meldete Herrn von Werneck und ließ dessen Begleiter eintreten, ohne seinen Namen zu verlangen und auszurufen. Nach Otto's Ansicht lag darin eine Geringschätzung, wofür er den „Lakaien" finster anblickte. Er folgte seinem Freunde, um sich der Gräfin vorstellen zu lassen. Sie saß, als Mittelpunkt einer dichten Gruppe, am Kamin,

in einem Armstuhle mit hoher, geschnitzter Lehne, welcher ihre Gestalt fast ganz verbarg, die Füße auf die bronzirten Verzierungen des Kamins gestützt. Ihr Anzug war ungemein einfach: ein grauseidenes Kleid, hoch an die Schultern hinanreichend, mit Spitzen garnirt, die Aermel halbweit und halboffen. Statt alles Schmuckes trug sie eine Thee=Rose an der Brust, eine Thee=Rose im Haar. Man konnte nicht bescheidener gekleidet sein. Auf dem Gesimse des Kamines standen zwischen Blumen und Vasen zwei Carcellampen, deren leuchtende Kugeln durch herabwallende Schleier von dünnem Rosapapiere sanft verhüllt waren. Das Gesicht der Gräfin blieb so, für den Augenblick wenigstens, in einer vortheilhaft gedämpften Farbe und Helle. Dann und wann warfen aufzuckende Flammen im Kamin ein Paar Blitze über das feine, blasse, schmale Gesicht, und diese Blitze spiegelten sich beinahe in dem wunderbaren Glanze des aschblonden Haares, das in reicher Lockenfülle vom Scheitel bis auf die Schultern, um Stirn und Wangen wehte.

Ernst trat, durch die umringenden Damen und Herren sich und seinem Begleiter Bahn brechend, an den Stuhl der Gräfin. Sie reichte ihm die Hand mit einem ruhigen Kopfnicken. „Frau Gräfin,“ sagte er, „Sie haben gütigst erlaubt“ . . . Und so weiter; die banale Phrase der Vorstellung. Die Gräfin blickte auf, Otto verbeugte sich, kein bischen linkisch. Hätte Denise ihn gesehen, sie wäre ihm um den Hals gefallen, er machte es zehnmal besser als zu Hause in der Probe, wo sie, Denise, die Gräfin spielte, wahrhaftig ganz gut spielte.

Die wirkliche Gräfin empfing ihn mit den Worten:

„Ich hoffe, mein Herr, Sie halten es wie ich, daß Herrn von Wernecks Freunde die Ihrigen sind.“ Ohne die Antwort abzuwarten, setzte sie ihr unterbrochenes Gespräch fort, und Otto wandte sich mit einer abermaligen Verbeugung ab.

Er hatte nun Muße genug, den Kreis zu mustern, dessen Zauberbann er zum ersten Male heute überschritten. Es waren immerhin gegen fünfzig, sechzig Personen in dem Salon der Gräfin versammelt, ungleich mehr Herren als Damen. Ernst, welcher noch eine Zeit lang den Führer seines Freundes abgab, nannte demselben unter den Anwesenden einige Berühmtheiten des Tages. Als neutrales Feld, wo sich alle Parteien begegnen konnten, Faubourg Saint-Germain und Chaussée d'Antin, Centrum und Linke, Akademie und Romantik, waren die Abende der Gräfin nicht nur besucht, sondern auch vor vielen andern gesucht. Man kam darin überein, daß für die „Causerie“ (das Wort findet sich so wenig wie die Sache in Deutschland!) sich kein Ort so vortrefflich eigne, als Frau von Herisy's Salon, und daß Niemand besser als sie die schwierige Kunst verstehe, das Gespräch zu beleben, ohne es beherrschen zu wollen. So waren, immer in dem traulichen Tone dieser Causerie, schon ganz artige Geschäfte der Politik und der Literatur hier gemacht worden, und unstreitig hatte in dem chinesischen Boudoir, vor den mit Albums bedeckten Lacktischen, hinter den Blumenkörben, phantastisch gruppirt und zusammengesetzt, auch manches gute Wort, von der Liebe gewagt, eine gute Stätte gefunden; freilich Liebe immer nur im Style des Salons verstanden. Das ganze

Apartement besaß Styl und Charakter, und diese hauchte und strahlte es unwillkürlich aus, von der Herrin den Gästen entgegen, wie im Gegentheile so viele glänzende Gemächer und Staatszimmer den Fremden nur angähnen, weil ihre Bewohner in ihnen nichts Anderes thun als gähnen.

Otto gähnte freilich auch, gähnte bei Frau von Herisy, gähnte noch vor Mitternacht. Er kam sich unbeschreiblich unnütz vor, wo er war, aber dabei durchaus nicht verlegen und beengt, wie Denise, vielleicht im Stillen auch Ernst, für ihn gefürchtet hatten. Er stand und wandelte umher, flüchtig hier und dort angesprochen, im Vorübergehen vorgestellt, ein Paar nichtige Grüße und Worte auf seinem Wege ausstreuend. Wie die meisten Neulinge in der Welt, glaubte er diese von Grund der Seele verachten zu dürfen, ihre glänzende Leere durchschauen zu können. Was sollte er darin, ein Mann wie er? Simson unter den Philistern! Gleich am ersten Abend seinen deutschen Befreiungskrieg gegen die Gräfin zu beginnen, war unmöglich; so viel sah er mit gesundem Feldherrnblicke wohl ein. Sie schien ihrer Seits nicht eben aufgelegt, ihm weit entgegen zu kommen; sie war artig für ihn, aber sie zeichnete ihn nicht aus. Es hatte lange Mitternacht geschlagen auf der alten Pendule, schon lichteten sich die Räume. Otto wußte nicht, sollte er bleiben, um auf Ernst zu warten oder allein heimkehren. Er suchte langsam seinen Rückzug zu bewerkstelligen, als ihm die Gräfin denselben abschnitt. Sie trat zu ihm, während er schon die Thüre des Salons hinter sich hatte.

„Unser Freund," sagte sie mit einer sehr hübschen klangvollen Stimme, dergleichen die Französinnen selten besitzen, „unser Freund hat Unrecht gethan, Sie gerade heute hierher zu bringen. Sie müssen, fremd wie Sie sind, unter den fremden Leuten sich gelangweilt haben. Keine Betheuerung des Gegentheils, ich bitte. Erlauben Sie mir, seinen Fehler gut zu machen, essen Sie mit mir nächsten Sonntag."

„Sie sind zu gütig, Frau Gräfin. In der That, ich weiß nicht, ob ich unbedingt annehmen darf."

„Ich verspreche Ihnen, Sie sollen eben so wenig Schüsseln wie Menschen finden. Niemand kann große Diners mehr hassen als ich. Eine lange Tafel, die wie ein Silber= und Krystallager aussieht und daran links und rechts eine Kleiderwaarenhandlung; ich kenne das. Betrachten Sie sich mein Speisezimmer und Sie werden sehen, daß Sie aus guten Gründen sicher sind gegen ein neues Attentat auf Ihre Geduld. Sie, Ernst, noch zwei oder drei genaue Freunde von mir und zum Uebermaß aller Freiheit nur Eine Dame, Eine, die kaum noch zählt: ich. Auf Sonntag also?"

Die Gräfin ging hinweg, um eine alte Dame zu begleiten, die sich empfahl. Otto hatte nicht antworten, also auch nicht ablehnen können. In diesem Augenblicke begegnete er Ernst, der ihm mit den Worten entgegen kam:

„Hat Dich Frau von Herisy auf Sonntag eingeladen?"

„So eben."

„Vortrefflich, wir speisen zusammen. Du wirst zu=rieden sein, zufriedener als heute."

„Ich bin nicht unzufrieden, aber doch wäre mir es ieb, wenn wir gingen. Es muß bald ein Uhr sein."

„Binde Dich nicht an mich. Mein Cabriolet ist inten und zu Deinem Befehle. Schicke es mir zurück."

„Du bleibst?"

„Eine halbe Stunde noch."

Ernst schlug die Augen nieder, und Otto ließ ihn tehen. Er konnte sich nicht enthalten, in der Thüre des Speisezimmers umzublicken. Der Salon war beinahe änzlich leer. Die Gräfin und Ernst sprachen ange=egentlich zusammen, in einer Fensternische lehnend. Otto laubte zu bemerken, — aber er glaubte es nur, — daß Ernst die linke Hand der Gräfin in der seinigen hielt. Was er deutlich sah, war das leise Zittern und Flattern hres Haares, das unter jedem Hauche seiner Worte bebte. Er streifte die schmächtige, dunkle Gestalt der Gräfin, die wirklich wie ein Schatten aussah, noch einmal mit einem nzufriedenen Blicke und rasch eilte er hinaus.

Denise hatte noch Licht; es blinkte, aus der Höhe es fünften Stockwerks einem Sterne vergleichbar, von weitem dem Heimkehrenden entgegen. Sie war sogar noch uf und kam, ihm die Thüre zu öffnen. „Gottlob," ief er, Hut und Handschuhe wegwerfend, ihr ent=egen, „Gottlob, daß ich wieder da bin, mein selbst wieder bin."

„O, Du guter, lieber Mann! So kommst Du nicht ngern in unsere Mansarde zurück aus dem großen

Hôtel, und Deine kleine Frau kann sich im Nachthäubche
nach der geputzten Gräfin noch vor Dir sehen lassen?"

„Thu' mir die Liebe," unterbrach er sie heftig, „ur
lasse mich mit allen Hôtels und allen Gräfinnen d
Welt in Frieden."

„So hast Du Dich schlecht unterhalten?"

„Einmal ein Narr, gewiß nicht wieder."

„Und Frau von Herisy."

„Frage Ernst nach ihr, er ist noch dort."

„Nun, Du weißt ja, wie er mit ihr steht."

„Freilich weiß ich."

„Und Dein Plan, ihn loszumachen?"

„Ach Gott, mein Plan!"

Otto hatte sich langsam ausgekleidet und sank
seinen alten, mit verschossenem, gelbem Plüsch überzogen
Lehnstuhl. Er starrte, in Gedanken verloren, in die
loschenen Kohlen des kleinen Kamins. Denise hielt si
fern, sie wagte nicht, ihn zu stören. Leise zündete sie i
Licht an und wollte in ihr Zimmerlein schleichen, di
neben dem seinigen gelegen. Auf der Schwelle kehrte
noch einmal um und fragte, ihre Hand auf Otto
Schulter legend, mit weichem Tone:

„Nicht wahr, mein Freund, es ist Dir nic
Widriges bei Frau von Herisy begegnet, keine Kränkun
nichts Leides?"

„Nichts, Liebe, nichts."

„Gute Nacht denn!"

„Gute Nacht!"

Denise ging und wunderte sich im Stillen, daß
ohne Kuß gehen mußte.

4.

Frauen wie die Gräfin Herisy giebt es nur zu Paris, ungefähr wie die Alpenrose nur über der Schneelinie vorkommt. Wenn die Scheidekunst ihr Wesen, ein wunderliches Gemisch von Kunst und Natur, chemisch analysiren könnte, so würde man erstaunen über die Mischung der verschiedenartigsten Gegensätze, welche sich da herausstellte: ätzende Gifte neben den wohlthätigsten Bestandtheilen, Dämonisches und Kindliches, spielende Jugendlichkeit und schlaffer Lebensüberdruß, Leichtsinn und Berechnung, freiestes Naturell und feinste Sitte. Und alles das hält mit einer wunderbaren Ruhe und Ueberlegenheit ein Wille zusammen, der von Stahl ist in seinem Triebrade und von Spinnweb in seinen Verzweigungen. Wir müßten über die Grenze der Erzählung hinausgreifen, wollten wir unsere Personen in Rede und Handlung darstellen wie in einem dramatischen Seelengemälde, und Schritt für Schritt den Gang begleiten, welchen das Verhältniß zwischen Frau von Herisy und den beiden deutschen Freunden nahm. Aufgelöst in schlichten Bericht, wird sich derselbe freilich dürftig genug ausnehmen, und doch steht uns kein anderer Weg zu Gebote.

Daß Otto sich nicht damit begnügte, einmal ein Narr gewesen zu sein, wie er Denisen feierlichst versichert hatte, das versteht sich von selbst. Er ging zu dem Sonntagsdiner, er erschien am nächsten Mittwoch wieder und bald machte er auch ohne Ernst's Begleitung vor=

mittägliche Besuche in der Rue de l'Université. Di
Gräfin war für ihn immer zu Haus, freilich selten allei
so daß von Ernst und seiner Freiheit noch nicht die Re
sein konnte. Ungemein ruhig empfing sie Otto, und ebe
so ruhig ward er entlassen. Bald begleitete sein Komme
und Gehen jene Begrüßung, welche die englische Mo
auch diesseits des Kanals eingeführt hat: der Händedruc
Nicht wahr, ein Händedruck ist etwas so durchaus Un
schuldiges, daß sich darin keine sinnliche Mittheilun
bergen kann? Ein Händedruck nämlich, nicht im rasche
Wirbel des Walzers oder unter dem Tischtuche, sonder
ganz öffentlich und ehrlich, vor hundert Augen gewechsel
Eine Engländerin schüttelt uns treuherzig die Rechte, da
alle Gelenke knacken, und daß wir eher an alles ande
denken, als an verstohlenes Gelüste. Aber eine Pariseri
aber Frau von Herisy! Otto zuckte zusammen wie v
einem electrischen Aal berührt, wenn diese schmal
weiße Hand mit ihren feinen, fühlhörner-artigen Finge
sich leise in die seinige legte. Von den Fingerspitz
rieselte es kühl durch seine Adern, und wenn die Han
glatt wie eine Schlange, aus der seinigen schlüpfte, gi
es ihm wie ein Flor über die Augen. Er schalt si
selbst, er lachte grimmig in sich hinein über seine bube
hafte Schwäche, sein Auge funkelte unmuthig auf d
Gräfin. Sie saß still und zusammengekauert immer
demselben venetianischen Armstuhle, in dem die klei
Gestalt beinahe verschwand. Otto musterte bis in
Allereinzelnste und Kleinste ihr Gesicht, ihre Figur, ihr
Anzug. Die Gräfin decolletirte sich zu Hause niema
und auch für die Welt nur, wo es unumgänglich nöth

war. Sie wußte mit einem Stück Tüll oder Gaze, mit einer Elle Flor und Spitzen ihrer verhüllten Magerkeit einen Reiz, einen Glanz zu leihen, welche die verführerisch offenste Fülle als Vergleich neben sich nicht scheute. Um Hals und Schultern wickelte sie in eigensinnigen Knoten eine Echarpe, die wie eine Spielerei aussah, aber ein Kunstwerk war. Die Aermel fielen in Falten herunter, um das Handgelenk schlang sich statt Gold und Steine ein dunkler Sammetstreifen, mit einer Perle geschlossen. Ihre Kleider zeigten immer die edelsten Stoffe und den einfachsten Schnitt; sie ging und stand darin, als wären sie ihr angegossen, jede Bewegung spiegelte sich gewissermaßen in der schweren, knisternden Seide, in dem bauschenden Sammet, jede Stellung zeigte etwas, was nicht da war, oder versteckte etwas, das da war, und doch schwor das schärfste Glas auf das Gegentheil, auf Wahrheit und Natur. Namentlich hatte sie eine Art, im Divan oder im Lehnstuhle zu hocken, die Füße an sich gezogen und den Shawl wie ein fröstelndes Kind um sich zusammenraffend, eine Art, die unbeschreiblich, unwiderstehlich war. Ihr Haar half, wie ein ächtes Netz mit jeder Drehung des Kopfes nach einer andern Seite geworfen, dem tiefen Mondschein-Blick und dem stillen Lächeln, die sie in solchen Minuten hatte, prächtig nach. Dies Haar war wirklich tadellos schön; sie zerriß verschwenderisch den ganzen Reichthum, ihren einzigen und letzten, in lauter kleine Fasern und Fädchen, die so fein waren, daß sie fortwährend wie Blumenfasern im kleinsten Lufthauche zu schwanken schienen. Die Spitze der Locken berührte, namentlich wenn es gegen das Ende

eines Abends ging, Brust und Schulter. Das Auge, bei Tageslicht stumpf und farblos, erschien im Kerzenstrahle des Salons beinahe dunkel und schwamm in einem merkwürdigen Schmelz, mit dem die Zähne wetteiferten. Der Mund sprach nur mit den äußersten Lippen, mehr Hauche als Worte, aber eben so zwanglos wie wohlklingend. Man mußte ihr zusehen, wenn sie sich einmal warm gesprochen hatte; das Gesicht bekam dann einen wunderbar wilden Ausdruck, von dem Otto einmal treffend sagte, er schwebte zwischen Raubthier und Schlange genau mitten inne. Schminke kannte kein Mensch an der Gräfin; dafür liebte sie, was die Schminke für einen feineren Sinn ist, an Kleidern, Wäsche, Büchern, Handschuhen, im Zimmer wie an sich die künstlichsten Wohlgerüche, namentlich — wir haben es schon erwähnt — Heliotrop, dessen süßlichen, zu Kopfe steigenden Duft sie in allen Gestalten, flüssig und trocken, verbrauchte.

Otto trat mit einem gesunden, kräftigen, seiner sichern Herzen in den Dunstkreis der Frau, die wir mit den vorausgehenden Zügen zu schildern versucht haben. Sie erwartete ihn da, sie wollte etwas von ihm, sie brauchte ihn. Hatte Ernst ihr den Trotz des Freundes gegen sie verrathen und nahm sie deswegen eine Herausforderung an, welche das Weib auf der empfindlichsten Seite berührt? Oder ging ihre Absicht auf andere Zwecke? Ihr Verhältniß zu Ernst war dem Erlöschen nahe. Vielleicht suchte sie nur in Zeiten einen Ersatz, den sie freilich in ihrer Umgebung ohne Mühe hätte finden können. Die Gräfin Herisy, obgleich über das berühmte Balzac'sche Stufenjahr unzweifelhaft hinaus, war immer noch für

jeden Mann eine glänzende Eroberung, die sich ohne Lächerlichkeit eingestehen ließ. Sie hatte sich weise geschont und sah noch eine hübsche Strecke Zeit und Gesellschaftsleben vor sich, ehe sie abtreten mußte. Otto konnte sie eine Weile geleiten, aus ihm war etwas zu machen. Also: Otto.

Da er etwa zum sechsten Male in dem ersten Monate ihrer Bekanntschaft sie besuchte, fand er sie allein. Nach den ersten Worten fing sie plötzlich an, Deutsch mit ihm zu sprechen, ein recht artiges Deutsch, und dazu erröthete sie wie ein junges Mädchen. Es gibt Frauen, die alle Farben spielen können, als wären es Instrumente. Otto sah erstaunt, ja entzückt sah er auf. Der Klang, welcher von den verschwundenen Ufern der Kindheit zu uns herüberläutet, behält überall seinen Zauber. Otto hörte ihn auf der Erde der Verbannung im täglichen Verkehr allerdings oft genug, aber von weiblicher Lippe war er ihm lange nicht entgegengekommen. Erfreut wie über einen glücklichen Fund, eine Entdeckung, rief er aus:

„Was ist das, Frau Gräfin? Sie sprechen Deutsch? Das erste Wort, das ich höre!"

„Meine Familie hat eine deutsche Bonne mitgebracht, als sie aus Koblenz zurückkehrte."

„Und dies Talent entdecke ich erst heute in Ihnen? Sie lassen mich auf französischen Stelzen vor Ihnen gehen, während Sie mich auf Engelsflügeln in mein verlorenes Paradies tragen können?"

„Sie sprechen vortrefflich die Sprache Ihrer Adoptivmutter, und ich die Ihrige unvollkommen genug."

„Im Gegentheil, Sie sprechen sie eben so richtig, wie fließend.“

„Wenn Sie Laune haben, mit mir Deutsch zu plaudern, wird es mich freuen. Sie verbessern mich, ich lerne dabei.“

„Aber davon hat Ernst mir niemals eine Sylbe gesagt.“

„Sehr natürlich; er wußte es nicht.“

„Sie hätten niemals Deutsch mit ihm gesprochen?“

„Niemals.“

„Warum nicht?“

„Kenne ich doch selbst keinen Grund dafür, als diesen: Ihm gegenüber fühlte ich das Bedürfniß nicht; das ist ganz einfach.“

Sie that, als wäre es so, und warf diese Worte in dem unverfänglichsten Tone hin, während sie bei Otto einen Windstoß von Gedanken und Empfindungen erregten. Er blieb länger als gewöhnlich, er sprach mehr, sprach wärmer als sonst. Natürlich, er sprach von Deutschland, er sprach Deutsch. Da er sich empfahl, sagte er, ihre dargebotene Hand festhaltend:

„Nun lassen Sie mich auf deutsche Weise scheiden.“

„Wie das?“

„Wir küssen die Hand holder Frauen bei uns.“

„Eine galante Sitte, die Sie von Frankreich geerbt haben.“

„Sie wollen sagen, die schon das vorige Jahrhundert bei Ihnen abgelegt hat. Auch bei uns, hör' ich, verschwindet sie aus der vornehmen Welt. Ernst ver-

sichert, nur Theaterprinzessinnen küsse man noch die Hand."

„So erlauben Sie, daß ich die meinige zurückziehe."

Sie that es, aber Otto hatte zuvor seine Lippen rasch auf die entschlüpfenden Finger gepreßt; er sagte, um einen Scherz machen zu können:

„Nicht jeder Fortschritt ist ein Glück. Ich wollte, wir wären im ancien régime stehen geblieben."

„Zur Bekehrung eines Revolutionärs," lächelte die Gräfin und hielt ihm nochmals die Rechte hin, die Otto nochmals küßte. Er ging, sah zurück, kehrte halb um, ging wieder. Die Gräfin betrachtete nachsinnend die Hand, die in der seinigen geruht und hielt die Linke fest auf ihr Herz gepreßt.

Das nächste Mal wollte sie nicht wieder deutsch reden. „Parlons raison," sagte sie kopfschüttelnd, „cela se fait beaucoup mieux en français." Sie nahm darauf ihren neuen Freund mit altklug mütterlicher Salbung in Gebet und Predigt. Sie mahnte ihn, eine seiner Fähigkeiten würdige Stellung in Paris zu suchen. „Ein Mann, wie Sie," begann sie.

„Den Sie nicht kennen," unterbrach er.

„Ich kenne Sie, wenn nicht anders, aus Ernst's Schilderungen," fuhr die Gräfin fort. „Ein solcher Mann muß an der Macht, welche die Presse bei uns besitzt und darstellt, sein gutes, vollwichtiges Theil haben. Sie schreiben, höre ich, für große deutsche Zeitungen als Berichterstatter über Paris, über Frankreich. Sie haben da, mein junger, unerfahrener Freund, eine edle Aufgabe, eine hohe Sendung. Vermittelnd können Sie zwischen

zwei Nationen stehen, die, als Träger und Hüter der Freiheit und Wissenschaft in der Weltgeschichte berufen, eine heilige Gemeinschaftlichkeit Ihrer Interessen besitzen. So, meine ich, sollten Sie Ihr wichtiges Amt auffassen und ausüben. Lassen Sie mich Ihnen die Wege bahnen, so lange bis es eine mächtigere Hand thut. Ich werde Sie bekannt machen mit den Leitern unserer großen Geschäfte, denen an einem Urtheile Deutschlands, an einer Stimme jenseits des Rheines unendlich viel liegt. Von ihnen, als aus nächster Quelle, schöpfen Sie in Zukunft Ihre Nachrichten; sie und Paris haben dann auch die Verpflichtung, Ihnen dafür zu danken. Frankreich muß Ihnen ersetzen, was Sie in Deutschland verloren, was Sie der Freiheit geopfert haben. Wie gern möchte ich die eisernen Pforten der Welt vor Ihnen aufschließen, an welche Sie, mein lieber deutscher Träumer, nur mit stillen Wünschen bisher geklopft haben!"

Otto ging wie berauscht, das eine Mal von einem Handkusse, das andere Mal von einer Standrede, welche vielleicht in jedem andern Munde lächerlich erschienen wäre. Allein Gräfin Herisy war die Frau, die solche Dinge nicht nur mit einem hinreißenden Ausdruck liebenswürdigster Güte zu sagen wußte, sondern, die es auch verstand, das Gesagte wahr zu machen. Sie verwandelte sich in die wohlthätige Fee Otto's, dergleichen in Paris nicht blos auf den Boulevarttheatern auftreten, um junge Männer über Nacht glücklich, reich und berühmt zu machen. Mit einigen dreieckigen Brieflein, welche stark nach Heliotrop rochen, öffnete sie dem schüchternen Neuling die Vorzimmer der Minister, die Salons politischer Notabilitäten,

die Speisesäle gebietender Bankherrscher. Er stieg allmählig höher, wie von unsichtbaren Händen geführt, von unsichtbaren Schwingen getragen; sein Gesichtskreis erweiterte sich, die Welt lag in einer andern Beleuchtung vor ihm, und es dauerte nicht lange, so strahlte dieses Licht auch in seinen Arbeiten; die Berichte, welche er nach Deutschland sandte, bekamen Inhalt, Farbe, Glanz, und höflicher, zufriedener als zuvor lauteten die Antworten der Redactionen. Daß Otto's Person unmerklich sich mit seinen Umgebungen umgestaltete, fiel Jedermann eher auf, als ihm selbst. Er wehrte sich noch tapfer gegen alle Veränderungen, die man ihm an sich selbst zumuthen könnte, sowohl an seinen Grundsätzen, wie an seiner persönlichen Erscheinung. — „Darin," so rief er ein Mal vor der Gräfin aus, „darin werden Sie mir, wunderbare Zauberin, auch nicht das geringste Zugeständniß abzwingen."

„Wer verlangt von Ihnen, Sie mißtrauischer Zögling, daß Sie etwas ändern sollen an Ihrem Selbst? Bin ich eine Delilah, welche mit diesen schönen, für unsere Mode allerdings zu langen Haaren die Kraft des Simson abschneiden möchte? Nein, mein Freund! Bleiben Sie ganz, der Sie sind, innerlich wie äußerlich; im Gegentheil, je schärfer Sie das Gepräge Ihrer Persönlichkeit herauskehren, um so sicherer werden Sie in unserer abgegriffenen Welt Ihrer Geltung sein. Was uns fehlt, sind gerade Männer Ihres Schlages, aus Einem Holze geschnitzt, kräftig und tüchtig, wohin man sie stellt, feste Charaktere, Naturen, welche die Cultur wohl beleckt, aber nicht verwaschen und verwässert hat."

Wie ein Kind ließ er sich einwiegen durch das Sirenenlied, welches seine erwachenden Besorgnisse um sich selbst in Schlummer lullte. Die Tage gingen über seinem Haupte dahin gleich lauter neuen Sternen, er wandelte auf Sammet, seine Wange war schmeichlerisch umweht von fremder Anerkennung und Theilnahme, die über Nacht um ihn aufgeblüht waren. Schon wandelte er mitten im Irrgarten, der verzauberte Ritter, ohne zu wissen, daß und wie er hineingekommen. Vor ihm schwebte die Schattengestalt, die er im Traume durch das Grün der Büsche streifen sah; unmögliche Blumen — sie glichen den chinesischen Malereien in der Gräfin Boudoir — prunkten am Wege, fremdartige Vögel sangen, Heliotropdüfte badeten seine Stirn, und er irrte immer weiter fort, immer tiefer hinein, immer taumelnder.

Sollen wir ihn verloren geben?

5.

Des Freundes warnendes Wort weckte ihn wie ein Donnerschlag. Etwas, was er bald sein Gewissen, bald seine Ehre nannte, gab in ihm der Stimme Ernst's Recht, obwohl er mit hundert heftigen Gründen sich laut gegen sie wehrte.

Er stürzte in die Rue de l'Université. Die Gräfin war zu Hause. Mit hastiger Offenheit fiel er zu ihren Füßen, entschlossen, ganze Felsen zwischen sich und die gefährliche Zauberin zu wälzen, in der ersten, frischen Gluth seiner Bekehrung alle Schiffe zur Rückkehr zu ihr zu

verbrennen. Indem er gestand, daß er im Begriffe sei, eine rasende Leidenschaft für sie zu fassen, rief er in seiner Selbstanklage leidenschaftlich und geängstigt aus: „Es ist ein Verrath an meinem Freunde," rannte dabei im Zimmer umher und drückte den Hut zwischen den geballten Fäusten zusammen. Die Gräfin hörte ihn ruhig an; das Haupt an die hohe, dunkle Stuhllene gedrückt, blickte sie von unten mit verschleierten Augen zu ihm auf. Da sein erster Redeschwall verronnen, begann sie:

„Ecoutez, mon ami, asseyez-vous là, et écoutez-moi bien!"

Er gehorchte, mechanisch beinahe. Sie „posirte" nun vor ihm eine volle Stunde lang, wie eine Magdalene vor ihrem Richter. Das ganze Lexicon der „femme incomprise" und der „femme perdue" schlug sie vor ihm auf, blätterte sie mit ihm durch. Sie erzählte, stets die alte Geschichte, von ihrer stürmischen Jugend, ihrer Heirath ohne Neigung, ihrer Neigung ohne Gegenstand. Zuletzt — nachdem sie gesucht, bisweilen gefunden und immer wieder verloren, so sagte sie seufzend, mit niedergeschlagenen Augen — zuletzt begegnete sie Ernst: „Aus ihm wollte ich meine Stütze machen, ich glaubte ihn mir überlegen an Kraft, ich klammerte mich an, und er war mir am Ende doch nicht, was er hätte sein können, nicht, was ich geträumt, wonach ich mich gesehnt. Gewiß, sein Herz ist edel und ich rühme mich, es besessen zu haben; allein es ist schwach. Auch Ernst hat mich nicht verstanden." Durch ein vortreffliches Verkleinerungsglas zeigte die Gräfin Otto's Blicken das geschickt gemalte Conterfei seines Freundes; sie brauchte das Glas bloß

umzudrehen, um als Gegenbild, vergrößert, in sehr kenntlichen Zügen ihr „Ideal“ hinzustellen, ein Ideal, in welchem, entsetzt und entzückt zugleich, Otto eine Familienähnlichkeit mit seinem Selbst zu erkennen glaubte. Frau von Herisy sprach vortrefflich, und Otto lauschte ihr die Worte von Munde ab; er lag wiederum ganz unter dem Zauber des gewissen Gesichtes. In diesem Augenblicke vertraulicher Unterredung, während deren die beiden glühenden Stirnen einander unwillkürlich immer näher gerückt waren, öffnete sich die Thüre und ein Diener störte mit der Meldung:

„Monsieur de Wernek.“

Die Gräfin blickte fragend, lauernd auf Otto.

„Ich bitte Sie,“ flehte sein beschämtes Auge, „nur in diesem Moment nicht!“

„Ich meine, hinterlassen zu haben, daß ich für Niemanden zu Hause bin,“ sagte die Gräfin.

Der Bediente ging. Ernst betrachtete, indem er abgewiesen ward, den Regenschirm Otto's, der äußerst behaglich in einem Winkel des Vorzimmers lehnte. Er kannte ihn ganz genau am schwarz-hörnernen Griffe, und wer brächte auch in Paris einen Regenschirm zu einem Besuche, es wäre denn ein unverbesserlicher Deutscher? Dieser Regenschirm ward für Ernst zum Telegraphen; Knopf und Spitze meldeten ihm mit dankenswerther Deutlichkeit: „Adieu, lieber Freund, bemühe Dich nicht weiter, der Platz ist besetzt, Du hast Deinen Abschied.“ Ernst ging, etwas langsam und nachdenklich immerhin, die Treppe wieder hinunter. Das Gesicht, das er unterwegs machte, war wohl nicht ganz dasjenige, welches

Otto sein Diplomatengesicht zu nennen pflegte. Unten bekamen der Tiger und der Mecklenburger jeglicher einen zärtlichen Händedruck, nur durch die englische Peitsche, Stiel und Schnur, verlängert, Jener, weil er die Zügel eine Secunde zu früh losgelassen hatte, ehe sie Ernst ergriffen, und der Mecklenburger, weil er, an längere Pausen vor dieser Thüre gewöhnt, nicht gleich begreifen wollte, daß es schon wieder vorwärts ging. Wohin? Ernst wußte es selbst nicht. „In die Rue du Rempart meinetwegen," murmelte er; „vielleicht habe ich mich doch getäuscht," so setzte er einen Augenblick darauf hinzu.

Oben war eine peinliche Stille eingetreten, in der man das Rasseln des davoneilenden Cabriolets deutlich vernahm. Der Faden eines solchen Gespräches knüpft sich, einmal abgerissen, schwer wieder an. Endlich ermannte sich Otto zuerst wieder, wahrscheinlich weil es die Gräfin nicht für gut fand, ihm zuvorzukommen. Mit einer düstern Entschlossenheit auf der Stirn trat er an sie hin, gerade vor sich herabsehend, um ihr nicht in's Auge blicken zu müssen. „Offenheit gegen Offenheit, Geständniß um Geständniß," so stammelte er, und nach langem Zögern fiel — Denisens Name von seinen bebenden Lippen. Er glaubte mit diesem Bannspruche auf immer alle feindlichen Zauber entkräftet zu haben. Wirklich that ihm die Gräfin den Gefallen, wie überrascht und verletzt aufzufahren, obgleich sie natürlich um Otto's sämmtliche Verhältnisse längst gewußt, also auch um sein Verhältniß zu Denise. Sie war weit entfernt, die Sittenpredigerin zu spielen; Pariser Frauen sind an

Toleranz gewöhnt. Aber sie erklärte, ziemlich schneidend, daß sie nicht begreife und niemals begriffen habe, wie ein Mann von Geist sich in die beständige Lebensgemeinschaft mit einer „Grisette“ erniedrigen könne. Nicht die Verirrung tadelte sie, nur die Gewohnheit. Ihr Ton wurde milder, als sie den Freund beklagte, Jahre lang in den nächsten Beziehungen zu einem geistig so tief untergeordneten Wesen gestanden zu haben. „Das sind,“ schloß sie, „die einzigen Mésalliancen, welche ich mir nicht erklären kann: die Mésalliancen des Geistes. Was ist Geburt und Stand, was selbst Verschiedenheit des Alters? Diese zufälligen Unterschiede gleicht die Liebe, die Leidenschaft mit ihren kühnen Sprüngen leicht aus. Aber über eine Kluft der Bildung, des Geistes, des Geschmackes kenne ich keine Brücke zwischen Mann und Weib. Die Stecknadelstiche der Rohheit, des Mangels an Verständniß und Empfänglichkeit für alles Höhere, der Sitte, darunter muß ein Herz langsam auf das Peinvollste verbluten!“

Otto hörte die in’s Allgemeine versteckte Anklage der Geliebten nicht an, ohne in eine begeisterte Vertheidigung auszubrechen; aber dennoch ließ die Rede der Gräfin einen heimlichen Stachel in ihm zurück. Die Natur dieses Mannes, so rein und vortrefflich sie war, schloß den Beisatz von Eitelkeit nicht aus, mit welcher der männliche Charakter ohne Ausnahme gemischt ist. Otto besaß dazu einen großen Grad von Reizbarkeit, seine Phantasie war eine beinahe dichterische. So fühlte er eine Art von innerer Wahlverwandtschaft mit allem, was ihm schön und groß, vielleicht nur äußerlich, erschien, ohne es zu sein. Trotz aller demokratischen Grundsätze, der angeborenen

wie der angebildeten, wußte er sich in Reichthum und Glanz bald zu acclimatisiren. Dies war in ihm nicht Schwäche, sondern nur Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, und eine ganz natürliche am Ende. Die härteste Sohle wird lieber auf Teppichen schreiten, als über die Ziegelsteine einer Pariser Mansarde, das roheste Auge sich früher mit Sammt und Seide befreunden, als der einmal verwöhnte Blick mit groben und dürftigen Umgebungen sich wieder aussöhnt. Ein allgemeiner Grundsatz, welcher auch auf die Liebe seine Anwendung leidet. Seit Otto die Gräfin und Frauen ihres Standes in der Nähe gesehen, konnte sich Denise nie hübsch genug für seinen Geschmack ankleiden. Die duftende Spitze, der schwere, rauschende Atlas, Federn, Blumen und Steine hatten schon auf seine Sinnlichkeit eingewirkt und statt das Weib, den Kern ihres Wesens und auch ihre Schönheit von diesem Schmucke als von einer Zufälligkeit trennen, lernte er die letztere immer höher schätzen, als würzende Zugabe immer inniger begehren oder unwilliger vermissen. So weit einmal gekommen, fühlte er sich unsanft von der Vorstellung berührt, als sei er zu Denise herabgestiegen. Das schielende Licht, welches die Gräfin auf sie und sein Verhältniß zu ihr geworfen, reichte hin, um ihm die Freundin, die treue, fröhliche, unermüdliche Lebensgefährtin, unter dem Zeichen der Dienstbarkeit, der Niedrigkeit erscheinen zu lassen. Es erbitterte ihn, daß Jemand seine Geliebte sich also denken, ihm also darstellen durfte; daß es die Gräfin war, welche dies that, brachte ihn vollends außer sich. Im Sturme brach er auf, und sie hielt ihn, so hatte es den Anschein, nicht mit einem

Fädchen fest. Wie ein Pfeil schoß er aus dem Hause, über die Seine hinüber in's Palais Royal. „Ich bin frei," diese jubelnden Worten standen mit goldenen Buchstaben auf seiner Stirn geschrieben. Er glaubte in gutem Ernste mit der Gräfin gebrochen zu haben, während sie im Gegentheile die letzte Brücke hinter ihm zerbrochen hatte. Sein volles Herz trieb ihn zu Denisen. Hastig riß er die Thüre des Lesecabinets auf, wo er sie an ihrem gewöhnlichen Platze sitzen wußte. Sie saß da, allerdings; aber um sie her, den Hut auf dem Kopfe, auch wohl eine Cigarre im Munde, standen einige junge Männer und alle befahlen ihr, wenn auch mit artigen Worten, und für alle war sie da und nahm und gab mit den Händen, die Otto oft geküßt, das schmutzige Kupfergeld, und lächelte links verbindlich, und grüßte rechts mit Unterwürfigkeit. Ach, niemals war dem beobachtenden Freunde ihr dunkles Vorzimmerlein dunkler, ihre Haube mit den abgefärbten Rosaschleifchen ärmlicher, ihre Haltung gedrückter erschienen. Er zog, noch ehe sie ihn erblickt hatte, die gläserne Pforte hinter sich zu; wie ein sinnlicher Ekel überlief es ihn vom Scheitel bis zur Fußspitze.

Noch am folgende Tage empfand Otto, Denisen gegenüber, die Nachwehen dieser Verstimmung. Beide pflegten ihr Frühstück gemeinschaftlich zu nehmen und zwar in Denisens Freistunde, gewöhnlich zu Hause. Verdüstert und wortkarg saß er ihr gegenüber. Sie hatte ihn oft so gesehen und ertragen, in ihre arglose Seele war auch jetzt noch kein Funke des Verdachts gefallen. Um ein Uhr begleitete sie Otto in das Cabinet, wo er

seine Zeitungen las, Briefe empfing und schrieb. Den Kopf in die hohle Hand gestützt, brütete er über seinen Gedanken, statt über den Tagesblättern. Plötzlich vernimmt er in dem Comptoirzimmer eine Stimme, die trotz ihres leisen Klanges ihn aufschreckt. Er horcht genauer hin; kein Zweifel, es ist die Gräfin, die Gräfin spricht mit Denise. Er schleicht an die Thüre, sie steht, den Arm auf das Comptoirpult gestützt, in anmuthiger Vertraulichkeit vor Denisen; die Unterhaltung ist im lebhaftesten Flusse. Während er an seinen Platz zurückkehrt mit einem Herzklopfen, in einer Spannung, für welche er sich hätte „ohrfeigen" mögen, öffnet sich die Thüre. Diesmal erscheint Ernst. Auch er stutzt, als er unter dem unscheinbaren Strohhute die Gräfin erkennt. Sie aber will nicht erkannt sein, und Ernst besitzt zu viel Erziehung, um ein solches Incognito nicht zu respectiren. Er geht vorüber, in das Zimmer rechts, wo er Otto findet, der wie versteinert in die neueste Nummer des Schwäbischen Merkurs starrt. Die Freunde messen sich mit einem langen Blicke. Ernst deutet mit den Augen hinaus, Otto nickt. Tiefes Schweigen; sie kehren sich von einander ab.

Es dauerte nicht lange, so betrat auch die Gräfin das Lesezimmer, in welchem Damen wohl eine seltene, aber nicht durchaus fremde Erscheinung sind. Sie war ohne alle Begleitung. Nachdem sie einige Zeitungen durchflogen, Otto und Ernst mit einem und demselben Kopfnicken gegrüßt, ging sie wieder, mit Denise draußen noch ein Paar Worte wechselnd. Otto wollte in augenblicklicher Aufwallung ihr folgen, Ernst hielt ihn fest. Beide hatten, an das düstere Fenster gelehnt, eine lange

Unterhaltung, die einige Male aus dem gesetzlichen Tone des Flüsterns so entschieden herausfallen wollte, daß alle Leser die Köpfe erstaunt in die Höhe richteten und sogar Denise den ihrigen um die Ecke hereinstreckte. Ernst ging als der Erste fort. Unentschlossen blieb er vor Denisens Pulte eine Weile stehen. Sie wunderte sich im Stillen, heute keines der freundlichen Worte zu erhalten, womit er sonst beim Kommen und Scheiden bei ihr gewöhnlich anhielt. Er fragte sie nur obenhin, ob sie die Dame im Nankingüberrock nicht gekannt habe, die vor einer Weile in dem deutschen Zimmer gewesen sei? Denise verneinte und fügte lachend hinzu:

„Sie meinen wohl, Monsieur Ernest, daß es eine Landsmännin von Ihnen ist?"

„Beinahe; hatte sie nicht blondes Haar und helle Augen?"

„Als ob Deutschland ein Patent auf diese Reize besäße! Nein, sag' ich Ihnen, das war eine ächte Französin, eine Erzpariserin; so spricht man nur bei uns zu Lande."

„Wie so?"

„Nun, so voll Feinheit und Verbindlichkeit. Ich wette, der war es nicht um Zeitungen zu thun, und mein unschuldiges Lesecabinet mußte wieder einmal dienen, um einen kleinen Liebeshandel zu verstecken oder die Stunde der Zusammenkunft abzuwarten. Dort in der Glasgalerie ist sie verschwunden; ein Gang wie eine Sylphe! Der Mann ist glücklich, zu welchem sie hinflog!"

Ernst eilte hinaus. „Armes Mädchen!" murmelte er vor sich hin und sandte einen letzten Blick auf Denisens

Gesicht, das sich schon wieder auf die Rechnungsbücher herabgebückt hatte und in ewigem Halbdunkel unleserliche Ziffern, graue Postpackete und feuchte Druckblätter durchwandern mußte. „Armes, armes Mädchen!" seufzte er noch einmal und entfernte sich langsamen Schrittes.

6.

Was wir auf einigen Seiten erzählt haben, geschah begreiflicher Weise in wenigstens eben so vielen Tagen. Die Zeit geht langsamer als ihre Geschichte. Drei Monate brauchte es, von Longchamps an gerechnet, um in den Verhältnissen unseres vierblätterigen Kleeblattes die Verwickelungen und Wendungen herbeizuführen, die uns bisher beschäftigten. Paris war inzwischen leer geworden. Ein heißer Juni begrub in seinem Staube das geselligen Leben dieses tausendlebigen Ungeheuers. Die Salons waren mit den Kammern geschlossen; Staatskunst, Börse und Mode seufzte in Bädern und an Quellen, gähnte auf dem Lande, stob nach allen vier Winden und auf allen Heerstraßen reisend aus einander. Die Hôtels standen leer, Fenster, Kronleuchter und Hausrath trugen ihre grauen Sommerkappen, und im Erdgeschosse faulenzte die glückselige Dienerschaft.

Die Gräfin Herisy verweilte noch in Paris. Eine böse Zunge hatte behauptet, sie sei in der letzten Saison mit dem Einbringen ihrer Wintersaat nicht fertig geworden, „Nicht doch," entgegnete eine zweite, „sie spielt Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem."

Ahnte die Gräfin derlei freundliche Nachrede? Sie traf Anstalten zur Abreise. In der Nähe von Versailles besaß sie ein kleines Landhaus, wo sie, zu Reisen und Badekuren nicht mehr reich genug, einsam ihren Sommer zubrachte. Die Fahrt dahin war keine Reise, doch machte sie Frau von Herisy gern dazu, indem sie die Eisenbahn verschmähte und mit ihrem ganzen Schneckenhause, wie sie es nannte, davonzog.

Der Tag nach ihrem wunderlichen Besuche im Cabinet Montpensier wurde plötzlich zur Wanderung bestimmt. Nach Tische befahl sie: „Morgen Abend reisen wir ab und fahren die Nacht hindurch, um der Hitze zu entgehen. Haltet alles fertig und schickt einen Boten voraus, der uns anmeldet!"

Weder Ernst noch Otto wurden von ihrer Absicht unterrichtet. Die Gräfin wußte aber, daß sie Beide noch bei sich sehen würde. Und so geschah es. Um zwölf Uhr bat Herr von Werneck um die Erlaubniß. „Angenommen."

Es war ein peinliches, gewundenes und verschrobenes Gespräch, womit sie einander plagten. Ernst wollte spitzig sein, Frau von Herisy einfach, und Jedem mißlang seine Rolle. Sie versuchte in die Empfindlichkeit überzugehen und ebenso er den Verletzten, Verlassenen zu spielen, und Beide waren auch in diesen Rollen nicht glücklicher. Kein Zwang liegt so schwer auf Herz und Zunge, als der, wenn diese reden soll, wo jenes lange geschwiegen hat. Wer ging nicht einmal im Leben durch eine ähnliche Stunde? Die tröstliche Versicherung, an die Stelle der wandelbaren Liebe ewige Freundschaft treten lassen

zu wollen, viel gewaltsames Händedrücken, eine mühselig erzielte Rührung, dann und wann ein halbtragisches, halbkomisches Abwenden, die Freude an wiedergewonnener Freiheit und die Trauer um verlorene Vergnügungen: das alles sind so gemischte, so unbequeme Empfindungen, daß man nicht weiß, soll man ein Duett weinen und ein Solo lachen oder umgekehrt. Frau von Herisy hatte obendrein mit jener grausamen Freiheit, welche die Pariser Sitte gestattet, Ernst in ihrem Schlafzimmer empfangen; ihre ganze Garderobe lag und hing zum Einpacken bereit umher, und jedes Stück und jeder Winkel des Zimmers predigten Erinnerungen, die noch zu neu waren, um angenehm zu sein, und doch alt genug, um sie nicht wieder in Blüthe zurückrufen zu lassen. Ernst hielt sich am Ende leidlich standhaft; nur einmal, als die Gräfin ihr Taschentuch mit einer herrlichen Geberde an die unerbittlich trockenen Augen führen wollte, ergriff er ihre Hand und sagte, etwas hart und höhnisch vielleicht: „Hermance, machen Sie sich nicht weicher, als ich es zu thun im Stande bin; Sie wären fähig, mich auf's Neue zu unterjochen." Ein tückischer Blick zuckte auf ihn, ein Blick von denen, für welche Shakespeare sein unsterbliches Wort von Dolchstichen aus dem Auge gefunden hat. Er fuhr ruhig fort:

„Scheiden wir als Freunde; wer weiß, ob wir uns je im Leben wiedersehen! Wenn Sie vom Lande zurückkehren, bin ich wohl längst in Braunschweig."

„Nehmen Sie meine Wünsche mit für Ihre Zukunft und besonders für Ihre Zukünftige. Ich hoffe, die Partie, von der Sie mit mir sprachen, wird sich arrangiren. Eine

in jeder Hinsicht vortheilhafte Partie, für welche Sie Ihrer Mutter tief verpflichtet bleiben."

Ernst brach auf; diese Moral schien ihm denn doch ein wenig deplacirt. Die Gräfin hatte im vorigen Winter alles gethan, um ihn seiner bestimmten Braut zu entreißen, an welche allerdings keine Neigung, aber eine vortheilhafte Familienübereinkunft ihn knüpfen wollte. Nun auf einmal wollte sie umlenken; nein, es ward ihm zu viel. Er ging.

Unter der Hausthüre stieß er auf Otto, der glühenden Gesichtes dahergerannt kam. Ernst hatte einen unglücklichen Einfall. Indem er sein Spazierstöckchen wie eine Muskete schulterte und eine steife Schilderhaushaltung einnahm, rief er dem Freunde ein Wort entgegen, nur ein Wort, aber ein Wort, das diesen Freund zu seinem Feinde machte, beinahe von Stund' an.

Er rief: „Abgelöst!"

Otto wollte stehen bleiben und erwidern, aber er besann sich. Eine Todtenbläſſe überflog seine aufgeregten Züge, und indem er Ernst, der ihm den Weg vertrat, auf die Seite schob, eilte er an ihm vorbei, die Stiegen hinauf.

Bei dem Schalle der Glocke wußte Frau von Herisy schon, wer anläutete. Sie ließ hinaussagen: „Herr Walther möge nur eine kurze Weile verziehen und die Frau Gräfin werde es freuen, ihn zu empfangen."

Der weibliche Dienstbote, welcher ihn in das Boudoir führte, setzte auf eigene Verantwortung hinzu: „Gnädige Frau sind eben in's Bad gestiegen."

Otto sank ermüdet in einen Lehnstuhl. Die Hitze

draußen war drückend, die im Zimmer noch drückender, und die drückendste lag mit Gewitterschwüle auf seiner Brust. Er hatte beim Frühstück einen kleinen häuslichen Auftritt mit Denise gehabt, und Ernsts unbarmherziger Spaß vollendete seine Aufregung. Das Blut kochte in ihm, jeder Nerv war zum Zerreißen angespannt. Der starke Blumenduft im Gemache der Gräfin diente nicht dazu, seine Stirn zu ernüchtern. Alle drei Fenster, gegen Mittag gehend, hatte man verhängt, nur die eine Seite, ein Eckfenster mit bunten Scheiben, blieb offen. Die Sonnenstrahlen fielen, durch die rothe und violette Farbe gebrochen, auf den Boden und spielten in seltsamen schrägen, warmen Lichtern über die Teppiche. Der schwarze Lack an den Meubles mit seinen Goldzierathen, die verzerrten Gesichter und Köpfe, die vom Kamine, von der Etagère, vom Schreibtische herunter grinsten und nickten, die Malerei auf den Tapeten mit ihren schreienden Tönen, ihren Riesengewächsen und Vögelungeheuern, das ganze chinesische Wesen und Unwesen fiel, obwohl oft genug gesehen, doch wiederum wie ein fremdartiges Märchen auf seine Sinne. Er legte den Kopf zurück, schloß die Augen. Die Zeit des Wartens währte ihm gar nicht lange, diese peinlichste aller Zeiten; er hätte einschlafen mögen auf dem Sessel der Gräfin, die Stirn in ihr Taschentuch gedrückt, das vor ihm auf dem Tische lag, wie in eine Wolke, von Heliotropdüften schwanger, die Füße ausgestreckt auf ihrem Schemel. Vielleicht schlief er wirklich ein; Gräfin Herisy weckte ihn erst nach einer ziemlichen Weile. Sie trat aus ihrem Schlafzimmer. Otto fuhr auf, er sah wie im Traume durch eine halb=

geöffnete Thüre noch die Badewanne stehen und auf dem Teppiche davor die Pantoffeln; feuchte Tücher lagen auf dem Boden, und ein noch viel stärkerer Duft, als im Boudoir herrschte, strömte aus dem Schlafzimmer. Frisch, rosig und kühl wie ein Maimorgen stand sie vor ihm, eingehüllt in einen Ueberrock von sogenannt roher Seide mit einer Menge Schnüre und Knöpfe, halb Reisekleid, halb Hausgewand. Ein kleiner, weißer Kragen schloß oben fest um den Hals, gleiche Manschetten um die Hände. Das prächtige Haar, sonst so wirr gelockt, schmiegte sich in weichen, glatten Bandeaux an die Schläfe; es war, als glitzerten noch einzelne Wassertropfen darin. Ihre Hand, die sie Otto mit einer lieblichen Bitte um Vergebung hinhielt, strömte einen kalten Schauer durch seine Glieder. Mit dieser Berührung war die elektrische Kette wieder um seinen Nacken geworfen, und tausend Funken sprühten aus der weichen, vom Bade erfrischten Haut in seine Hand. Er zitterte so, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Die Gräfin winkte ihn neben sich in einen Sessel und begann, wie gewöhnlich, die Unterhaltung.

„Wie gut das ist," sagte sie, „daß ich Sie vor meiner Abreise noch sehe."

„Sie reisen!?"

„Heute Abend!"

„Unmöglich."

„Haben Sie im Vorzimmer die gepackten Koffer und Cartons nicht bemerkt? Ja, Freund, ich gehe auf's Land. Ich fühle, daß es hohe Zeit ist."

Tiefe Stille.

„Aber ich freue mich, Ihnen vorher noch ein Unrecht abbitten zu können. Keines an Ihnen, aber doch an einer Person, die Ihnen nahe steht.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Vergessen Sie, wo wir uns gestern begegnet sind? Sie ist reizend, voll Liebenswürdigkeit, viel mehr, als ich erwartete. Ich verlasse Sie beruhigt.“

„Wenn Sie wüßten, Gräfin, . . .“

„Weiß ich nicht genug, nicht alles?“

Sie ließ schwärmerisch den Kopf sinken. Das Tuch, welches Ernst nicht gefangen hatte, wehte wieder um ihre Augen. Dürfen wir im Vorübereilen anmerken, daß solche weiße Battistfahnen, mit Säumen und Chiffern in Gold gestickt, im kleinen Kriege dieselbe Bedeutung annehmen können, welche sie im großen haben? Sie aufziehen, kündigt an: der Platz ergiebt sich.

Otto faßte der Gräfin Hand; so hatte auch Ernst gethan, aber ganz anders.

„Ich beschwöre Sie, haben Sie Mitleid mit mir! Sehen Sie denn nicht, wie ich leide?“

Die Gräfin schwieg. Ihre Kammerfrau ließ zu rechter Zeit, um die drückende Stille zu unterbrechen, den Liebling der Herrin, ein lebhaftes, feingezeichnetes, seidenhaariges Wachtelhündchen, zur Thüre hereinspringen. Das verwöhnte Ding war mit einem Satze auf der Gräfin Schooß, es drückte seine gescheiten, hellen Augen und das feine Köpfchen an ihre Brust, legte ihr die Vorderpfoten auf die Schultern, zupfte an ihren Ohren und Haaren, schob die Schnauze schnuppernd hin und her, kurz, es wühlte wie ein glücklicher Anbeter in den Schätzen seiner

Gebieterin, die lachend wehrte und wehrend nachgab. Zweite Randglosse: Schooßhunde, und in deren Ermangelung kleine Kinder bilden eine furchtbare Hilfstruppe der Koketterie.

Otto folgte dem Spiele der muthwilligen Fancy mit brennenden Augen. Seine Hand streckte sich aus, um Fancy zu liebkosen; sie traf die Schulter der Gräfin, die sich in ihrem Stuhle herumwarf, als sei Feuer darauf gefallen. „Haben Sie Mitleid mit mir," murmelte er, sein Gesicht auf ihre Kniee drückend.

„Lassen Sie mich. O nein, nein, nicht so. Sie gehören nicht mir, Ihr Herz ist bei einer Andern."

„Hinweg mit dieser Andern!"

„Seit ich sie gesehen . . ."

„Warum mußten Sie sie sehen?"

„Weil ich meine Nebenbuhlerin kennen wollte!"

Die Gräfin ward zur großen Schauspielerin bei diesen letzten Worten, die sie, mit gebrochener Stimme, halb abgewendet, Otto's umstrickende Arme zurückdrängend, hervorstieß. Jubelnd schrie er auf: „Hermance!" und das Schooßhündchen glitt bellend von seinem verlorenen Platze herab.

Als das Paar aus langer Trunkenheit erwachte, waren die Stunden des Nachmittags hingegangen. Hermance, welche die aufgelösten Haare aus dem leichenblaß gewordenen Antlitze strich, sah auf Otto nieder, der, vor ihr auf dem Boden knieend, ihre Hände unzählige Male an Brust und Lippe drückte. Fancy, die muthwillige, böse Fancy hatte sich für die Vernachlässigung, die ihrer hohen Person widerfuhr, gerächt, indem sie auf ihrem

Sammetkissen das herabgezerrte Taschentuch der Gräfin in kleine Fetzen zerriß. Es war ganz still in dem kleinen Gemache. Man hörte den Gang einer Uhr, das Summsen einer gefangenen Fliege hinter dem herabgelassenen Rouleau, das spielende Knurren und Scharren des vergessenen Hündchens.

Die Gräfin stand langsam auf und öffnete die Thüre in den Salon. Vom Speisesaal herüber klang das Geklapper der Teller und Gläser, der Tisch wurde gerichtet, also war es nahezu sechs Uhr. Mit der einschmeichelnden Schüchternheit eines Kindes fragte Frau von Herisy, und zwar deutsch: „Wird mein Freund mir den letzten Tag unverkürzt schenken?"

„Wie magst Du fragen?"

„So gebe ich die nöthigen Befehle; schreiben Sie indessen eine Zeile zur Nachricht an sie."

„Es braucht das nicht."

„Doch, mein Freund, doch. Nachricht muß sie haben; warum sie unnöthig ängstigen und plagen?"

Otto setzte sich an den lackirten Tisch. Die Gräfin sah über seine Schulter, den Arm um ihn geschlungen, wie er in dem Billet, das er auf ihrem Papiere, mit der Grafenkrone und ihrer Chiffre geschmückt, an Denise schrieb, sie „Du" anredete und sogar mit: „Liebe Denise!" anfing. „Wie," rief sie mit wildem Zorne aus, „dies an sie und in dieser Stunde?" Sie zerriß das Blatt unter seinen Händen. Er stampfte mit der Feder und hätte noch lieber mit dem Fuße gestampft, aber schon lag das eherne Joch, der leichte Arm dieser Frau, unerbittlich auf seinem Nacken, er schäumte kaum noch in die stramm

angezogenen Zügel. Hastig warf er auf einen zweiten Papierstreifen nichts als die Worte:

„Ne m'attendez pas pour le diner; je dine en ville, avec Ernest. O."

Des Freundes Name war nachträglich angeflickt, aber er passirte. „Ist es so recht?" Die Gräfin ergriff das geschlossene und adressirte Billet und eilte nach dem Glockenzuge. Hätte Otto den Blick, die Geberde gewahren können, womit sie, ihm den Rücken kehrend, vor sich hinlächelte!

„Herr Walther bleibt bei mir zu Tisch; dieses Billet sogleich an seine Adresse!"

Herr Walther blieb zu Tisch, Herr Walther blieb zum Thee, Herr Walther blieb, bis um zehn Uhr der Reisewagen vorfuhr. Schlag elf hob er die Gräfin hinein. Der Postillon saß auf, die Kammerfrau stieg in den Wagen, der alte Diener mit der Haushälterin hinten auf, und fort ging es in die laue, sternenhelle Nacht hinein. Otto starrte der Calesche, als sie schon längst um die Ecke verschwunden war, versteinert nach. Er wollte in Gedanken wieder hinauf in die Zimmer der Gräfin, bis ihm der zurückgebliebene Bediente lächelnd bemerkte: „Madame hat die Schlüssel mitgenommen." Beschämt eilte er von dannen.

Zu dem kurzen Wege von der Rue de l'Université bis an die Rue du Rempart brauchte Otto eine volle Glockenstunde. Er hatte Blei in den Füßen, Centner auf der Brust, Schleier vor den Augen. Die Nachtluft, in feuchten Nebeln um die Seine wehend, that ihm wohl, und er wäre gern bis zum Morgen umhergewandert in dem menschen=

leeren, düstern Viertel am linken Ufer, über die Jenaer Brücke und die düstere Esplanade der Invaliden. Ihm graute vor seinem fünften Stocke, vor Denisens schlaftrunkener Kerze, noch mehr vor ihrem schlaftrunkenen Auge.

Beide erwarteten ihn jedoch heute nicht mehr. Denise hatte das Billet noch im Cabinet erhalten. Das Papier machte sie zwar anfangs stutzig, als sie indessen zuerst an dem Heliotropgeruche, den Otto immer von der Gräfin heimbrachte, und dann, genauer nachsehend, an dem Stempel erkannte, wo es geschrieben war, fühlte sie sich vollkommen beruhigt. Sie fand es natürlich, daß Otto entweder bei der Gräfin speiste, wie er oft gethan, oder mit ihr eine andere Partie verabredet hatte. Ernsts Name stand ohnehin dabei, es erschien ihr alles in der besten Ordnung. Den kurzen und fremden Ton des Billets schob sie auf Rechnung ihres Zwistes mit Otto. „Er schmollt," sagte sie lächelnd für sich, „also liebt er mich noch." Vergnügt aß sie mit ihrem Kanarienvögelein, dem symbolischen Thiere der Grisette, und blieb allein zu Hause. Sie begab sich, weil sie nie müßig sein konnte, an die Arbeit, Otto's Wäsche nachzusehen und seine gelben Handschuhe, wenn gebrauchte in den Ecken umherfuhren, mit Gummi zu putzen. Dabei überlegte sie, Nähnadel und Faden zwischen den Zähnen und die Stirn ernsthaft gerunzelt, welches bedrohliche Loch ihres Freundes gesteigerte Bedürfnisse in ihrem laufenden Budget sowohl, wie in den Ersparnissen der letzten Finanzperiode gerissen hatten. „Indessen," tröstete sie sich wiederum, „dieses Geld ist auf hohe Zinsen angelegt, sicher wie in der Sparkasse. Dafür wachsen nicht nur

die Wechsel, die mein kleiner Mann aus Deutschland bekommt, weil seine Arbeiten jetzt besser bezahlt werden als früher, sondern wir nähern uns auch durch Otto's vornehme Verbindung unserm großen Ziele: feste Anstellung, gesicherte Zukunft. Wenn ich daran denke, einmal seine Frau, in der Kirche und vor der Mairie meine ich, seine Frau zu werden, . . . es ist eine bloße Kinderei, allein mein Herz pocht dazu wie ein Hammer. Und vielleicht hätten wir in Jahr und Tag gar ein Kind zu erwarten, — ein Kind!"

Sie mußte die Handschuhe weglegen, ihre Augen standen voll Wasser.

Draußen läutete Jemand an. Denise schreckte empor aus ihren Träumen, die unwillkürlich in ein leises Gebet übergegangen waren. Da sie die Bonne für heute schon verabschiedet hatte, ging sie selbst öffnen.

Ernst stand vor ihr. „Was der Tausend," rief sie ihm entgegen, „schon zurück und allein?"

„Zurück, woher?"

„Nun, von dem Diner; und wo haben Sie Otto gelassen?"

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Denise."

„Sie haben ja mit Otto gespeist bei der Gräfin, nicht wahr?"

„Ich? Nun ja, freilich. Aber wie wissen Sie denn das?"

Ernst war noch ein Lehrling in der Kunst, seine Gedanken hinter Worte zu verstecken. Deswegen studirte er ja in Paris die Ueberlieferungen des Fürsten von

Perigord. Denise hingegen war eine Französin, eine Pariserin, Grisette.

„Ich bin verrathen,“ lallte sie, erdfahl im Gesichte, und würde umgefallen sein, hätte Ernst sie nicht unterstützt. Er führte die fast Bewußtlose in ihr Zimmer zurück. Sie brach in einen Strom von Klagen und Anklagen aus. Das Billet von Otto schleuderte sie ihm vor die Füße. „Lesen Sie, Herr! Er verräth mich, verräth mich wie ein Niederträchtiger. Er, mich. Dieser Mensch, den ich aufgehoben im Staube der Gasse, . . .“

Wir wollen das Ungewitter nicht verfolgen, es tobte mit entfesselter schrankenloser Wuth, von keiner Sitte gedämmt, durch keine Selbstbeherrschung abgeleitet. Die Grisette ließ sich gehen, ganz und gar gehen. Sie raffte Shawl uud Hut zusammen, um auf der Stelle in das Haus der . . . . (Gräfin Herisy) zu stürzen, ihn aus ihren Armen zu reißen, nein, hohnlachend Beide mit Füßen zu treten, ihr in das schamlose Gesicht zu speien, ...

Der arme Ernst stand wie betäubt. Dergleichen war ihm in seiner Erfahrung noch nicht vorgekommen. Bald mußte er, mit aller Gewalt ihre Arme festhaltend, sie verhindern, das Fenster aufzureißen und ihr gräßliches Schimpfwort, mit dem Namen der Gräfin gepaart, auf die Gasse hinabzurufen, bald warf er sich ihr in den Weg und verriegelte die Thüre, daß sie nicht hinausbrechen konnte. Er befand sich in einer ganz verzweifelten Lage, nicht zu rechnen, daß auch auf ihn persönlich die Streiche hageldicht herniederfielen. Denn: „Waren Sie es nicht, mein Herr, der den Nichtswürdigen zuerst mit ihr

zusammenbrachte? Herr Diplomat, was bekommen Sie als Kuppelpelz für diese fein eingefädelte Liaison? Wie viel zahlt Ihnen die alte Kokette für das Opfer, welches Sie ihr ausgeliefert, als Sie selbst den beschwerlichen Götzendienst satt und müde waren? — O ich unglückliches, verrathenes, schmählich betrogenes Weib! Warum mußten Sie als Versucher zu meinem armen, schwachen Freunde treten? Was hatte ich Ihnen oder was hatte er Ihnen zu Leide gethan, daß Sie unser Glück, unsern stillen Frieden gewaltsam zerstören?!"

Denise weinte heiße, bittere Thränen. Ernst war froh, als sie flossen; er wußte, daß nun die Wolke sich entladen. Die Abspannung trat auch wirklich bald ein, Denise wand sich am Boden, zu kraftlos, um ferner zu zürnen, in krampfhaftes Schluchzen aufgelöst. Ernst trug sie auf's Bett öffnete ihr Kleid, um der gepreßten Brust Luft und Athem zu lassen, rieb ihre Schläfe und trocknete die geschwollenen Augenlider, die entstellten Wangen. Der Ausbruch dieser ächten und tiefen Leidenschaft, so roh er war, hatte ihn heftig erschüttert, und mit Abscheu, mit nagender Reue über seinen eigenen Antheil an dieser Schuld, dachte er an Otto; und die Gräfin, welche vielleicht in demselben Augenblicke, wo er um Denisens Verstand und Leben zitterte, einander in den Armen lagen. Er kannte Hermance, er kannte Otto: er wußte, daß die Verirrung bei Jener nur ein Spiel, bei Diesem ein Rausch war. Dem sollte Denise mit ihrer treuen, aufopfernden Liebe zur Sühne fallen! Seine Thränen flossen für sie und mit den ihrigen. Mit sanften Worten sprach er ihr Muth und Trost ein und schied erst spät Abends, nachdem

sie ihm feierlich gelobt, nichts gegen sich unternehmen zu wollen. Tief bewegt drückte er ihre beiden Hände an seine Brust und von der Thüre zurück fiel noch ein mitleidiger Blick auf die Unglückliche, welche bewegungslos, das Gesicht nach der Wand gekehrt, mit verstörten Haaren und aufgerissenem Mieder auf dem Bette lag. „Sonderbar," dachte er bei sich und wußte nicht, wie er das und in dieser Minute gerade denken konnte, „wer mich so von diesem Weibe kommen und sie da drinnen halbtodt ausgestreckt sähe, der sollte Wunder meinen, was wir mit einander gehabt!"

Kopfschüttelnd tastete er sich die dunklen Stiegen hinab.

Eine Stunde darauf kam Otto heim. Er führte Gang- und Zimmerschlüssel bei sich und trat auf den Fußspitzen herein. Denisens Licht brannte nicht mehr, wie er von unten schon zu seiner Erleichterung bemerkt hatte. Sie war in ihrer Stube, hoffentlich, ja gewiß schon in tiefem Schlafe. Otto steckte seine Kerze an, die er sammt den Zündhölzchen an ihrem gewohnten Platze bereitgestellt fand. Er entkleidete sich langsam, schlich auf den Socken an der Wand hin, rief endlich ganz leise, vor seinem eigenen Herzklopfen kaum hörbar, Denisens Namen. Alles stille, alles dunkel. Endlich drückte er behutsam auf das Schloß der Verbindungsthüre zwischen den beiden Zimmern; die Thüre war von drüben verriegelt.

7.

Hätte Otto den Muth zu einer offenen Untreue oder Denise den Stolz ächter Weiblichkeit besessen, so wäre am Morgen nach der qualvollen Nacht ein rascher, ehrlicher Bruch zwischen Beiden erfolgt und damit alles aus gegewesen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. Aber es giebt nicht viele Männer, die eine Geliebte, eine Frau plötzlich zu verlassen im Stande sind, dafür freilich genug solche, denen ein stiller Betrug, eine innerliche Scheidung nicht allzuschwer fällt. Ebenso giebt es wenig Weiber, welche nicht Eitelkeit und den Kitzel der Kampflust so lebhaft in sich spüren, daß sie es mit jeder Nebenbuhlerin aufzunehmen und gegen eine neue Herrschaft ihren legitimen Besitz bis auf's Blut zu vertheidigen beschließen. Man macht in der Pathologie des Herzens ähnliche Erfahrungen, wie in der des Körpers. Zu der Gefahr einer großen Operation versteht sich kaum der zehnte Kranke, während ihrer neun ein unschuldiges Pflästerlein, eine Salbe, eine sympathetische Cur in feigem Zagen oder mit trügerischer Hoffnung auf irgend ein Genesungswunder vorziehen, obgleich ihnen der Arzt bemerkt, der Schaden könne inzwischen tiefer fressen und unheilbar werden.

Ernst spielte den Arzt, jedoch treu seinem milden Charakter und der unwiderstehlichen Vermittelungssucht seines Berufes, den vertröstenden, zuwartenden, selbst unsicheren Arzt. Früh Morgens erschien er an Otto's, an

Denisens Bette, er parlamentirte zwischen Beiden hin und her, riegelte die verschlossene Thüre auf, trug halbe Geständnisse, künstliche Entschuldigungen, reuige Gelübde ab und zu und ruhete nicht eher, bis das peinliche Schauspiel einer Versöhnung von ihm in Scene gesetzt worden war. Es ist etwas Herrliches um einen Frieden, den zwei Herzen aus eigenem Antriebe schließen, Herzen, die sich einander noch gehören, die nur ein äußerlicher Anstoß augenblicklich geschieden hat; dafür ist es etwas um so Traurigeres, wenn ein Waffenstillstand zwischen den Leidenschaften, ein staatskünstelnder Vertrag, auf schimpfliche Bedingungen für beide Theile gegründet, den Schein jenes Friedens annimmt und dessen innere Segnungen in kümmerlichem Spiele nachäfft.

Der Erste, welcher den Vertrag brach, war Otto. Vielleicht ruhte in den stillen Gründen seiner Seele noch Denisens Bild, das eine wahre Neigung, Dankbarkeit und vor allem die „süße, freundliche Gewohnheit" dorthin versenkt hatten. Allein die neue Leidenschaft, neu in allen ihren Zuthaten und Wendungen, ging in so hohen Wellen über ihn, daß er selbst das Bildniß in der Tiefe nicht mehr erkannte und auf der hereinbrechenden Fluth mit sturmgefüllten Segeln dahinfuhr. Am dritten Tage nach der Gräfin Abreise hatte er schon einen Brief von ihr. Der Verabredung gemäß schrieb sie ihm unter seiner Adresse mit dem Zusatze: „abzugeben bei dem Hausmeister," damit der Brief nicht, wie Otto's übrige, in das Cabinet Montpensier und durch Denisens Hände ginge. Frau von Herisy langweilte sich auf dem Lande, oder, im Style ihrer Epistel gesprochen: die grüne

Einsamkeit ihres Wittwensitzes that ihr unendlich wohl; nur Eins fehlte ihr, um ihren Park zum Paradiese zu verwandeln. Dieses Eine, dieser Adam ließ die einsame Eva nicht lange harren. Nicht umsonst führen zwei Eisenbahnen, statt einer, von Paris nach Versailles, so daß jede Stunde die bequemste Gelegenheit zum Hin und Her geboten ist. Otto ward der eifrigste Kunde der beiden Unternehmungen; ihm galt es gleich, Rechtes Ufer oder Linkes Ufer, welcher Zug am frühesten abging, den nahm er, welcher am spätesten heimkehrte, den begünstigte er. Sein Leben ging in Kohlendampf auf, er hörte auf nichts mehr als auf den Pfiff der Locomotive.

Natürlich wußte Denise nur zu bald, woran sie war. Kaum die ersten Paar Male hatte sie sich von ärmlichen Vorwänden scheinbar täuschen lassen: gestern verlangten seine deutschen Freunde in Saint=Cloud seine Anwesenheit, heute mußte er einen Artikel über die neuen Arbeiten im Versailler Museum schreiben, morgen empfing er die Einladung einer bekannten englischen Familie, die in Meudon übersommerte. Denise schwieg. Wie viele Menschen ging sie mit vorsätzlich geschlossenen Augen dem Abgrunde entgegen, um das Schrecniß des endlichen nothwendigen Sturzes nicht im Voraus berechnen und abmessen zu müssen. Was sie litt, bewies ihr gänzlich verändertes Wesen, ihre Blässe, ihre verstörten Mienen; Dinge, die nicht nur allen Besuchern ihres Lesezimmers auffielen, sondern sogar Otto. Ernst stand ihr in dem fürchterlichen Kampfe mit wehmüthiger Treue, mit bewundernder Innigkeit zur Seite; aber sie wies seine

Tröstungen mit einer Härte und Heftigkeit ab, welche sie Otto gegenüber nicht zu behaupten wußte.

Denise vermochte nicht von Otto zu lassen, er nicht, sie zu verstoßen, aber noch weniger, zu ihr zurückzukehren. Ernst nicht, Beide zu vereinigen, und ebenso nicht, Beide auseinander zu reißen. Oft führten Aufwallungen eines plötzlichen Gefühls den Treulosen zu der Verlassenen zurück, die nicht die Kraft hatte, ihm zu widerstehen, und nach solchen Stunden spaltete sich dann die Kluft zwischen beiden nur weiter und schroffer.

Der am wenigsten auf Rosen lag, war Otto, obgleich der Garten der Gräfin Herisy der Rosen viele trug. Sein Herz blutete tiefer als das Denisens an dem Bewußtsein der versöhnungslosen Unsittlichkeit seines Zustandes, ein Bewußtsein, das schwerer als das eines verübten, abgethanen und zu büßenden Verbrechens niederdrückt. Sein Leben war vom Wipfel bis zur Wurzel zerspalten. Er kannte sich selbst nicht mehr, das Vertrauen in seine Kraft, die Achtung vor dem eigenen Werthe, die Gewißheit eines festen Willens hatten ihn lange verlassen. Wem das unglaublich scheint, der kennt weder die furchtbare Gewalt vergifteter und widerstreitender Leidenschaften, die die stärkste Natur wie Erdbeben unterwühlen, noch weiß er, daß gerade die sogenannte Stärke durch jenes geheime Naturgesetz, welches alle Gegensätze in einander umschlagen läßt, mit der Schwäche auf's Engste zusammenhängt, namentlich da, wo die Sinnlichkeit im Spiele ist. Die Gräfin verstand nicht nur zu fangen, sondern auch zu fesseln, eine schwierige Kunst, worin die Französin noch von keiner Volks-Schwester übertroffen

worden ist. Die Deutsche mit ihrer ehrlichen und treuen Hingabe, die Engländerin mit der schwärmerischen, vergißmeinnicht-äugigen Zärtlichkeit, die Italienerin mit ihrer plastischen Ruhe, die Spanierin mit ihrer flackernden Gluth: sie alle können in die Schule gehen bei der Meisterin in Paris, welche immer neu zu bleiben versteht und selbst den sinnlichsten Genuß durchgeistigt. Mit solchen Mitteln machte Frau von Herisy den Deutschen wahrhaft und vollkommen zu ihrem Leibeigenen. Diese mageren, weißen Arme hielten ihn, auch wenn er den Flüchtling hätte spielen wollen, gleich ehernen Klammern fest, die kleinen, vornehmen Perlenzähne gruben sich mit aussaugender Kraft in ihren ermüdeten Raub. Eher hätte er mit seiner alten Titanenkraft ein Ankertau zerrissen, als das blonde Haar, woran sie ihn lächelnd gängelte.

Vier Monate währte die Villeggiatur der Gräfin, vom Juli bis October; in den ersten Tagen des November kehrte sie nach Paris zurück, früher, als die eigentliche Saison beginnt. Otto athmete erleichtert auf, als er sie wieder im Faubourg Saint-Germain eingekehrt wußte. Hörte doch nun wenigstens in etwas die Hetze und Hast seiner Tage auf. Auch Ernst hoffte, daß mit ihrer Rückkehr irgend etwas Entscheidendes sich ereignen werde; über das Was und Wie schien er sich freilich nicht klar zu sein. Nur daß etwas geschehen müsse, hielt er als Nothwendigkeit fest. Denise, für welche er eine immer tiefer gehende Theilnahme empfand, schwand zum Schatten herunter. Otto, gebrochen und ermüdet an Leib und Seele, gerieth auch mit seinen Arbeiten und

Einnahmen, und dadurch mit seinen häuslichen Umständen in eine bedrohliche Zerrüttung, von der kein Ende abzusehen war. Alle Verhältnisse verwickelten sich dergestalt, daß der Zögling der hohen Diplomatie, ein erstes Gesetz seiner Wissenschaft vergessend, statt auf Ereignisse zu warten, um sie zu benützen, lieber deren herbeizuführen beschloß.

Eines schönen Morgens zog er sein feinstes Gesicht an und begab sich in die Rue de l'Université zur Gräfin, welche er auf dem Lande, aus einer Art begreiflichen Zwanges ihr gegenüber, niemals besucht hatte. Sein reiflich überlegter Plan war: dadurch, daß er Frau von Herisy als Nebenbuhlerin einer Grisette vor ihr selbst hinstellte, ihre Eitelkeit so lange zu stacheln, bis sie zum Bruche mit Otto, zu seiner Verabschiedung sich entschlösse. Die Gräfin empfing ihn freundlich und heiter, erfreut, ihn noch in Paris zu treffen, und mit der Frage, wer im Stande gewesen sei, ihn zu fesseln? Ernst, welcher als kritischer Eklektiker in seiner Kunst auch deren neumodigsten Grundsatz angenommen hatte, den Grundsatz, daß Aufrichtigkeit die feinste Heuchelei sei, — Ernst begann von seinen Besorgnissen für den Jugendfreund, von seiner Theilnahme für Denisen und von den Rücksichten, welche er der Ruhe und dem Rufe der Gräfin selbst treu bewahrt, in sehr zarten, wohlgesetzen Worten zu sprechen. Wider seinen Willen ward er im Sprechen warm; es geht vielen Leuten so, die viel und gut reden, die sich gern reden hören. In dieser Wärme verlor er sein Ziel aus den Augen; er sprach statt zu der Eitelkeit, zu dem Gefühle der Gräfin, weil ihn sein eigenes fortriß. Die

Gräfin durchschaute ihn auf der Stelle; schon bei der dritten Wendung seines künstlerisch ausgearbeiteten Einganges errieth sie Thema und Pathos der Rede, das ganze stolze Gebäude sah sie durch und durch. Am meisten glaubte sie Ernsts Empfindungen für Denise daraus hervorleuchten zu sehen; „er liebt sie,“ war ihr nächster hohnlächelnder Gedanke, und vielleicht hatte dieser Gedanke Recht, obgleich Ernst selbst noch niemals bis zu ihm durchgedrungen war. Die unerbittliche Logik der Gräfin verfolgte weiter: „Im Grunde ist mir diese Liebe gerade so gleichgiltig, wie die empfindsame Grisette selbst und ihr Ritter, dieser kleine deutsche employé aux affaires étrangères, étranger aux affaires. Inzwischen besinne ich mich, daß er einmal den Roué bei mir hat spielen wollen und den überlegenen Geist. Dafür bin ich ihm Revanche schuldig geblieben. Rechnen wir ab, liebes Kind!“

Mit einem herrlichen Blick voll Seelengüte und Bewunderung schüttelte Frau von Herisy Ernst die Hand. „Das ist hübsch von Ihnen,“ sagte sie, „das ist sehr hübsch. Ihr Deutschen seid doch vortreffliche Menschen. Geben Sie mir Ihre Hand, daß ich sie Ihnen nochmals von Herzen drücke.“

„Ich begreife nicht, was Sie so Lobenswerthes in dem finden, was ich Ihnen sagte, beste Gräfin.“

„Diese schöne Treue für Ihren Freund, der Ihnen als Knabe das Leben rettete, nicht wahr? Sie haben mir einmal die Geschichte mit einem Tiger erzählt, ich besinne mich noch.“

„Wie kommt der Tiger, eigentlich ein Bär seines Zeichens hierher?“

„Ich verfolge nur im Geiste die verschlungenen Lebenswege zweier Männer, die mir (ich erröthe nicht, es zu bekennen) nahe stehen oder doch nahe gestanden haben."

„Sie verstehen mich nicht so falsch, gnädige Frau, daß Sie Otto durch einen harten plötzlichen Schritt wehe thun könnten?"

„Seien Sie vollkommen ruhig für ihn, wie auch für seine Lebensgefährtin, welcher Sie eine so uneigennützige Theilnahme widmen."

Ernst versuchte es, sie diplomatisch anzusehen, um zu ergründen, ob der bitterste Hohn oder süße Güte aus ihr redete; aber sein Auge hielt das ihrige nicht aus, es sank verwirrt auf die Spitzen seiner Stiefeln, in deren Lack sich sein Gesicht, mit einer etwas verlegenen Miene gebeugt, herrlich abspiegelte. Die Gräfin unterhielt sich noch ein wenig damit, den ehemaligen Anbeter wie einen Maikäfer am Faden umherschwirren zu lassen, und da sie des Spieles müde war, ließ sie ihn mit stolzem Fluge davoneilen.

Otto kam an diesem Tage nicht zur Gräfin, was Diese stutzig machte. „Sollte", fragte sie sich, „Ernst als sein Gesandter bei mir aufgetreten sein? Verfolgten diese plumpen deutschen Zugvögel einen Plan, statt blind in mein Netz zu gehen und gefangen darin hängen zu bleiben? Allons, es ist Zeit, daß dies alles aufhört; es fängt an mich deutsch zu langweilen. Meine Ernte ist ohnehin reif, ich will schneiden lassen. Fällt ein Hieb auf den kleinen Talleyrand ab, nun desto besser; wo nicht, mag er leer ziehen. Mit Otto ist's genug; er ist zuletzt besser, als er scheint, es thut mir leid um ihn."

Während die Gräfin in dieser zärtlichen Art ihn beklagte, irrte er in Paris umher, gejagt von einer jener Verlegenheiten, die sich im Leben ebenso tragisch, als in dessen Bilde komisch ausnehmen. Am Montag hatte er einen Brief aus Deutschland bekommen, worin statt des erwarteten Wechsels eine Abrechnung seines Buchhändlers gelegen, des Inhalts, daß Otto nicht zu fordern, sondern zu liefern habe. Die Kunstsprache nennt das: Er befand sich im Vorschusse. Otto zerriß die Abrechnung und rannte fort. Hundert Male in ähnlichen Fällen, war er niemals so tief von einem augenblicklichen Mangel gedrückt worden als jetzt. Sonst trug er mit Geduld, oft mit fröhlichem Uebermuthe, was ihn heute gänzlich darniederwarf. Das neue Jahr mit Forderungen verschiedener Art klopfte an seine Kasse, und darin war Ebbe, trostlose Ebbe, noch von dem dürren Sommer her. Der Gedanke, bei Ernst Hilfe zu suchen, schoß ihm durch den Kopf; er konnte sich nicht entschließen, ihn auszuführen. Von ihm, am Ende gar von der Gräfin — o pfui doch! — sich abhängig machen, nein, um keinen Preis! Seltsamer Widerspruch, der aber wohl einen Lichtstrahl auf seinen Charakter wirft: von Denisen hatte er angenommen, unbedenklich, mit heiterer und freudiger Dankbarkeit, der Arme von der Armen, das Kind des Volkes von seiner Schwester, die Liebe von der Liebe! Jetzt hätte er sich die Zunge eher abgebissen, als von ihr etwas begehrt. Er lief umher wie ein Hirsch mit der Kugel in der Seite; Wege fand er genug, aber keinen Ausweg aus seiner Verlegenheit. Fünfhundert Francs, die er nicht hatte, verfolgten ihn wie ein Gespenst; er sah sie, in Goldstücken,

in Rollen Silber, in einer einzigen Banknote, vor seinen glühenden Augen herumtanzen, zu seinen Füßen auf dem Boden liegen; er glaubte verrückt zu werden. In solcher Stimmung konnte und wollte er weder Denisen noch der Gräfin unter die Augen treten. Der späte Abend fand ihn beinahe nüchtern, erschöpft und im Fieber umherirren. Er begriff, wie man Straßenräuber wird. Wenn ihm in dunklen Ecken und Durchgängen ein Mensch begegnete, der wie er, den Hut in die Stirn gedrückt, die Hände in den Rocktaschen, behutsam an den vereinzelten Gaslaternen vorüberschlüpfte und im Schatten weiterhuschte, so überliefen ihn eiskalte Schauer. Um zehn Uhr stand er an seiner Hausthüre; wie er dahin gekommen, wußte er selbst nicht. Er klopfte, es ward aufgezogen, und sich an dem Geländer stützend, schwankte er die fünf Treppen hinauf.

8.

Denise wartete auf Otto in seinem Zimmer. Der düster glühende Blick, das tonlose „guten Abend“, womit Beide sich begrüßten, enthüllte ein herzzerschneidendes Elend. Otto warf sich angekleidet, wie er war, auf das Bett, während Denise in dem alten gelben Lehnstuhle sitzen blieb, ihm den Rücken zukehrend. Er merkte entweder auf ihre ungewöhnliche Schweigsamkeit und Schmollaune nicht, oder er entschuldigte sie damit, daß sie ihn zum Essen vergeblich erwartet haben mochte. Nach einer langen Stille sagte Denise endlich, ohne umzusehen:

„Ich habe einen Brief für Dich.“

„Laß bis morgen.“

„Es steht aber“ eilig „auf der Adresse.“

„Dem Absender eilte er vielleicht, dem Empfänger nicht.“

„Ein Bedienter brachte ihn gegen Abend.“

Otto ward aufmerksamer; er hatte bisher geglaubt, es handle sich um eine Postsendung, welche Denise aus dem Lesekabinete für ihn heimgebracht. „Wo ist der Brief?“ fragte er.

Sie antwortete: „Hier,“ faßte in ihre Tasche und zog das schmale Couvert hervor. Otto sprang mit einem Satze auf und faßte darnach, sie trat höhnisch zurück.

„Jetzt,“ sagte sie, „eilt der Brief auf einmal auch dem Empfänger. Du weißt also, woher er kommt?“

„So gut wie Du: von Frau von Herisy. Ich bitte Dich, Denise, nur heute Abend gönne uns Ruhe! Gib mir den Brief!“

„Es ist nicht nöthig, daß Du ihn liesest.“

„Wie, nicht nöthig? Was soll das heißen?“

„Ich habe ihn für Dich gelesen.“

„Du hättest es gewagt?“

„Sprichst Du von wagen, mir gegenüber? Kann ich gegen Dich etwas wagen, was Du nicht zum Voraus schon tausendfältig an mir verübt?“ Ihre Augen flammten, ihre Stimme zitterte.

„Denise, den Brief und Ruhe!“

„Befiehlst Du?“

„Was ich befehlen darf, Unglückliche! Meinen Brief, den Du schamlos erbrochen!“

„Und wenn ich ihn Dir nicht gebe?“

„Wahnsinnige, so willst Du es nicht besser!“

Otto fuhr auf sie los, sie entwich, floh gegen die Thüre, an das Fenster, im Zimmer umher, den Brief fest in den krampfhaft geballten Händen haltend. Der Streit war ausgeartet in ein gemeines Ringen. Otto, von dem vorausgehenden Tage auf das Qualvollste gespannt und gemartert, vergaß bei dieser neuen Aufregung alle Sitte, alle Rücksicht und Scham vor sich selbst, er ließ das Weib die rohe, körperliche Uebermacht des Mannes fühlen. Keuchend ergriff er Denisens Arm und wand den zerknitterten Papierstreifen aus ihren erstarrten Fingern. Als er ihn hatte, stieß er sie von sich und zischte ihr mit schäumendem Munde nach: „Poissarde!“

Das einzige Wort schlug wie ein Blitz in Denisen. Sie taumelte zurück, verhüllte ihr Gesicht und fiel besinnungslos in einen Sessel. Otto hörte den Fall mehr, als er ihn sah. Er raffte sie auf, führte sie in ihr Zimmer und verweilte so lange bei ihr, bis ihre Brust zum ersten Aufschluchzen sich hob und aus ihren langsam geöffneten Augen eine Thräne rann. Sobald er diese bemerkte, verließ er sie und schloß sich ein, um den unglückseligen Brief der Gräfin zu lesen. Sie schrieb:

„Heute war Herr von Werneck bei mir. Ich weiß nicht, ob Sie ihn gesendet und ob mit dem Auftrage, welchen er bei mir auszurichten versuchte. Wenn dies der Fall, so habe ich Ihnen nichts zu erwidern, als daß Sie mir und sich selbst wenigstens die Wahl eines anderen Bevollmächtigten schuldig gewesen wären, vorausgesetzt, die ersten und einfachsten Gebote der Ehre sind

Ihnen nicht ganz fremd. Sollten Sie aber, wie ich anzunehmen geneigt bin, gleich mir das Werkzeug einer niedrigen Intrigue sein, angesponnen zwischen Ihrem ritterlichen Freund und Ihrer empfindsamen Dame, die sich beide näher kennen, als Sie zu glauben scheinen: so erlauben Sie, daß ich die Augen für mich zuerst öffne und mit denjenigen Rücksichten, die ich meiner Stellung in der Gesellschaft schuldig bin, meine Ruhe und meinen Namen in Zeiten aus Verwickelungen loszumachen suche, in deren zweideutiges Dunkel ich mich besser niemals verflochten hätte. Verzeihen Sie die unumwundene Offenheit dieser Erklärung, welche mir mehr kostet, als Sie zu begreifen im Stande sind.

Hermance Herisy."

Otto ließ betäubt den Brief aus der Hand gleiten; dieser letzte Schlag traf schon auf so abgestumpfte Kräfte, daß er kaum mehr seine volle Wirkung ausübte. Er stand auf, ergriff Hut und Stock und eilte zu Denisen hinüber, zu welcher er sagte:

„Daß nach dem Auftritte dieses Abends von keinem weiteren Verkehr zwischen uns die Rede sein kann, fühlst Du wohl selbst."

Denise nickte mit dem Kopfe; sie saß auf dem Bette, halb emporgerichtet, beide Hände vor das Gesicht gedrückt, Thränen quollen durch die Finger.

„Ich gehe noch heute Abend. Mein erster Weg ist zu Ernst, welcher mir das Räthsel einer neuen Niederträchtigkeit gegen mich lösen wird. Alles Andere findet sich morgen. Meine Sachen werde ich abholen lassen. Noch eins," fügte er in der Thüre umkehrend hinzu, „es

ist mein Abschied an Dich. Du siehst, Du hörst mich niemals wieder. Ob Du mit Ernst mich verrathen hast, weiß ich nicht. Geschah es, so brauchtest Du, elend genug freilich, nur ein altes Recht, das der Wiedervergeltung, und ich habe nicht einmal die traurige Befugniß, Dir zu verzeihen. Daß Du mich aber durch Gott weiß welche Kunstgriffe von dem allerletzten Faden losgerissen, durch den ich noch mit der Welt zusammenhänge, das erwidere ich einfach damit: ich liebe Hermance bis zur Raserei! Höre es: ich liebe sie, nur sie! Ich werde niemals einem andern Weibe zu eigen sein als ihr. Du bist mir schon lange nichts mehr. Hast Du mich verstanden?“

Denise nickte abermals. Ein Wort oder ein anderes Lebenszeichen gab sie nicht von sich. Otto stürzte hinaus, und sie rührte sich nicht.

Ernst von Werneck bewohnte einen Entresol in der Chaussee d'Antin. Dorthin begab sich Otto mit starken, aber nicht mehr heftigen, ungleichen Schritten. Sein Gang war wiederum der gewöhnliche, und hoch trug er das Haupt. „Einerlei,“ erwiderte Otto dem Hausmeister, welcher verwundert über den mitternächtlichen Besuch geöffnet hatte. „Ihr kennt mich; seid so gut, mich hinaufzulassen und mir ein Licht mitzugeben, damit ich Herrn von Werneck erwarten kann. Ich muß ihn heute noch in wichtigen Angelegenheiten sprechen.“

Der Alte schüttelte den Kopf, da er jedoch Otto als Ernsts genauen Freund kannte, willfahrte er seinem Begehren, erhob sich aus seiner Loge, geleitete ihn hinauf, zündete die Kerzen auf dem Kamine an und empfahl sich.

Otto wartete. Er hatte sich lang auf dem Sopha ausgestreckt. Sonderbare Natur des Menschen! Wem ist es nicht vorgekommen, daß er in der leidenschaftlichsten Spannung, im wirklichen Unglück sogar Sinn behielt für läppische, lächerliche Aeußerlichkeiten? Otto fand einen halb aufgeschnittenen Band von Paul de Kock auf dem Sopha, er las ihn, während er wartete.

Nach zwei Uhr hörte er ein Cabriolet in müdem Trabe die Straße heraufholpern. Sein Herz pochte, als es näher kam, unten an der Einfahrt hielt, als das Hausthor aufging, langsame Schritte auf der Treppe dröhnten. Ihm war mit einer plötzlichen Aufwallung zu Muthe, als müsse er wie ein Tiger über den Eintretenden herfallen und ihn mit den Nägeln zerreißen. Er zitterte ihm entgegen, sein Auge dürstete nach dem Anblicke dieses Menschen, wie seine Hand nach dessen Blut.

Ernst machte große, nicht eben erfreute Augen über den seltsamen Gast, welchen er auf seinem Sopha fand. Er kam aus einer Spielgesellschaft, hatte verloren und getrunken, war wieder nüchtern und vor allen Dingen übler Laune geworden. Dennoch grüßte er Otto freundlich, indem er ihm die Rechte entgegenstreckte.

„Du hier? Mitten in der Nacht!“

„Ich habe mit Dir zu reden,“ war die Antwort, bei welcher Otto die Hand zurückzog.

„Zu Deinen Diensten, wenn Du mir erlauben willst, Hut und Handschuhe vorher abzulegen.“

Ernst, verletzt durch Otto's Betragen, dessen Schuld er auf einen abermaligen Auftritt mit der Gräfin oder mit Denise schob, setzte die Lichter auf den Tisch und sich

in einem Fauteuil dem Freunde gegenüber. Die zwei Männer, deren Gesichter hell beleuchtet waren, gaben ein wunderliches Nachtstück ab: todtenblaß alle beide, müde, verwirrt, nach Fassung ringend.

Otto hub an: „Du warst heute bei der Gräfin Herisy?“

„Heute früh.“

„In meinen Interessen?“

„Wenn Du ein Recht hast, zu fragen, habe ich keinen Grund, die Antwort zu verweigern: Ja.“

„Eine Bitte vor allen Dingen, ein Mal für alle Male, überlasse diese Interessen in Zukunft Dem, welchem es zukommt, sie zu führen und zu vertreten.“

„Das klingt wie eine Kriegserklärung. Ueberhaupt Dein ganzer Ton, Dein Wesen ist wieder einmal von einer Art . . .“

„Nenne sie Unart, meinetwegen; sie ist die meinige, und ich werde sie zu behaupten wissen.“

„Höre, Otto, alles hat seine Grenzen, auch meine Geduld. Willst Du mit mir zanken, so komme morgen früh wieder, ich bin müde.“

„Du hast bei der Gräfin von mir gesprochen?“

„Ich antworte Dir nicht mehr.“

„Ich werde Dich dazu zwingen. Du hast es versucht, mich von der Gräfin loszumachen, Du bist zwischen sie und mich getreten. Weißt Du, wie ich dies Verfahren nenne? Eine ehrlose Schlechtigkeit!“

Ernst fuhr auf, setzte sich jedoch sogleich wieder und entgegnete ruhig: „Vor einiger Zeit hattest Du für dasselbe Verfahren einen andern Namen, damals nämlich,

als Du es anwendetest, und zwar für mich, oder gegen mich, wie Du es jetzt nimmst. Die ehrlose Schlechtigkeit hieß damals Freundespflicht und treue Sorgfalt um des Nächsten Wohl.“

„Es kann Dir nicht im Ernst einfallen, einen Vergleich solchen Inhaltes zu ziehen. Ich handelte offen und rückhaltslos Dir gegenüber, mit Deiner Erlaubniß, gewissermaßen sogar auf Deine Veranlassung; Du hingegen schlichst Dich wider mein Wissen und Wollen erst bei Denisen und dann bei der Gräfin in meine innersten Angelegenheiten ein, scheinbar als Vermittler, in Wahrheit als Störenfried. Nachdem Du sahest, daß ich Dich bei Dieser ersetzt, ärgerte es Dich, daß Du bei Jener mich nicht zu ersetzen vermochtest.“

„Diese Erklärung unserer Verhältnisse zeigt von einem so beglückenden Maße stolzen Selbstgefühls, daß es unbarmherzig wäre, sie widerlegen zu wollen.“

„Laß Deinen vornehmen Hohn, Deine Kälte, ich ertrage sie nicht.“

„Ertrage ich doch Deine allerdings nicht vornehme Hitze und Grobheit.“

„Zu Ende mit diesem ekelhaften Streit! Lies!“

Otto reichte über den Tisch hinüber den Brief der Frau von Herisy. Ernst las mit steigender Verwunderung und sagte, als er ihn zurückgab:

„Dies oder Aehnliches war zu erwarten, und doch überrascht es mich. Ich glaubte, diese Frau zu kennen, und muß jetzt gestehen, daß sie meine Erwartungen noch übertrifft. Verblendeter, siehst Du denn in allem nicht

einen ruhig angelegten und fest durchgeführten Plan, den sie zweischneidig gegen Dich und gegen mich handhabt?"

„Versuche es nicht, Hermancen bei mir zu schaden, es wäre verlorene Mühe. Ich weiß, daß Du sie nie begriffen, nie gewürdigt hast. Ihre Erscheinung geht über Deinen Gesichtskreis hinaus."

„Verbunden für das Compliment! Diese Erscheinung, wie Du sie zu nennen beliebst, ist eine gewöhnliche Kokette, die Dich heranzog, um mich fallen zu lassen, und nun Dich fallen läßt, um einen Anderen heranzuziehen, um ein neues Ziel, gleichviel welches, zu verfolgen."

„Noch einmal: kein Wort wider sie, ich dulde es nicht. Diesen Brief hat Denise erbrochen, unterschlagen."

„Denise? Die Unglückliche!"

„Sieh doch, wie Du auffährst! Herr Ritter, ist Eure Liebe so heiß?"

„Jetzt sag' ich Dir mit besserem Rechte: lasse Deinen Hohn! Ich ertrage ihn nicht. Denise ist die einzige Person, welche bei allen diesen traurigen Händeln wahrhaft und unverdient leidet."

„Hat sie doch in Dir eine treue Stütze!"

„Sie soll sie haben, in jedem Sinne, auf jede Gefahr. Wenn Du sie aufgeben und opfern kannst, — Du, der ihr Schutz und Achtung schuldig ist, selbst wenn sie keine Liebe mehr an Dich zu fordern hätte, — so werde ich an Deine Stelle treten und geheiligte Pflichten übernehmen, die Du mit Füßen trittst!"

„Ich gebe Dir die Rechte mit in den Kauf, die ich gleichfalls mit Füßen trete."

„Das ist hämisch gesprochen, Otto, und infam gehandelt; ja infam. Ich wiederhole es."

„Nun habe ich Dich, wo ich Dich haben wollte. Du bist mir Genugthuung schuldig."

Beide standen auf.

„Ein Zweikampf zwischen uns," rief Ernst schmerzhaft und erschüttert aus, „ein Zweikampf auf Leben und Tod. Otto, Otto, Du weißt ja, daß dies unmöglich ist! Wie kann ich die Rechte gegen Dich erheben? O Gott, mußte es dahin kommen? Durch die Ränke eines Weibes!" — Er irrte, die Hände ringend, im Zimmer auf und nieder. Otto, der mit verschränkten Armen am Fenster lehnte, entgegnete düster:

„Klage Niemanden an als Dich selbst; Deine Vermittelungswuth, Deine diplomatischen Versuche und Kunststücke sind an allem schuld."

„Und Denise? Was hast Du mit ihr vor? Wo ist sie?"

„Sie und immer wieder sie! Denise Dein erstes und letztes Wort! Gehe, sie zu trösten, sie liegt daheim, wo ich sie gelassen. Meine Wege sind auf ewig geschieden von den ihrigen. Morgen ziehe ich von ihr weg."

„Das kannst Du nicht; Du darfst, Du wirst es nicht!"

„Da mich Liebe nicht mehr an sie bindet und kein anderes Band zwischen uns besteht . . ."

„Gerade deswegen. Es giebt Verbindungen, die dadurch unauflösbar sind, daß Sitte und Gesetz sie nicht heiligen. Vor dem Gericht der Welt hat sie keine An=

sprüche an Dich, aber desto gerechtere vor dem der Ehre, des Herzens."

„Das meinige spricht mich, ihr gegenüber, frei. Sie hat durch die Veruntreuung des Briefes alle Pflichten, auch die einfachsten und natürlichsten, gröblich verletzt."

„Schlage ein Vergehen an den Forderungen des Anstandes, der gemeinen Ehrlichkeit nicht höher an, als ihre Leidenschaft, der Mangel an Erziehung, meinetwegen an Zartgefühl bei ihr rechtfertigen. Nein, Otto," so fuhr Ernst beschwörend und eindringlich fort, „Du kannst dies Mädchen ihrem Schicksale nicht überlassen. Wie oft hast Du gegen die Herzlosigkeit der vornehmen Welt, wie Du sie nennst, gepredigt, unsere Kreise verdammt wegen der Leichtigkeit und Gewissenlosigkeit, mit welcher sie die zartesten Verbindungen auflösen und zerreißen, und jetzt wolltest Du ein Verbrechen begehen, vor welchem der abgeriebenste, kälteste Weltmann zurückschrecken würde? Fürwahr, Du kannst es nicht."

„Ich kann, was ich muß. Sie folge ihrem Schicksale, wie ich dem meinen."

„Eher opfere ich mich selbst, als daß ich sie Dir und der Gräfin zum Opfer fallen lasse."

„Zum letzten Male: sie laß weg zwischen uns! Und noch ein Mal: nimm Denisen, wenn sie Dir so hoch und theuer ist, nimm sie mit nach Braunschweig, nach Deutschland, führe sie in Deine Zirkel, in Dein Haus, erziehe sie Dir zur Freundin, zur Diplomatin, zur Frau."

„Armseliger Spötter! Höre es denn, wenn Du es hören willst: ja, so lieb mir mein Name, meine Stellung,

meine Zukunft sind, lieb wie jedem Menschen von Geburt und Beruf, ich würde sie Denisen nachgesetzt haben, würde mit ihr in die Welt gegangen sein, würde sie öffentlich als die Meine hinstellen, hätte ich sie frei gefunden und wäre die Wahl ihrer Liebe auf mich gefallen. Jetzt, das weißt Du wohl, ist das unmöglich. Ich begreife, ich verstehe sie und ihr schönes Herz ganz, das sie an Dich weggeworfen. Ihre niedere Stellung, ihr Mangel an Formen schaden ihr bei mir nichts, dagegen alles bei Dir. Ich, der Sohn des von Dir geschmähten Adels, ehre das Kind des Volkes und liebe es, dasselbe, welches Du schnöde mißhandeln kannst, um einem verbuhlten Weibe, mit Flittertand und künstlichem Reiz umhangen, in schmählicher Leibeigenschaft zu fröhnen."

„Halt ein, Unsinniger!"

„Du bist es, nicht ich! Wie stehst Du da, Du falscher Held der Freiheit, Du Held einer falschen Freiheit! Dir ist der Mensch nichts, der Geist und das Herz nichts, aber die Form, der Zufall alles. Und ich, den Du als Aristokraten verlacht und verketzert, wie hoch fühle ich mich über Dir, wie viel reiner und menschlicher, als Du!"

„Du wirst die Güte haben, aus Deiner Höhe herabzusteigen, um Dich mir zum Kampfe gleich und gegenüber zu stellen."

„Ich werde. Mein Wort darauf, ich werde."

„Mehr braucht es nicht. Alles Uebrige morgen."

Ernst nickte, und Otto ließ ihn allein.

Nachdem der Letztere noch eine Weile in den dunklen Straßen umhergeirrt war, pochte er einen deutschen Maler

aus dem Schlafe. „Thu' mir den Gefallen, lieber Franz," sagte er, „mir heute Nacht Dein Atelier und morgen Deine Pistolen zu leihen."

„Du bist verrückt, laß mich in Ruhe," erwiderte der schlaftrunkene Künstler und legte sich auf die andere Seite.

„In Deinem Atelier werde ich übernachten, weil ich mich mit Denisen überworfen habe, und mit Deinen Pistolen Werneck todtschießen."

„Bah, eine Untreue? Narrenspossen!" Er wickelte sich fester in seine Decke und schnarchte fort.

Otto zündete das Licht auf dem Nachttische an und ging hinüber in das Atelier. Ihm war ganz leicht und wohl zu Muthe, alle Unruhe, Halbheit und Zerspaltung wichen von ihm. Pfeifend wandelte er in dem großen, hohen, dunklen Gemach umher. Sogar alltägliche Regungen stellten sich bei ihm ein, sein Magen erinnerte an das lange Fasten, dem er unterworfen gewesen. Otto suchte in den bestäubten Schiebladen allerlei alte Brodrinden, Aepfel, Ueberbleibsel von Semmeln und Zucker, vom Frühstücke umherliegend, und verzehrte sie mit Heißhunger. Endlich entdeckte er gar eine halbzerblätterte Cigarre. Er zündete sie behaglich an, streckte sich auf einem abscheulichen Lotterbette aus, das im Winkel stand, und warf allerlei kostbare Stoffe, Sammetdraperien, seidene Tücher und Gewänder, wie sie den Portraitmalern zu ihrer Arbeit dienen, als Decken über sich. So schlief er, fester und sanfter als seit geraumer Zeit, bis in den hellen, hohen Tag hinein.

9.

So früh Ernst am andern Morgen auch in die Rue du Rempart eilte, — der graue Novembertag war kaum angebrochen, — fand er dennoch Denisen nicht mehr. „Vor einer Weile," sagte die Hausmeisterin, „ist sie fortgegangen." — „Allein?" — „Ganz allein, Herr Walther war die Nacht außer Hause und kam noch nicht zurück."— Ernst stand in bleichem Schrecken, in rathloser Angst; dunkle Ahnungen stiegen vor ihm auf. Wo die Arme suchen? Die Morgue, das schauerliche Paßbureau der Selbstmörder, erhob die finstern, feuchtgrauen Wände vor seinem schaudernden Blicke.

Denise saß indessen im Vorzimmer der Gräfin Herisy. Man hatte sie an der Thüre abweisen wollen, weil diese noch schlief. Sie versetzte ruhig: „Ich werde warten, Madame hat mich bestellt."

„Das ist was Anderes", sagte der Bediente und hieß sie eintreten. Die Leute der Gräfin waren gerade um den Kaffeetisch versammelt. Sie flüsterten sich Bemerkungen über den frühen Besuch, die Haltung, den Anzug der Fremden zu, während Denise, ruhig abgewandt, aus dem Fenster sah. Der Kammerdiener rieth auf eine Modistin, was aber seine Collegin, die Kammerfrau, mit Kennerblick verneinte. Die Stimmen kamen zuletzt überein: eine Bittstellerin, eine verschämte Armuth, und die Köchin wagte das gutmüthige Anerbieten einer Tasse Kaffee, welches Denise freundlich ausschlug.

Um neun erklang die Glocke aus dem Schlafzimmer. Die Gräfin war regelmäßig eine Früh-Aufsteherin, weil sie ihren Morgen brauchte. Nicht lange darauf wurde Denise zu ihr hineinbeschieden, obwohl die Frau Gräfin, hieß es, sich nicht erinnere, Jemanden befohlen zu haben. Frau von Herisy war noch im Bette, wo sie Chocolade zu nehmen pflegte. Das Bett ist ein fürchterlicher Probirstein weiblicher Schönheit; es läßt keine Lüge zu, wenn es nämlich nicht selbst als bloße Lüge erscheint. Letzteres war dies Mal bei der Gräfin nicht der Fall. Die Vorhänge hatte man zurückgeschlagen, so daß ein graues, nachtheiliges Tageslicht in das Zimmer fiel. Denise sah schon von weitem durch die halbgeöffneten Thüren die Gräfin und machte mit größerem Rechte dieselben Bemerkungen, welche Otto bei dem ersten Anblicke in Longchamps gegen Ernst zum Besten gegeben hatte. Das farblose Gesicht, die eckige Büste, die mageren Finger stachen doppelt scharf hervor in dem weiten Bette, in der Haube, die das kostbare Haar gänzlich versteckte, und in den wallenden Falten und Besätzen des Nachtkleides. Die Gräfin war wirklich alt und häßlich, so wie sie war; auch die Stimme, mit der sie Denisen näher zu treten einlud, klang welk und mager. Fancy, das Wachtelhündchen, welches bei Otto's Sieg den Vorläufer gespielt hatte, bellte, die schwarze Schnauze voll Rahm und Zwiebackkrümlein, von der seidenen Decke herunter der Fremden wüthend entgegen. Seine Herrin befahl ihm Ruhe und fragte artig:

„Wer sind Sie, Madame, und worin kann ich Ihnen dienen?“

„Die Frau Gräfin erkennen mich nicht wieder?“

„Ich meine allerdings, Sie schon gesehen zu haben; indeß, verzeihen Sie, ich erinnere mich nicht deutlich genug Ihrer Züge."

„Ich bin die Frau, welche Sie im Cabinet Montpensier einmal mit Ihrem Besuche zu beehren die Güte hatten."

„Denise", rief die Gräfin unangenehm überrascht aus.

„Sie selbst, Frau Gräfin."

„Was suchen Sie bei mir? Ist dieser Besuch ein Ueberfall oder eine Schlinge? Wissen Sie, daß ich in meinem Schlafzimmer wenigstens geschützt gegen solche Angriffe zu sein hoffte?"

„Lassen Sie die Glocke, gnädigste Frau, und gönnen Sie mir eine Minute Gehör, das ist alles, was ich von Ihnen bitte. Ich komme in keiner feindlichen Absicht."

„Sei die Absicht, welche sie wolle, ich begreife nicht, wie ich mit derselben zusammenhängen kann."

„Wie eine jede Frau mit dem Leben eines Mannes zusammenhängt, den sie liebt."

„Madame!"

„Frau Gräfin, Ihr Rang, Ihr Stolz scheuchen mich nicht zurück. Es gibt Lagen und Stimmungen in der Welt, wohin solche Pfeile nicht tragen. Wie sehr hohe Dame Sie sich auch fühlen mögen gegen mich armes Weib: ich weiß mich nur als Frau der Frau gegenüber."

„Werden Sie mir erklären, endlich erklären, was dies alles bedeutet?"

„Alles, und in wenig Worten. Lassen Sie dieselben nicht auf die Erde fallen; denken Sie, eine Unglückliche spräche zu Ihnen, eine Verdammte, eine Sterbende."

Die Gräfin fuhr bestürzt aus ihren Kissen auf und blickte genauer in das todtenbleiche, aber ruhige Gesicht Denisens, welche sich auf einem Schemel vor dem Bette niedergelassen hatte. Diese fuhr fort:

„Ich beginne damit, mich besiegt zu erklären; ich räume Ihnen das Feld.“

„Habe ich jemals mit Ihnen um ein solches gestritten?“

„Streiten wir jetzt wenigstens nicht um Rücksichten und Formen. Angelangt auf dem Punkte, wo ich stehe, habe ich das Recht, Sie zu verletzen. Otto empfing Ihren gestrigen Brief aus meinen Händen, und zwar . . . erbrochen.“

„Pfui!“

„Ihre Abscheu ist natürlich, Frau Gräfin. Ja, ich habe diese Niederträchtigkeit an ihm, an Ihnen, wenn Sie wollen, begangen.“

„Warum?“

„Fragt bei Ihnen die Leidenschaft nach Gründen? . . . Otto verließ mich darauf, ich verlor ihn auf ewig. Er schwur, mich nie wiedersehen zu wollen, mich, die er schon lange nicht mehr geliebt, die ihm nichts mehr ist.“

Denise sprach die letzten Worte mit einem Tone, bei dem die Gräfin unwillkürlich erbebte. Sie raffte ihren Geist, ihre Schärfe, ihre ganze Festigkeit zusammen, um gegenüber diesem Mädchen als Frau von Welt die Partie nicht zu verlieren. Bewaffnet mit der blanksten Schneide des Spottes, der ihr zu Gebote stand, fragte sie, bis zur Frechheit offen:

„Am Ende suchen Sie den Flüchtling bei mir, Mademoiselle? Ich bitte, ohne Zwang! Schauen Sie nach,

ob er in meinem Schlafzimmer versteckt ist, hinter jenem Vorhange vielleicht, oder unter dem Bett?"

Ein ruhiger Blick war die ganze Antwort, mit welcher Denise fortfuhr:

„Otto ging mit Ihrem Briefe zu Ernst."

„Nun?"

„Er ging zu Ernst mit Ihrem Briefe."

„Was weiter?"

„Frau Gräfin, das wissen Sie besser als ich. Was weiter? Ein Mord unter diesen beiden Männern, der so gut wie Brudermord ist. Den sollen Sie hindern, zwischen sie treten, Otto aufklären, zurückhalten, was Sie, Sie allein in der Welt vermögen. Das sollen Sie, und nur deswegen bin ich hier."

Frau von Herisy sagte nach einer langen, nachdenklichen Pause:

„Hören Sie, meine Beste! Sie scheinen mir nach allem viel zu gut und zu liebenswürdig, als daß ich mit Ihnen, dieser beiden Fremdlinge wegen, falsch und hart sein könnte. Mein Vorsatz war, mich in die ganze verdrießliche Angelegenheit nicht mehr zu mischen. Vielleicht ändere ich denselben, nur Ihnen zu Gefallen. Wenn ich genau überlege, wird mit einem allgemeinen Frieden allen Parteien gedient sein. Ich werde den Treulosen zu Ihnen zurückführen."

„Das ist unmöglich," schaltete Denise mit traurigem Kopfschütteln ein.

Die Gräfin lächelte, als wollte sie das berühmte Wort wiederholen: Für mich giebt es keine Unmöglichkeiten. Dann fuhr sie fort:

„Ueberlassen Sie diese Sorge mir. So viel für Sie. Was die beiden Männer angeht, so erlauben Sie mir, meinen Namen aus ihrem Ehrenhandel ganz herauszulassen, wohin er in keiner Weise paßt, am wenigsten im jetzigen Augenblicke. Ich werfe mich niemals zwischen zwei gekreuzte Degenspitzen; denn glauben Sie mir, mein Kind, das ist gefährlich für eine schwache Frau."

„Aber wenn auf dieser Degenspitze das Leben eines Geliebten steht, Madame?"

Frau von Herisy warf die blasse, hängende Unterlippe höhnisch auf und flüsterte:

„Mademoiselle, Sie nehmen die Sache viel zu tragisch. Man sticht oder schießt sich nicht gleich todt, namentlich die guten Deutschen nicht, welche den Zweikampf im rechten Momente immer wie ein mittelalterliches Vorurtheil betrachten und behandeln."

„O Gott," murmelte Denise, „sie kann scherzen, in diesem Augenblicke scherzen. Sie hat ihn nicht einmal gekannt, und er wähnte sich geliebt von ihr." Aufstehend fügte sie lauter hinzu: „Sie bleiben dabei, nichts thun zu wollen, um den Zweikampf zu verhindern?"

„Wenn ich wollte, könnte ich es? Weiß ich doch nicht einmal, wo Herr Walther ist!"

„Aber Otto wird zu Ihnen kommen, und wenn er kommt —"

„So werde ich mich vor allen Dingen bemühen, mein Unrecht gegen Sie gut zu machen, ihn zu Ihnen zurückzuführen."

„Von mir ist die Rede nicht, Frau Gräfin, retten Sie ihn."

„Armes Kind, nehmen Sie wenigstens, ehe Sie weggehen, einen Rath von einer erfahrenen Frau, einer Landsmännin an, der es aufrichtig leid um Sie thut, die Ihnen wohl will. Geben Sie sich diesen blauäugigen Ausländern nicht ganz und gar dahin: auf mein Wort, mit aller ihrer Gemüthlichkeit und Treue verrathen und verlassen sie uns mit derselben Leichtigkeit, sogar mit noch weniger Rücksicht und Zartheit als unsere Pariser. Seien Sie auf Ihrer Hut! Doch, wohin eilen Sie?"

„Zu Ernst; auf ihn habe ich Einfluß. Um Gott, gnädige Frau, halten Sie Otto zurück; ich stehe für den Andern."

Denise ging, von der Gräfin mit langen verwunderten Blicken begleitet. Sie hatte den Gedanken, wie ein Blitz durch eine Wolke schießt etwa: Ich werde ihr nachschicken, thun, um was sie bittet, sie nicht aus den Augen lassen. Aber als echte Schülerin Talleyrands traute sie ihrer ersten Regung nicht, „weil sie fast immer gut ist," und die nach der Glockenschnur ausgestreckte Hand fiel auf Fancy's Haupt zurück.

Ernst und Denise begegneten sich vor des Ersteren Thür, als er von einigen vergeblichen Wegen nach ihr zurückkam, bang und verstört. Da er ihrer ansichtig ward, sprang er mit gleichen Füßen aus dem Cabriolet, und Denise litt, oder merkte nicht, daß er in dem Sturm seiner Freude ihr um den Hals fiel. Er führte sie in sein Zimmer, auf dasselbe Sopha, wo wenige Stunden zuvor Otto gesessen hatte. Sie erzählte ihm den Besuch bei Frau von Herisy, er erwiderte mit dem Auftritte

zwischen Otto und ihm. Nachdem er geendigt, rief sie schmerzlich aus:

„O nun ist alles verloren! Sie haben ihn gereizt, statt zu beschwichtigen; Ihre Worte wider die Gräfin, für mich, Ihre Heftigkeit, Ihr Stolz haben alles verdorben . . . Jetzt habe ich keine Hoffnung mehr!"

„Denise, leben Sie denn nur in ihm? Wird dieser thörichte Wahn nie aufhören?"

„Er wird, o ja, er wird!"

„Sehen Sie mich zu Ihren Füßen! Vergessen Sie, was hinter Ihnen, was zwischen uns liegt. Lassen Sie einen Egoisten, der Ihrer niemals würdig war, seine Straße einsam weiter ziehen; gehen Sie mit mir, auf meinen Arm gestützt, an meiner Hand."

„Damit", sagte Denise mit aufwallender Bitterkeit, „Frau von Herisy's Anklage gegen mich sich erfülle, und Otto an meinen Verrath glaube? Nein, Ernst, Sie wählen den Augenblick Ihrer Erklärung schlecht. Bei den vornehmen Herren mag das so Mode sein, daß sie die Geliebten tauschen wie die Rennpferde. Das Volk denkt anders wie Jene, Herr von Werneck."

„Wie können Sie mich so grausam mißdeuten, Denise! Stellen Sie mich auf die Probe. Ich verlasse Frankreich bald, in diesem Jahre noch. Gestatten Sie, daß ich Sie in meine Familie führe, zu meiner Mutter, der edelsten, besten Frau; Sie sollen nur Schutz bei uns finden, wenn Sie nichts Anderes annehmen wollen, eine neue Heimath, glückliche Verhältnisse!"

„Für mich gab es nur in den alten ein Glück. Ich danke Ihnen für Ihre Güte, die, wie ich gern glaube,

ehrlich gemeint ist. Aber ich kann, ich darf mit Ihnen nichts gemein haben. Otto müßte . . ."

„Otto, Otto und nur Otto! Denken Sie noch an die Möglichkeit einer Versöhnung mit ihm?"

„Mein Herr, er hat mich Poissarde gescholten. Seit er Ihre Gräfinnen und Baronessen kennen gelernt, war ich ihm nicht mehr fein und gebildet genug. Versöhnung mit ihm? O nein, sie ist unmöglich, sowohl meinetwegen wie von seiner Seite. Es ist aus zwischen uns, das weiß ich wohl. Aber hindert das, daß ich ihn liebe?"

„Denise!"

„Ja, hören Sie es, Sie erster Urheber aller unserer Qualen: Ich liebe ihn noch, diesen Mann, dessen Herz Sie verdorben und mir entrissen haben durch Ihre Künste und Kniffe, wie Otto ganz richtig Ihnen gesagt, diesen Mann, der mich verlassen, verrathen, auf den Tod beleidigt und mißhandelt hat. Ich liebe ihn, und daß ich Ihnen das zurückgeben kann auf das Geständniß Ihrer thörichten Neigung für mich, das ist meine letzte Freude, meine Rache an Ihnen, mein Triumph. Sie hasse ich mehr noch als das eitle Weib, von der ich komme. Aber Otto liebe ich, ich werde ihn bis zum Tode lieben, für ihn sterben werde ich, ein Fußtritt von ihm ist mir lieber als Ihre Umarmung."

Erschöpft und erschüttert riß sich die Unglückliche los, und Ernst wagte es nicht, ihr zu folgen. Sie floh nach Hause, wie ein todtwundes Thier seine Höhle sucht, um allein in Waldnacht und Bergesstille zu verbluten.

Otto war während dessen bei seinem Gastfreunde beschäftigt, zuerst an die Gräfin zu schreiben und dann auf

Ordnung in seinen häuslichen Angelegenheiten zu sinnen. Der Brief machte ihm ärgerlich zu schaffen. Wider seinen Willen erkaltete der Ausdruck des Gefühls in seiner Feder. Es schlich sich ein so tiefer Ekel an allen diesen Verwickelungen in seine Seele, daß sowohl die Kraft seiner Liebe zu Hermance, als der Stachel seines Hasses gegen Ernst gebrochen wurden. In Diesem erblickte er noch immer die Ursache des Bruches, der mitten durch sein Leben gegangen war. An Denise gedachte er mit hundert gemischten Empfindungen des Mitleids, des Abscheues, des Zweifels, der Wehmuth, und klar stand allein die Nothwendigkeit vor ihm, es müsse zwischen ihr und ihm auf immer vorüber sein. Die Aussicht auf den Zweikampf mit Ernst hielt er gewissermaßen wie einen Lichtpunkt fest, um den sich seine zerstreuten, zermalmten Kräfte wieder sammelten.

Es ging schon stark auf den Abend zu, als Otto einige Leute in seine bisherige Wohnung sandte, mit dem Auftrage, sein Geringes an Hab und Gut abzuholen. Er wollte sich vorläufig bei dem Maler, wohl oder übel, einquartieren und gleich morgen, sagte er, ein anderes Logis beziehen, wozu ihm die Pistole, so oder so, als Schlüssel dienen sollte. Dabei blieb er stehen, Denisen nie wieder zu sehen; Ernst wußte er zu finden, sobald es an der Zeit war, und zu der Gräfin zog es ihn nicht. Er hielt sich still, ohne Jemanden zu sehen, Jemanden seinen Zufluchtsort wissen zu lassen. Mit einbrechender Dämmerung schlich er hinaus, unbestimmt wohin. Der Weg, den er einschlug, war nicht nach der Rue de l'Université, sondern in die Nähe des Palais Royal. Unwillkürlich stand er vor der

Glasthüre des Lesecabinets; Denisens Platz war unbesetzt. Noch einige Schritte, einige zögernde Umwege, und er betritt die Rue du Rempart. Siehe da, welch' ein Auflauf in der stillen Straße! Das muß ja . . . In der That, vor dem Hause, das er bisher bewohnt, ist das stärkste Gewühl. Sein Haar sträubt sich, er wankt näher, horcht auf das Murmeln der unbekannten Stimmen, drängt sich durch die Haufen. „Was gibt's denn da?" fragt er.

„Ein armes Weibsbild hat sich aus dem fünften Stock herunter auf das Pflaster gestürzt."

Mit einem furchtbaren Schrei ist Otto im Hause. Denise liegt unter den Händen des Arztes, von Menschen umringt, in dem kleinen Hausmeisterstübchen. Ernst steht an ihrer Seite. Als Otto die Thür aufgerissen, stürzt ihm Dieser mit dem Wehrufe entgegen:

„Ihr Blut komme über Dich!"

Otto antwortet: „Wie das Deine über Dich!"

Bei dem Klange seiner Stimme versucht das furchtbar zerschmetterte Haupt eine Wendung. Ihr letzter Blick fiel, gebrochen schon, auf ihn.

Die Polizei trennte die beiden Männer, die sich, wie zu einem tödtlichen Kampfe bereit, gefaßt hielten. Beide wurden entfernt, während die alte Hausmeisterin heulend und wehklagend ein Tuch über die Leiche breitete.

10.

Die Untersuchung, welche über das schreckenvolle Ereigniß eingeleitet wurde, ergab so gut wie gar nichts, was der menschlichen Gerechtigkeit als Grund zur Be-

strafung und als Schuld vor dem bürgerlichen Gesetze erschienen wäre. Denisens Hausgenossen sagten aus, daß sie den Tag über allein in ihrem Zimmer eingeschlossen geblieben, ohne die besorgte Pförtnerin oder Ernst, der wiederholt nachfragte, auf ihr Pochen einzulassen. Man hatte sie seufzen und still für sich weinen gehört. Als gegen Abend Otto's Boten kamen, sein Eigenthum von ihr zurückzufordern, verfiel sie in heftige Zuckungen, die sich milderten, je leerer sein Zimmer wurde. Sie stand, nachdem das letzte Stück verschwunden, am offenen Fenster, den Trägern nachblickend. Wenige Minuten darauf, wie Ernst abermals erschien, war das Entsetzliche schon geschehen. Alle Hilfe kam zu spät und vergebens. Ernst vermochte nur noch die Leiche, welche dem Gesetze verfallen sein sollte, loszukaufen und ihr auf dem Kirchhofe Montmartre eine Ruhestätte „für ewige Zeiten" zu erwerben.

Ernst und Otto wurden von dem Gerichte, dem sie sich gestellt, ebenfalls entlassen. Jeder von ihnen fühlte aber, daß die Sache damit nicht abgethan sein konnte. Es gibt Fälle im menschlichen Leben, wo, auch ohne eigentliche Beleidigung und Ehrenkränkung, zwei Männer so feindselig und schroff einander gegenübergestellt werden, daß sie ohne einen Kampf auf Leben und Tod weder scheiden, noch sich wieder vereinigen können. Das Duell nimmt dann gewissermaßen seinen alten Charakter als Gottes-Urtheil an, entkleidet von aller frivolen Zuthat der Mode und des Waffenspieles.

Beide trafen sich an einem klaren, frischen Herbstmorgen im Gehölz von Vincennes, welches das von Bou-

logne in seinen blutigen Zwecken abgelöst hat. Der Tag war so schön, heiter und sonnig aufgegangen, daß ein Gedanke an Mord und Todtschlag doppelt unnatürlich und sündlich erschien. Aber die fünf Männer, welche schweigsam und düster, die Schritte raschelnd durch das welke Laub, von der Landstraße ablenkten auf eine versteckte Lichtung im Walde, sie hatten keinen Sinn für den funkelnden Herbstthau zu ihren Füßen, für das Säuseln des Windes in den dunklen Tannen, den leichten Zug fröhlicher Wölklein über den blauen Himmel. Ihre Gedanken waren weit, weit ab von allen diesen Dingen. Ernst, der sehr bleich, aber fest aussah, erinnerte sich an seine Mutter, an Denise; Otto ging mit zur Erde 'geneigter Stirn, als suche er sein Grab wie eine Wohlthat; die beiden Zeugen, ebenfalls Deutsche, einer davon der uns bekannte Maler Kranz, sprachen flüsternd mit einander die Regeln der Entscheidung ab, die sich schwer und fürchterlich vorbereitete. Der Arzt folgte für sich.

Auf dem freien Platze angelangt, machte man Halt. Kranz maß, weit ausholend, die fünfzehn Schritte ab, während sein Gegensecundant lud. Die Uebereinkunft lautete: Beide Gegner schießen von ihrem Standpunkte gleichzeitig, mit Zielen, sobald bis Drei gezählt worden. Zwei Stöcke auf die Erde gelegt, bezeichneten ihre Plätze. Die Pistolen wurden ihnen eingehändigt. Die Zeugen traten zurück. Kein leeres Wort, kein Versuch der Verständigung mehr, kein Hauch; auch ringsum im Walde alles still.

So stehen sie sich gegenüber, die Jugendfreunde, die Landsleute, die Brüder, Brust wider Brust, die Waffe in

der noch gesenkten Hand. Ihr Auge zuckte nicht, das Otto's wurzelte im Boden, während Ernst mit unendlicher Trauer ihn anblickte. Keiner zweifelte, auch nicht vor dieser Probe, an dem Muthe und an der Geschicklichkeit des Andern; sie kannten sich, und jeder hatte schon öfter so gestanden wie heute, und doch niemals so.

Der Secundant Werneck's zog die Uhr. „Seid Ihr fertig?" fragte er. Beide nickten.

„Eins . . . Zwei . . ."

„Halt!"

Kranz war vorgesprungen und an Otto's Seite getreten. Angelegentlich sagte er ihm in's Ohr:

„Werneck zielt nicht auf Dich, das ist augenscheinlich. Was willst Du thun?"

Otto, der seine Pistole bisher von unten auf gegen Ernst gehoben hatte, ward verwirrt. Er sah auf seinen Zeugen, welcher wieder auf die Seite schritt, dann auf seinen Gegner. Die Unterbrechung hatte ihn durchaus irre gemacht; seine Hand begann zu zittern. Ernst stand ihm still gegenüber. Wiederum klang es:

„Eins . . . Zwei . . . Drei!"

Bei dem letzten Worte fielen die Schüsse und — Ernst; die Kugel war in seine rechte Seite gegangen, etwas über der Hüfte einschlagend und nahe am Rückgrat heraustretend. Der Verwundete sank in dem Arm des Arztes ohnmächtig nieder. Seine letzte Aeußerung war: „Ich fühle, daß es nicht gefährlich ist." Man brachte ihn in dem Wagen, welcher an der Straße wartete, nach dem nahe gelegenen Dorfe Saint Mandé, wo ihm der

Wirth einer kleinen Schenke ein Zimmer einräumte. Wenige Schritte davon steht das Haus, in welchem Armand Carrel gestorben ist.

Otto war nicht mehr von Ernst zu trennen; sein Jammer, seine Reue streiften an Wahnsinn. Er raufte sich das Haar, bedeckte die Stirn des Kranken mit Küssen, ließ seine Hand nicht mehr los. Ernst wehrte ihm nicht; er sprach Trost zu, sobald er wieder zum Bewußtsein gekommen. „Du hast mich nicht treffen wollen," sagte er, „das sah ich wohl. Daß Kranz Dich unterbrach, verrückte Deine Waffe, die Du viel zu niedrig hieltest, um mir schaden zu können. Deine Hand fing an unsicher zu werden, und gerade weil Du zu fehlen gedachtest, schossest Du auf mich. Sei indessen ruhig. Es wird keine Gefahr haben, nicht wahr, Doctor?" Dieser zuckte, wie alle Doctoren, die Achsel und antwortete:

„Ich hoffe, nein."

Dennoch waren die ersten Tage und Nächte mehr als bedenklich. Erst nach Verlauf einer Woche gestaltete sich die Lage des Kranken so, daß sein Leben als gerettet verbürgt werden durfte. Hingegen stellte der Arzt eine langsame Heilung in Aussicht. Während derselben wich Otto nur dann von seinem Bette, wenn ihn Geschäfte nach Paris riefen, namentlich Geschäfte für Ernst. In den trüben Nächten des Siechthums, wie in den stillen Stunden der Genesung schlossen die beiden Freunde wiederum den zerrissenen Bund der Jugend, und Ernst's Wunde heilte auch die tiefe Zerrüttung, das sittliche Leid Otto's langsam aus.

Einst kam er bewegter wie gewöhnlich von Paris nach Saint-Mandé zurück. Er legte stillschweigend einen Brief auf Ernst's Bette, den Dieser, als er die Adresse und die Handschrift flüchtig angesehen, mit abgewandtem Gesichte zurückwies. „Laß uns," sprach er zu Otto, „den Namen dieser Frau nicht mehr nennen, sie soll todt für uns sein, wie Denise für uns lebt." Der Brief war an Otto gerichtet, aber noch uneröffnet.

„So meinst Du," fragte Dieser, „daß ich nicht einmal lesen soll, was sie schreibt?"

„Wozu? Ohne dies Siegel zu brechen, will ich Dir sagen, was das glatte Blatt enthält, dessen bloßer Geruch mir bis in das Gehirn hinein weh thut."

Otto ergriff den Brief und schleuderte ihn in's Kamin. Die Freunde fielen sich in die Arme, und Otto rief lächelnd aus:

„Herkules und Hylas können ihren Hahn gemeinsam dem Asklepios opfern, sie sind Beide genesen."

Ernster fuhr er fort:

„Und doch ist es am Ende gut, daß Du das letzte Wort des Räthsels erfährst. Höre denn, was mir meine Nachrichten aus Paris sagen. Zuvor lies diese Stelle im vorgestrigen Moniteur." Er zeigte auf einige roth angestrichene Zeilen in dem „nichtamtlichen" Theile des amtlichen Blattes, die also lauteten:

> „Wir erfahren aus sicherer Quelle, daß mit dem nächsten Pairsschub auch der Graf Herisy, eine der unzweifelhaftesten Capacitäten des großen französischen Grundadels, zu dieser Würde befördert werden dürfte. Seiner Ernennung geht eine Aussöhnung mit

der Frau Gräfin Herisy mehr als wahrscheinlich voraus, welche nicht nur in der Pariser Gesellschaft mit allgemein freudiger Theilnahme begrüßt wird, sondern auch in den Tuilerien eine lebhafte Zufriedenheit erregt hat, da der Hof bekanntlich nirgends mehr auf Beseitigung aller persönlichen Mißverständnisse hält, als in denjenigen Kreisen, welche an Intelligenz, Macht und Einfluß in den Augen der gesammten Nation am höchsten stehen."

„Ich bitte Dich," sprach Otto, nachdem er gelesen, verwundert und nachdenklich zu dem ihn beobachtenden Freunde, „was bedeutet dies?"

„Zusammengehalten mit den Gerüchten aus den Salons, welche mir gestern sammt dieser Nummer der österreichische Botschafts-Secretär herausgebracht hat, bedeutet dies nichts mehr und nichts weniger als Folgendes: Schon seit einem Jahre spinnt die Gräfin an dem Plane einer Aussöhnung mit dem Grafen. Sie will sich mit ihm wiederum „arrangiren": derselbe Ausdruck, nur auf die linke Seite gewendet. Die Zeit beginnt für sie, wo sie aus der Phase der galanten Dame in die der politischen Frau übergehen muß, wenn sie nicht ganz von der Bühne abtreten will. Des Grafen Reichthum und seine Pairie sind ihr nothwendig zu der neuen Rolle; mit seinem Diplom deckt sie seine Vergehungen an ihr zu, und sein Gold wiegt ihr seine Rohheit auf. Ihrer Verständigung mit dem Grafen stand das Verhältniß mit mir hinderlich im Wege, welches eine allerdings lästige, nicht wohl übersehbare Oeffentlichkeit erlangt hatte. Ich mußte bei Seite geschafft werden. Statt eines Bravo dingte sie — ver-

zeihe mir, Bruder — einen Anbeter. Du warst, schon wegen Deiner Entfernung aus allen Kreisen der Gesellschaft, ohne Aergerniß und mit Bequemlichkeit so lange zu behalten, bis ich das Feld vollends geräumt hatte. Unser Zweikampf bildete einen unvorhergesehenen Knoten in ihrem Plane; dieser blutige Faden paßte nicht in die Muster, womit sie das Gewebe ausschmückte, welches sie und ihren Gemahl auf's Neue zusammenziehen sollte. Einige Jahre früher wäre ihr ein solcher Zwischenfall hoch willkommen gewesen; sie hätte dann als grausame Schönheit sich hinstellen können, zu deren Füßen sich zwei Ritter die Hälse brachen. Jetzt kreuzte aber das Aufsehen erregende Ereigniß ihre Pläne. Rasch mußte sie ihm einen andern Lauf, eine andere Gestalt geben in den Augen der Welt, als die Wahrheit ist. Sie gruppirte die Thatsachen dieser vielbesprochenen Angelegenheit also: Ich bin der Verführer Deiner Geliebten, die zum Selbstmord getrieben ward, weil Du ihre, mit mir begangene Untreue entdeckt; Du straffst sie an mir. So ist alles auf's Natürlichste erklärt und nebenbei jedes Geflüster auf den Mund geschlagen, das etwa noch durch die Salons raunen könnte, Du seiest mein glücklicher Nachfolger gewesen. Ein Mann, der sich einer Grisette wegen schießt, kann unmöglich der begünstigte Anbeter einer Gräfin sein. Dein Schuß hat ihren Ruf auf einmal von uns Beiden befreit. Der zärtlichen Aussöhnung der Gatten steht nun nichts mehr entgegen. Graf Kroneck, der heute früh mich besuchte, hat den Grafen schon in der Welt getroffen. Sein großes Hotel in der Rue de Lille wird prächtig hergerichtet zur Aufnahme des glücklichen Paares. So,

lieber Freund, sieht es hinter den Coulissen des großen Theaters aus, auf welchem Du eine Gastrolle gegeben hast. Nicht wahr, wir wollen den Vorhang fallen lassen?"

Otto saß wie betäubt. Statt aller Antwort rief er, in lautes Weinen ausbrechend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend:

„Denise!"

10.

An einem trüben Wintertage stand auf dem Kirchhofe Montmartre ein einsamer Wandersmann, den Stab in der Hand, das grüne Ränzchen auf den Schultern, eine leichte Reisemütze in die langen Haare gedrückt. Ein feuchter Wind schnob von Westen her, die Wolken jagend durch die dicke Luft. Schnee war gefallen über Nacht, war sogar liegen geblieben auf der Stadt, welche, aus solcher Entfernung gesehen, unter der weißen Hülle den Anschein einer ungeheuren Ruine hatte. Die stumpfen Thürme von Notre Dame, St. Sulpice, St. Jacques la Boucherie ragten mit ihrer beschneiten Fläche gleich Trümmerhaufen über der weißgrauen Linie empor, in der die Stadt verschwamm. Düstere Nebel flatterten um das trauervolle Bild. Kein Glockenton, kein Hammerschlag scholl herauf; der Lärm und das Treiben des Ameisenhaufens verlor sich in der winterlichen Ferne.

Otto nahm Abschied von Denisens Grab, das er und Ernst mit einem Steine und ihrem Namen geziert hatten Es war das einzige Haus, von dem er sich zu beurlauben brauchte, ehe er Paris verließ, da Ernst vor wenig Tagen bereits heimgekehrt. Entblößten Hauptes warf er sich auf den hartgefrorenen, weiß überzogenen Hügel nieder und

küßte inbrünstig die kalte Platte, welche ihn deckte. „Lebe wohl,“ schluchzte seine Stimme aus tiefer Brust, „lebe wohl, du edles, einziges Herz, das mich liebte, das mein war, das ich zerbrach.“ Seine Hände rafften den Schnee lau und drückten ihn an die glühende Stirn, an die Wangen, an’s Herz. „O lebe wohl!“

„Und dir da drunten,“ rief er emporgerichtet gen Paris aus, „dir, du große Stadt voll kleiner Leidenschaften, von hier dem Scheine nach so ruhig und doch so zerrissen, du, auch ein Kirchhof, wie diese Stätte um mich her; dir, die du dich Welt nennest in dieser Stadt, ekler Kreis von menschlichen Thorheiten und Lastern, von Leidenschaften, Launen und Lügen, dir, du Afterwelt, dir, du Todtenstadt voll übertünchter Gräber und verwester Herzen, dir meinen Fluch! Sei verdammt aus einem Gemüthe herauf, das du vergiftet hast; auf dich dieses Grabes Verantwortung und die Schuld eines zum zweiten Male vernichteten Lebens!“

Er hielt inne und wendete sich nun gen Osten, die Arme weit ausbreitend: „Sei gegrüßt, Land des Aufganges! Zu dir flüchte ich, nicht in die verbotene Heimath, nein, auf den alten, ewigen Boden der Freiheit, in das Allerheiligste einer frischen, großen, ewigen Natur, in deine Alpen und über deine Seen, o Schweiz! Nimm den heimathlosen Wanderer an die kühle, sichere, breite Brust deiner treuen Berge; im Alpenglühen führe mir ein neues Morgenroth herauf, und die Milch deiner Gletscher werde meiner wunden Seele zum Trank der Lethe!“

Rief es und eilte den östlichen Abhang des Hügels hinunter.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

